Vier Burgen.

Erster Band.

Vier Burgen.

Deutsche Adelsgeschichten

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Meinen lieben Schwiegerältern,

Eduard Schnitzler

und

Wilhelmine Schnitzler-Stein

gewidmet.

Inhalt.

I.

Haus Bullenheim.

Erstes Kapitel.

Dort, wo die breite, reiche Stromebene sich von den leis anstrebenden Hügeln scheidet, zeigen sich viele Dorfschaften, die alle mehr oder weniger das Gepräge der Wohlhabenheit an den Tag legen. Die Fruchtbarkeit der Fläche, in welcher der Strom vor Jahrtausenden seine fetten Bodentheile abgesetzt hat, hört mit dem Beginn der Höhenzüge keineswegs auf. Die schönen Korn-, Weizen- und Samenfelder schwingen sich auch die Hänge hinan, an deren Fuße man bald einen schlanken Kirchthurm und spitze Häusergiebel aus Gruppen von hohen Obstbäumen ragen sieht, und bald ein größeres Bauergut vereinzelt zwischen seinen gedehnten Fluren gewahrt. Hin und wieder liefert ein altes Burghaus den Beweis, daß auch der Adel es nicht verschmäht hat, sich in der gesegneten Landschaft anzusiedeln. Manche Gebäude dieser Art strecken, von den fernen Tagen des Mittelalters zeugend, ihre alten Thürme und Erker aus den Büschen und Wäldern, welche noch die Gipfel der Bergrücken bedecken; andere aber, die den Renaissance- und Rococostil an der Stirn tragen und also in spätern Zeiten

errichtet sind, erheben sich, an das Gebirge geschmiegt, in der Thalebene. Man kann die Eindrücke, welche diese Landschaft auf die Sinne des Wanderers macht, gerade nicht großartig nennen, aber sie bietet Bilder der Freundlichkeit, Milde und Anmuth in Hülle und Fülle.

Zu den beträchtlichsten und umfangreichsten Ortschaften der Gegend gehört das Dorf Bullenau, welches nicht allein durch die Fruchtbarkeit seiner Felder und Wiesen, sondern auch durch den Umfang und die Lebendigkeit seines Verkehrs groß und blühend geworden ist. In der Mitte desselben kreuzen sich nämlich mehrere Pfade, denn von hier aus ziehen gutgehaltene Wege südwärts und nordwärts längs den Höhen hin. Außerdem aber führt aus der Stadt, die am Ufer des fernen Stroms liegt und gleichsam der Hafen für den Handel und Wandel ist, in die tiefern Theile des Gebirges eine vielbesuchte Straße, deren Anlage sich ganz naturgemäß gegeben hat, weil an dem Dorfe vorbei ein aus den höchsten Theilen des Bergrückens kommender frischer, klarer und breiter Bach vorbeirauscht. Diese Straße ist täglich mit Lastwagen und Karren aller Art und nicht selten mit Reisegefährten bedeckt. Freilich dehnt sich der Felderreichthum nicht weit in die Schluchten und Höhen hinein. Aber der Boden besitzt hier eine seltene Fülle von Kupfer, Eisen und Blei, und hat deshalb zur Anlage von vielfältigen Bergwerken Veranlassung gegeben. Außerdem wird in den weiten Wäldern viel Kohlenbrennerei getrieben. Auch fehlt es nicht an trefflichen Steinbrüchen, deren Erzeugnisse sich wegen ihrer Härte und Dauerhaftigkeit ganz besonders für den Häuserbau

eignen und die allerwärts im Flußthal einen erwünschten Absatz finden. Dieser mannichfache Verkehr verleiht dem Dorfe ein besonderes Leben, zumal dasselbe gleichsam einen Mittelpunkt für die hin- und hergehenden Transportmittel abgibt. An den Wirthshäusern füttert der große und kleine Fuhrmann und der Postillon. Hier kehrt der schäbige Schacherjude und der reiche Handelsherr ein.

Was aber vorzugsweise zur Belebung der Gegend beiträgt, ist ein großes Eisenwerk, welches man schon von weitem, aus der Ebene herankommend, links vom Dorfe gewahrt. Dort reiht sich nämlich Bau an Bau mit hohen schwarzen Schornsteinen, aus denen bei Tage unaufhörlich ein schwarzer Rauch dringt, während sie bei Nacht Tausende von Funken in die dunkle Nacht senden. Die Wasserkraft arbeitet hier mit der Dampfkraft um die Wette. Der Ofen schmilzt das zähe Metall, das erst in Formen gegossen und dann mit dem Hammer gereckt wird. Des Rauschens, Pochens, Zischens und Knisterns ist kein Ende, zwischen dem große und kleine rußige Gestalten in emsiger Geschäftigkeit umhereilen. Man sagt, daß hier täglich an fünfhundert Menschen zusammenkommen, die des Morgens in der Frühe, wenn sie zur Arbeit gehen, und des Abends, wenn sie in die Heimat kehren, alle Wege zu den umliegenden Dörfern bedecken. Außerdem sieht man stets Karren einherkrachen, die Kohlen und Erzstein heranbringen und die das fertige Eisen in die Weite tragen. Da es aber heute Sonntag ist, so ruht die frische und bewegliche Geschäftigkeit und man hat alle Muße, sich in der Umgebung umzusehen. Besonders ergehen sich die Blicke seitwärts nach dem

eleganten Hause, das sich in der Mitte von zierlichen Gärten erhebt und von den seltensten Pflanzen umblüht ist, zwischen denen schöne Marmorstatuen stehen uud klare Springbrunnen rauschen. Dort wohnt der Besitzer dieser reichen Anlage, Herr Friedrich Reimbold.

Aus diesem Hause trat in die Sonntagsmorgenstille ein junger Mann in eleganter Sommerkleidung und sah sich halb wie ein Wohlbekannter, halb wie ein Neuling nach allen Seiten um, als wüßte er noch nicht, wohin er seinen Fuß setzen sollte. Aber er sagte bald der fernen blauenden Ebene, die in einem leisen Morgennebel verschwamm, Lebewohl, um den Weg durch das Dorf zu verfolgen. Während er mit Behagen weiter schritt, traten ihm zwischen Häusern, Gärten und Obstbäumen gleich allerlei hübsche Bilder entgegen. Die erste Scene, die ihm auffiel, schien von guter Vorbedeutung, denn dort an dem verborgenen Häuschen im kleinen Fenster, welches der Flieder mit seinem zierlichen Laubwerk umschattete, aus dem saftige rothe Beeren hervorschauten, lag eine hübsche Bauerdirne, deren Gesicht nicht umsonst geröthet war, da ihr ein schlanker frischer Bursche allerlei Süßigkeiten im derben Dorfgeschmack zuflüsterte. Aber der junge Herr verstand sich auf Discretion. Was sollte er die jungen Schwätzer verlegen machen? So ging er weiter, wo seine Blicke bald am Brunnen auf einer Kindergruppe ruhten. Die Kleinen liefen, der alten ländlichen Sitte folgend, herbei, um dem Herrn ihre schmuzigen Hände zu reichen, die er denn auch trotz der Sauberkeit seines Costüms lächelnd annahm. Bald war er der Kirche nicht mehr fern,

welche in der Mitte des Dorfs zwischen alten Linden lag, unter deren Schatten sich die Leute der Gemeinde versammelt hatten, um in die Hochmesse zu gehen, die bald beginnen sollte. Alt und jung trieb sich dort in bunten Gruppen umher. Der bejahrte Bauer mit dem dreieckigen Hute, der kurzen Hose und den Schnallen auf den Schuhen plauderte mit der greisen Matrone, deren runzeliges, vergilbtes und verbräuntes Gesicht in einem seltsamen Gegensatz zu dem weißen, sorgsam gefalteten Kopftuch stand. Bei den jungen Burschen war aber trotz des bevorstehenden Gottesdienstes, der eigentlich zur ernsten Betrachtung anregen sollte, alles Lust und Gekackel und Gelächter, denn sie dachten offenbar mehr an den Tanz des Abends als an die Feier des Morgens. Hier und dort machten sich indeß die Leute doch auf unsern jungen Wanderer aufmerksam. Die Männer zogen ehrfurchtsvoll den Hut und die Weiber versuchten einen Knicks. Dann tönte plötzlich das Geläute in dem Thurm und klang weit in die helle Luft. Alles drängte sich in die Thore der alten Dorfkirche.

Auf dem weitern Wege begegneten dem jungen Manne noch einige verspätete Kirchgänger. Der Förster war darunter, der übrigens auch nicht allzu große Eile hatte, denn er blieb eine gute Weile bei unserm Spaziergänger stehen, um mit demselben eine Jagd auf die nächste Frühe zu verabreden. Endlich schieden sie. Der junge Mann ging weiter, und es klang ihm bald aus nicht allzu weiter Ferne ein Lied entgegen, das, gerade nicht zum Sonntag passend, von einem Chor rauher Stimmen gesungen, lustig genug in den frischen Morgen ertönte.

Aus der flotten jauchzenden Melodie konnte er die Worte herausschälen:

Es steht ein Wirthshaus an dem Rhein,
Da kehren alle Fuhrleut' ein,
Frau Wirthin sitzt am Ofen,
Die Fuhrleut' sitzen um den Tisch,
Den Wein muß jeder loben.

Er kam bald in die Nähe der Wirthschaft Zum blauen Trompeter. Sie lag da als ein stattliches, weitläufiges Giebelhaus, dessen Erdgeschoß aus derben Bruchsteinen aufgebaut war, während der obere Stock sich in phantastischem Fachwerk mit Erkern und Thurmansätzen erhob. Zwischen den geschnörkelten Balken standen alte fromme Sprüche, deren Inhalt sehr wenig zu dem Lärm der Wirthschaft stimmte, während das Schild mit dem blauen Trompeter und der Inschrift: „Hier ist gut logiren zu Pferd und zu Fuß", schon die Bedeutung des Gebäudes richtiger bezeichnete. In der That waren die großen mit weißen Tüchern überzogenen Frachtwagen, die im Sonnenschein vor der Thür ruhten, die einzigen Gegenstände, welche den Sonntag mitfeierten. Auch in der Thür und auf der hohen Treppe wirrte es lebendig, denn dort berichtigten Reisende dem Wirth ihre Zeche, um alsdann weiter zu wandern und neuen Staub auf die Schuhe zu sammeln.

Der Wirth sah ihnen noch winkend nach; als er aber den herankommenden jungen Mann erblickte, sprang er herunter und begrüßte ihn mit einer pfiffigen Freundlichkeit.

Freut mich sehr, Herr Ernst Bracht, rief er aus,

Sie wiederzusehen. Ei, was sind Sie für ein großer, starker, schöner junger Mann geworden, seitdem wir uns nicht mehr gesehen haben. Ich kannte Sie aber doch auf der Stelle wieder. Ja, der Peter Butz vergißt die Menschen nicht, die ihm ans Herz gewachsen sind. Ich habe gehört, daß der Herr Oheim, der alte Herr Reimbold, sich von den Geschäften zurückziehen will und daß Sie für ihn eintreten. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, mich Ihrem Wohlwollen bestens zu empfehlen.

Ernst Bracht, der dem Wirth gerade nicht sehr gewogen schien, lächelte gleichwol freundlich. Freilich, rief er, ich werde jetzt bald Euer Mitbürger.

Nun, fuhr der Wirth verschmitzt lächelnd fort, wollen hoffen, daß dann auch bald eine schöne Mitbürgerin einzieht.

Das hat Zeit, antwortete der junge Mann, bis ich ein Haus finde. Wissen Sie mir eins? fragte er geheimnißvoll, denn er wollte jetzt dem zudringlichen Patron die Meinung beibringen, als wäre er schon verlobt.

Aber das Landhaus des Onkels? fragte Butz.

Er wird es zu seinem Sommeraufenthalte benutzen, sprach Ernst. Doch wie steht es mit dem Schloß? Ich höre, die Verhältnisse des Barons sind schlecht. Käme es zum Verkauf, ich gäbe auf der Stelle sechstausend Thaler dafür, denn ich bin ein Freund von Antiquitäten geworden.

So, so, meinte Butz verwundert, Ei, ei! Ein Freund von Antiquitäten? Er machte ein sehr bedenkliches Gesicht.

Ernst rief ihm noch zu: Hören Sie etwas davon, so denken Sie an mich!

Dann schritt er weiter, indem er sich freute, dem neugierigen Wirthe Stoff zu allerlei Vermuthungen gegeben zu haben. Allmählich erreichte er das Ende des Dorfs, dessen letzte Häuser bis in das Thal, aus dem der kleine Fluß kommt, reichten. Sie boten allerlei hübsche Bilder, wie sie der Volksmaler so gern zu seinen Gemälden verwendet. Alte Giebel mit Strohdächern ragten aus Aepfel-, Birnen- und Pflaumenbäumen hervor, während in den kleinen Gärten die Stockrosen und Astern, die der Landmann gern als Zierde seines kleinen Eigenthums anwendet, an den Zäunen blühten. Hier und dort stand auch ein Bienenstock, um den sich ein leises Gesumme erhob. Dann aber wurde der Weg ganz still und einsam, weil der Feiertag ihm Ruhe gönnte, und führte bald durch schattige Baumgärten, unter denen das Gras trotz des nahenden Herbstes seine frische Farbe in auffallender Weise bewahrt hatte, und bald an Feldstücken hin. Seitwärts aber rauschte der Bach glitzernd zwischen Weiden über Kiesel, während ihm von den näher tretenden Bergen die Büsche zuschauten, die schon das braune und rothe Kleid der spätern Jahreszeit anzuziehen begannen. Mitunter hörte man das letzte Lied eines Vogels. Eine Amsel raschelte quietschernd auf, und eine Ringeltaube erhob sich vom Rande des Wassers, wo sie getrunken hatte, um in schwirrendem Flug den Wald zu erreichen. Ernst fühlte sich auf einmal in eine andere Welt versetzt. Lebendiges Weben und Treiben der Menschen und tiefstille

Einsamkeit der Natur lagen hier seltsam und wunderlich nebeneinander.

In tiefe Träume versenkt, zu denen der junge Mann durch die Erinnerung an seine Jugendzeit geführt wurde, schritt er weiter das Thal hinauf, das indeß durchaus nichts Absonderliches darbot, sondern in einem Waldgrund bestand, wie man sie überall antrifft. Nach einer viertelstündigen Wanderung aber trat er um eine Ecke, und sein Auge begegnete in der vor ihm liegenden Weitung einer Scene, die ihn durch ihre Eigenthümlichkeit jetzt doch wieder überraschte, obgleich er sie vor Jahren oft genug gesehen hatte. Er befand sich nämlich in einer großen, fast ganz runden, von gleichmäßigen, bewachsenen Hügeln umgrenzten Lichtung des Thals. Während der Fahrweg und Bach an der linken Seite blieben, führte rechts über das Wasser eine breite, steinerne Brücke, an deren Ecken in Marmor gehauene liegende Löwen Wacht hielten. An dieselbe reihte sich eine dichte Lindenallee, die, mit prächtigen, uralten Stämmen aus der Wiese aufragend, sich wol an zweihundert Schritte ausdehnte. Im Grunde derselben aber erhob sich aus hohen Baumgruppen ein phantastisches altes Burghaus mit einem bedeutenden Mittelbau und drei über denselben hinausragenden Thürmen, dessen graue gothische Formen sich seltsam gegen den grünen Berg im Hintergrunde absetzten. Die duftige Beleuchtung des Herbstmorgens erhöhte jedenfalls noch den Zauber in den Augen des jungen Mannes. Er schlug, ohne eigentlich zu wissen, was er dort wollte, den Weg in die Lindenallee ein, am Ende derselben aber stand

er vor einem tiefen Graben mit schwarzem Wasser. Die Zugbrücke, die den Wanderer hätte hinüberleiten können, war aufgezogen. Er murmelte: Ganz wie vor Jahren!

Das Bild paßte trefflich zu der ganzen Landschaft. Bei näherm Zusehen gewahrte man aber allerdings einen gewaltigen Unterschied zwischen hüben und drüben. Wie sauber war diesseits die Allee gehalten, wie sammtartig führte der Weg unter den Linden hin, wie wohlgepflegt dehnten sich die Wiesen mit ihren zierlichen Wassergräben! Während sich hier überall das Bemühen kund gab, dem Boden und seinen Erzeugnissen den größtmöglichsten Nutzen abzugewinnen, wuchs jenseits alles ins Kraut und ins Unkraut. Schon das Wasser war an seinen Rändern mit dichtem hohen Schilf bewachsen, auf manchen Stellen lag eine Decke von glänzendem Grün, hier und da sah man sogar die wilde Taucherente aufrauschen und wieder verschwinden. Das Weidengebüsch hing mit dichten Zweigen über den dunkeln Weiher, der in weitem Viereck die Gärten und Gebäulichkeiten umgab. Auf dem Lande sah es nicht besser aus. Brennessel und Distel wuchsen dort mit dürren und frischen Grashalmen durcheinander. Die Obstbäume waren ins Wilde geschossen und mit Rankengewächsen umflochten. Die Taxushecken nahmen sich sonderbar steif und zopfig dazwischen aus. Durch das wirre Grün hindurch aber schaute das verwitterte alte Burghaus, dessen Formen und Linien übrigens dem Baumeister, der es vor Jahren errichtete, das Zeugniß eines entschiedenen künstlerischen Talents ausstellten. Doch

wohin war die alte Herrlichkeit? Hin und wieder erschienen die Fensterscheiben eingeschlagen von Zeit, Regen und Wind. Am Söller und in dem obersten Geschosse fehlten sogar hin und wieder die Rahmen. Das Mauerwerk war fast überall eingebröckelt und schadhaft. Rothschwänzchen und Spatzen hatten sich in den Ritzen und Löchern eingenistet, und Halme und Federn, die sie hingetragen, flogen im Lufthauche. Am Dach, dem an manchen Stellen die Schiefer mangelten, sah man das Holzwerk morschen Schutz gewähren. Aus den Scharten der alten Thürme aber lugten dann und wann die neugierigen Köpfe der Dohlen. Mitunter auch schlüpften sie hervor und erhoben sich zu einem kurzen Flug, indem sie die Burg umkreisten oder eine Fahrt in den Wald machten und dann wieder zurückkehrten. Sonst hörte man keinen Sterbenslaut. Man konnte nicht leicht ein anziehenderes Bild gefallener Pracht in üppigster Naturverwilderung finden. Hier schien der Mensch schon lange aus-, und Zerstörung, Vergessenheit und Verödung eingezogen zu sein.

Ernst stand lange in der Betrachtung des alten Rittersitzes, der ihn wie ein Gruß der Romantik gemahnte. Dann lächelte er halb traurig und halb scherzhaft: Du wunderlicher Baron von Bullenheim zu Bullenau!

Damit kehrte er auf die Landstraße zurück und schritt weiter ins Thal, das sich bald wieder zu einer Schlucht verengte. Dort begegnete ihm ein alter Mann zu Pferde.

Wie, Oheim, rief er, hier finde ich Sie?

Ja wohl! antwortete Herr Reimbold. Ich nehme Abschied von der Gegend. Bevor ich gehe, muß ich

meine Lieblingsplätze noch einmal besuchen. Jetzt will ich auf den Rabenstein, um das ganze Land zu überblicken und ihm meinen Segen zu geben. Willst du mit?

Sehr gern, rief der junge Mann, vorausgesetzt, daß ich Sie nicht in Ihren Betrachtungen störe.

Sie schlugen einen Bergpfad zur rechten Seite ein. Der Reiter und sein Gefährte verschwanden im Gebüsch.

Zweites Kapitel.

Einige Zeit nachdem die Messe in Bullenau zu Ende war, hörte man laute und lustige Stimmen den Thalweg heraufschallen. Dunkle und bunte Kleider glänzten durch das Grün. Es waren die Kirchgänger, welche, weiter im Gebirge wohnhaft, von ihren einsamen Gehöften zum Dorfe gegangen und nun den Heimweg antraten. Alle schritten an der Brücke und Lindenallee vorüber, ohne auch nur einen Blick nach dem Hause Bullenheim zu werfen. Zuletzt aber kam eine Gruppe von vier Menschen, die den Weg nach dem verwitterten Gebäude einschlugen und sich durch ihr Aeußeres wie durch ihre Tracht ebenso sehr von den frischen Gestalten der Bauern auszeichneten wie die alterthümliche Burg von den Wohnungen, die man sonst in diesen Gegenden anzutreffen pflegt. Betrachtete man diese große stattliche Frau, die zugleich einen nicht geringen Körperumfang besaß, mit den langaufgeschossenen drei Knaben oder Jünglingen, die an ihrer Seite gingen, so bildete das Schloß im historischen Sinne einen fast ganz richtigen Hintergrund zu diesen Gestalten, oder, wenn man es

anders ausdrücken soll, sie waren die eigentliche Staffage zu dem landschaftlichen Gemälde, welches sich den Blicken öffnete. In der That, man konnte glauben, daß man um ein Jahrhundert in der Zeitrechnung zurückgegangen sei.

Je mehr besonders die Kleidung der Dame sich von der Mode der heutigen Zeit entfernte, desto mehr mußte sie die Aufmerksamkeit fesseln. Wuchs schon die Gestalt über alles Maß einer zierlichen Weiblichkeit hinaus, so trugen die weiten bauschigen Kleider noch besonders dazu bei, ihre Länge und Breite in das gehörige Licht zu setzen. Das abgebleichte großgeblümte Damastkleid, dessen Stoff schon ein Jahrhundert zählen mochte, schloß zwar eng um ihre breiten Schultern und gewaltigen Arme, war aber mit allerlei Schleifen besetzt, die den Eindruck von kleinen Flügeln und Auswüchsen machten. Besonders umfangreich zeigte sich der riesige Reifrock, der, obgleich die Dame ihn vorsichtsvoll aufhob, doch allerwärts an den Grashalmen und den Wurzelzweigen der Linden rauschte. Wäre das Haar auch nach der alten Mode gepudert und zugerichtet gewesen, so hätte dies den alterthümlichen Eindruck nur vermehren können. Aber hier fehlte offenbar die Kunst der Ueberlieferung, denn die hin und wieder grau werdenden Locken waren in natürlicher Weise geordnet, während der graue Filzhut mit der alten Straußfeder, die sich zu mausern schien, wieder an frühere Tage gemahnte. Dabei erschien ihre Haltung so ernst und würdevoll, daß man sich des Gedankens an eine gemachte Steifheit nicht enthalten konnte. In den Zügen, die in jugendlichen Jahren nicht einer

gewissen Frische entbehrt haben mochten, spiegelte sich ein entschiedenes Wohlwollen.

Der Schnitt an den Anzügen der drei jungen Leute führte zwar nicht historisch richtig in frühere Jahrhunderte zurück, aber er war doch fremdartig und seltsam genug, um ihre Kleidung als Phantasiecostüme erkennen zu lassen. Dabei wich sie bei keinem von der des andern ab. Auf dem Kopfe trug jeder einen breitkrämpigen Filzhut über den schwarzen Haaren, die schlicht und lang herabfallend die Gesichter einrahmten. Um den Hals schloß sich eine Art von Krause. Die grünen Röcke waren den Waffenröcken der alten Zeit nicht unähnlich. Leider aber spielte das grelle Sonnenlicht über manche verschabte und fadenscheinige Stellen. Nur die Hosen, die aus grauem Leinen bestanden, erinnerten an die neuere Mode, da sie bis auf die Schuhe hinabfielen. Freilich merkte man, daß die jungen Herren ein wenig über das Maß gewachsen waren, denn Arme und Beine sahen ziemlich lang aus den Kleidungsstücken hervor. Vielleicht machte das allzu bedeutsame körperliche Gedeihen einige Oekonomie nöthig, denn hätte man auch die Kniehosen und Strümpfe der alten Zeit nachgeahmt, so wären die jugendlichen Recken wol noch eher aus den betreffenden Gewändern in die Höhe geschossen. Gewahrte man nun schon in der Aeußerlichkeit die Abstammung aus derselben Familie, so konnte sich die Blutsverwandtschaft noch weniger verleugnen, wenn man die Gestalten und Gesichter näher betrachtete. Ein gewisser ungeschlachter Körperbau mit übrigens ernsten und gehaltenen Bewegungen der Glieder fand sich bei

jedem der Brüder. Noch mehr aber ließ die Aehnlichkeit der knorrigen Köpfe, der hervorragenden Habichtsnasen und der dicken breiten Lippen auf dieselbe Abstammung schließen. Sah man sie von vorn oder von der Seite an, so war es dasselbe Gesicht. Nur in der Größe fand ein kleiner Unterschied statt. Der älteste mochte siebzehn, der zweite sechzehn und der dritte fünfzehn Jahre zählen. Der Umstand, daß sie alle drei ein dickes Gebetbuch unter dem Arme trugen und die Bedeutung des heiligen Sonntags auch sonst nicht vergessen hatten, indem sie sich eines äußerst gleichmäßigen und anständigen Ganges beflissen, legte auch hier in der freien uneingeengten Natur, wo sonst junge Leute von diesem Alter zu springen, zu laufen, zu pfeifen und zu singen pflegen, ein Zeugniß für ihre geregelte Erziehung sowie für die zur Folgsamkeit geschulten Gemüther an den Tag.

Die Unterhaltung, welche die Mutter mit den Söhnen gepflogen hatte, war ganz dem Sinne des Kirchwegs entsprechend, denn sie behandelte das Thema, welches der Pfarrer zu seiner Sonntagspredigt gewählt hatte. Die Dame leitete das Gespräch und wog ihre Worte ebenso gemessen und vorsichtig, wie die Söhne sich ernster und der Würde des Gegenstandes entsprechender Worte zu befleißigen strebten. Wie heißt also der Text der Predigt? fragte sie, indem sie in die Allee einbogen.

Alle drei aber sagten, indem Wort für Wort gleichmäßig den sechs Lippen entquoll, wobei man auch in den Stimmen dieselbe auffallende Familienähnlichkeit

erkannte: Liebet euch untereinander. Verzeihet denen, die euch hassen. Thut wohl denen, die euch verfolgen.

So ist's recht! fiel die Mutter ein. Behaltet es gut, damit ihr dem Vater Rede und Antwort stehen könnt.

Es trat eine kleine Pause ein. Dann sagte der Aelteste: Der Pfarrer hat aber doch eins im Unklaren gelassen. Bezieht sich der Spruch auf die ganze Menschheit oder nur auf die verschiedenen Stände, sodaß sich nur die Adelichen, Bürger und Bauern untereinander lieben sollen?

Felix, erwiderte die Dame, welche Frage! Er bezieht sich auf alle Menschen.

Felix schwieg nachdenklich; aber jetzt nahm der Kleinste das Wort und meinte: So etwas läßt sich gut sagen. Wir lieben aber die Bauerbuben gar nicht und können sie auch nicht lieben, denn sie verfolgen uns zu oft mit ihren Neckereien, indem sie sich über unser Haus, unsere Sitten und unsere Kleider lustig machen, obgleich wir gar nicht mit ihnen sprechen und auch nicht sprechen dürfen.

Prosper, ermahnte die Mutter ganz ernst: Verzeihet denen, die euch verfolgen.

Das ist unmöglich, rief jetzt der Zweite, mich juckt es jedesmal in den Fingern und Fäusten, wenn ich den höhnischen Burschen im Walde begegne, und wir haben neulich ein paar Rangen gehörig die Kleider ausgeklopft.

Schämst du dich nicht, Fortunat? verwies die Dame ihm das Wort: Thuet wohl denen, die euch hassen!

Ja, wenn nur alle Leute diese Lehren befolgten, rief jetzt ermuthigt Prosper, der Jüngste, aus, in dem die natürliche Anschauung sich Bahn brach. Ich habe eigentlich auf keinen Menschen einen Zorn, aber der gnädige Papa macht es auch anders, wie es im Evangelium steht. Haßt er nicht einen Mann, der uns allen wohlthut? Gnädige Mama, denken Sie doch einmal an den Herrn Reimbold, der immer so gut und freundlich mit uns ist. Der gnädige Papa würdigt ihn keines Wortes und keines Blickes, und dennoch bleibt er stets wohlwollend. Wo er uns sieht, spricht er uns an und drückt uns die Hände. Wir gehen nicht an seinem schönen Garten vorbei, ohne daß er uns hereinruft und zu seinen feinen Obstbäumen führt, uns Wein oder Leckerbissen vorsetzt, die wir zu Hause selten zu sehen bekommen. Und wenn er verreist, bringt er uns jedesmal etwas Hübsches mit. Von ihm sind unsere Flinten, unser Fischzeug, unser Bolzenspiel. Ich werde dem gnädigen Papa einmal auseinandersetzen, was der Herr Pfarrer gesagt hat, und wie es danach nöthig ist, daß er ein anderes Wesen gegen den lieben Herrn Reimbold, der überdies ein so gutes und freundliches Gesicht hat, annehme.

Prosper, rief die Dame, was vermißt du dich da? Kinder haben vor ihren Aeltern zu schweigen. Weißt du denn, was dein Vater für Gründe zu seiner Handlungsweise hat? Du bist noch viel zu jung, um solche Dinge zu verstehen.

Der Junge schwieg erschreckt vor der mütterlichen Autorität. Auch die übrigen verhielten sich still. Indem

sie die Lindenallee durchschritten, dachten sie nach über die eigenthümliche Bedeutung des Spruchs: Liebet euch untereinander!

So waren sie an dem schwarzen Graben angekommen. Felix, der Aelteste, zog aus seiner Rocktasche eine kleine kurze Pfeife, auf der er einen scharfen gellen Pfiff that. Man hörte darauf das rauhe Gebell einiger Hunde aus den Mauern des alten Burghauses antworten, und gleich darauf erscholl aus derselben Richtung der Stoß einer falschen alten Trompete, in welcher der Ton, der nicht festgehalten wurde, seltsame Purzelbäume schlug, sodaß er ganz komisch durch die Landschaft scholl, in welcher das Echo der Berge mitlachte.

Wer genauer durch das dichte verwachsene Grün zu sehen vermochte, erblickte in diesem Augenblick im Thore der Umfassungsmauer einen seltsam aussehenden Gesellen, der das zerknitterte Instrument von seinen hochaufgeblasenen Backen nahm, dem Wasser zuwanderte und eine Kette löste, an welcher sich die Zugbrücke mit knarrendem Gerassel herabsenkte. Dann stellte er sich in gebückter Stellung zur Seite und erwartete die ankommenden Herrschaften. Er glich dabei in gewisser Beziehung einem alten rothen Papagai, wozu besonders die Kleidung beitrug. Diese zeigte nämlich so ziemlich den Schnitt, der bei den galonirten Bedienten sich seit etwa einem Jahrhundert nicht geändert hat. Er trug einen rothen Frack mit einem steif hinausstehenden Schwanze, wodurch er namentlich dem obenbesagten Vogel ähnlich wurde. Die kurzen Hosen sowie die an den Knien geknöpften Gamaschen trugen das Gepräge derselben Mode.

Nur die an den Füßen befindlichen Holzschuhe fielen einigermaßen aus dem Stil. Am wenigsten aber wollte der ganze Mensch in das Kleid, das übrigens nur aus rothgefärbter grober Sackleinwand bestand, passen. Der Bursche war nämlich gründlich garstig. Den dicken und eckigen Schädel, der aussah, als könne man Wände damit einrennen, bedeckte ein brandrothes struppiges Haar, das den Schweinsborsten nicht unähnlich war, und unter diesem Waldwuchs quoll ein fettes purpurnes Gesicht hervor, welches deutlich an einen gut und üppig aufgegangenen Buchweizenpfannenkuchen erinnerte, in dem die platte Nase wie eine Blase und die beiden kleinen Augen wie ein paar an die Oberfläche gerathene Korinthen erschienen. In derselben Weise war die Gestalt breit, ungeschlacht, formlos, denn die langen Arme und die an den Knien zusammenstrebenden Beine entsprachen ebenso wenig dem Ideal der Schönheit, wie die breiten Füße mit den riesigen Holzschuhen und die tappigen Hände mit den dicken Fingern, deren Farbe sich nur wenig von dem Türkischroth der Livree unterschied.

Wo ist mein Mann? fragte die dicke Dame, als sie mit ihren Söhnen die Brücke überschritten hatte.

Der Diener erhob sich aus seiner devoten Stellung und stotterte mit einem freundlich lächelnden Gesichtsausdruck, in dem trotz aller Häßlichkeit die gutmüthige Seele nicht zu verkennen war: S—s—s—einer Gna—Gna—Gnaden der Herr—r—rr Baron von Bu—Bu—Bu—Bullenheim zu Bu—Bu—Bu—Bullenau befinden sich in seinen Ca—Ca—Ca—Cabinet und

erwa — wa — arten seine gnä — gnädige Fa — Fa — Fa — Familie im R — R — Rittersaal.

Gut, Christoph! nickte die Dame. Sie bedeutete ihre Söhne, statt der Sonntagsröcke die Hausjacken anzuziehen, und schritt durch den krausen und wirren Garten nach dem Schlosse, indeß die Sprossen ehrfurchtsvoll wie immer folgten. Die Frau Baronin von Bullenheim zu Bullenau begab sich sofort zu ihrem Manne, um ihm den guten Rath zu geben, die Söhne heute lieber nicht über die Predigt des Pfarrers zu examiniren, ging dann auf das Schlafzimmer, um sich des Damastkleides zu entledigen und es sauber gefaltet an die Stelle zu legen, wohin es schon die Urältermutter des Hauses geborgen hatte, und trat schließlich in die Küche, um das Sonntagsmahl zu beenden. Die Söhne aber thaten gleich nach ihrem Befehl.

Christoph stellte sich unterdeß an die Kette in eine ziehende Stellung, wobei verschiedene Fäden seiner Livree ein leises Knistern und Krachen hören ließen, zog die Brücke mit demselben Knarren und Gerassel in die Höhe, mit dem sie gefallen war, und folgte der gnädigen Herrschaft, indem er seinen Mund verschiedenemal in unbeschreiblicher, fast scheunenthorartiger Weite zu einem minutenlangen Gähnen aufthat, welches an der Brücke anhub und noch nicht beendet war, als die Thür ihn aufnahm.

Drittes Kapitel.

Haus Bullenheim wies alle Bestandtheile auf, welche zu einer mittelalterlichen Burg nöthig sind. Trotz der Umgebung von jenen tiefen, schwarzen Weihern, welche wir schon kennen gelernt haben, und die ihr Wasser aus dem am Berge vorüberrauschenden Bache erhielten, besaß es doch noch in der nächsten Nähe die üblichen Umfassungsmauern. War man durch den verwilderten Garten, in dem Christoph, ohne sich um die feinere Küchenkunst zu kümmern, Kraut und Rüben in der ungeregeltsten Weise gesäet hatte, und wo man sich bald in den Bohnen, bald in dem Kohl befand, durch das Thor getreten, dessen Seitenwände noch einige zerstörte Schießscharten zeigten, so hatte man die alten Gebäulichkeiten, die dem 15. Jahrhundert anzugehören schienen, in seiner ganzen Ausdehnung vor den Augen.

An den Umfassungsmauern, die mit ihren dicken Bruchsteinwänden von der massiven Kraft, mit welcher unsere Ahnen zu bauen pflegten, Zeugniß ablegten, waren Ställe und Schuppen angelegt, die zum größten Theil dem entschiedensten Verfall entgegengingen. Durch die

offene Thür eines weiten Raums erblickte man ein altes, mageres Roß, an dessen Hüftknochen man möglicherweise Hüte und Mäntel aufhängen konnte. In einem andern Gelaß standen eine Kuh und eine Ziege, denen gleichfalls nicht eine zu fette Fütterung die Gelenkigkeit der Glieder genommen hatte. Ein offener Schuppen, der gelegentlich von Regen, Schloßen und Sturm heimgesucht wurde, enthielt die Ruine eines alten Korbwagens, der nur bei höchst festlichen Gelegenheiten in Gebrauch gezogen wurde. Im übrigen aber stand in diesem Bereiche die Ordnung und Regel ganz auf derselben Stufe, wie wir sie schon im Garten kennen lernten. Hier galt ebenso gut die Herrschaft Christoph's wie draußen. Heu- und Strohfetzen, alte Stücke Leders, Holzfragmente, Karren und Pflüge, gebrochene Räder, zerrissene Ketten, die indeß aus keiner Tyrannenzeit herrührten, verwitterte Seile, Leitern, die Schaden genommen, lagen in so malerischer Unordnung umher, als erwarte der rothköpfige Diener einen Künstler, der diese Gegenstände zu einer Studie benutzen würde. Nur der Kuhstall war von seinem Verwaltungskreise ausgenommen, denn in demselben ließ sich die alte einäugige Magd Apollonia das Scepter nicht nehmen. Uebrigens pflegte das weibliche Princip nach denselben Grundsätzen zu handeln wie das männliche. Beide ließen alles gehen, wie es ging.

Umgeben von diesem Chaos des Hofes erhob sich nun der eigentliche Bau, der von allen Hausbewohnern nach der guten derben Bezeichnung des Mittelalters, die überhaupt in der Wohnung des Barons von Bullenheim zu Bullenau ihre ganze Bedeutung behalten hatte,

„der Bergfriede" genannt wurde. Dieser Bergfriede gliederte sich aber in drei Stockwerke von verschiedener Höhe. Das Erdgeschoß enthielt links die Küche und die Gesindestube und wurde durch kleine Thüren, die vom Hofe hineinleiteten, erreicht. Rechts sah man schartenartige Oeffnungen, welche in kellerartige Gewölbe führten, von denen die Hausbewohner indeß nur das kleine Gelaß betraten, in dem Wein, Brot und andere Vorräthe aufbewahrt wurden. Die übrigen Räume waren mit eisernen Gittern verschlossen. Man glaubte, daß sie in alten Zeiten als Kerker gedient hätten, und da man Gerippen und Gespenstern in denselben zu begegnen fürchtete, so hatte keiner ein besonderes Verlangen, sie zur nähern Durchforschung zu betreten. In der That ließen sich auch des Nachts oft seltsam polternde Getöse und krächzende Töne darin vernehmen, deren Entstehung man aber weder den Ratten noch den Eulen, an denen sonst die Burg nicht arm war, zuschreiben wollte.

Ueber der Küche und dem Keller erhob sich das langgezogene Viereck der Burg mit ihrem breiten Thurm zur linken und den beiden kleinen zur rechten Seite. Zum ersten Stock, welcher nach mittelalterlicher Sitte „Palas" genannt wurde und der mit seinen hohen, stattlichen Fenstern durch den ganzen Bau ging, führte eine steinerne Treppe vom Hofe aus. Man trat durch einen breiten Eingang in das Vorhaus und erblickte eine Reihe alter Thüren von gebräuntem und geschnitztem Eichenholz, über denen große Hirschgeweihe ragten, welche aber nicht allein der Zahn der Zeit, sondern auch der

Zahn der Ratten und Mäuse benagt hatte. Im Hintergrunde leitete eine steinerne Wendeltreppe mit bedeutend ausgeschliffenen Trittlingen sowol in das Erdgeschoß wie in das oberste Stockwerk, welches eine Anzahl von Zimmern und den Söller enthielt, und die „Kemenate" hieß. Eigentlich verdiente es diesen Namen aber nicht mehr, denn das Leben der Familie und der Frauen, welches zur Zeit der hohenstaufischen Kaiser in den also genannten Räumen der alten Burgen zu herrschen pflegte, war schon längst zu Bullenheim auf den Palas hinuntergezogen. Oben aber stob der Wind und Regen durch jene zerbrochenen Fenster und Scheiben, die der Wanderer schon von weitem sah, obgleich es hier manch heimliches Versteck gab, wo die Eulen ihre Jungen ausbrüteten und die Katzen ihre Wochenbetten in ruhiger Beschaulichkeit abhielten.

Verhältnißmäßig am besten war der Palas gehalten. Während man unten und oben und ringsum fast nur auf Zeichen des Verfalls und der Verödung stieß, herrschte hier ungewöhnliches Maß und gute Ordnung. Rechts vom Treppeneingang lagen die Schlafzimmer, die mit ihren alten breiten Pfostenbetten, um welche Gardinen von altem vergilbten Damast hingen, und mit ihren riesigen verschnörkelten Schränken und Geräthen ganz absonderlich aussahen. Geradeaus trat man in die sogenannte Imbißkammer, und links erstreckte sich der Rittersaal mit dem anliegenden Thurmgemach, in welchem der Schloßherr sein Cabinet aufgeschlagen hatte.

Man gelangte von der Imbißkammer durch eine

kleine Thür in das Cabinet des alten Barons von Bullenheim. In diesem runden verrauchten Zimmer stieß man auf die Einrichtung eines echten Edelmanns aus der alten Zeit. Auf einem Schreibtisch lagen alte gelbe Papiere in Bündel geschnürt, welche die höchst wichtigen archivalischen Schätze des Hauses enthielten. In einem Büchergestell erblickte man alte vielgelesene Folianten, welche Geschichtswerke, Reisen, Genealogien, Romane und Legenden enthielten. Alle neuern Werke schienen dagegen verbannt. Rings an den Wänden aber hingen Flinten und Büchsen, Hirschfänger und Jagdmesser, Wildtaschen und Peitschen, Pulverhörner und Schrotsäcke, Waldhörner und Hundepfeifen neben alten Jagdstücken in Kupferstich von Riedinger. Ueberdies fehlte es nicht an Pfeifen, die bald lang und bald kurz waren, und Köpfe von Meerschaum, Masern und Porzellan aufwiesen. Auch bezeugte eine fast immer durch die Luft auf- und abschwebende Rauchwolke, die den specifischen Geruch des Tabacks nicht verleugnen konnte, daß der feudale Besitzer der modernen Erfindung des Knastergenusses nicht abgeneigt war.

Das Hauptprachtstück, welches Schloß Bullenheim besaß, war aber ohne Zweifel der sogenannte Rittersaal, denn hier entwickelte sich die versinkende Pracht der Vorzeit in der auffallendsten Weise. Dieser Saal ging durch zwei Stockwerke und war deshalb von beträchtlicher Höhe. Der Boden verrieth Spuren von früherm Täfelwerk. An dem untern Theil der Wände sah man Schnitzereien in altem braunen Eichenholz, das jetzt noch schön genannt werden mußte. Die ledernen geprägten

Tapeten mit durchscheinendem Gold und bunten Farben waren zwar hin und wieder eingerissen, daß die Fetzen herunterhingen, aber sie verfehlten doch nicht den Eindruck des Ungewöhnlichen zu machen. Auf einer Wand hing der gewaltige Stammbaum des Hauses, der mehr wie vierundsechzig Ahnen aufzählte, während an den andern Wänden die Bildnisse der Vorgänger des Geschlechts prangten, bei denen sich allerwärts, gleichviel ob sie den Helm, das Baret oder die Alongeperrüke trugen, jene knorrigen Köpfe, jene hervorragenden Habichtsnasen und jene dicken und breiten Lippen zeigten, die wir schon bei den jüngsten Sprossen der Familie so auffallend fanden.

Und auch jener Mann, der jetzt aus dem Thurmgemach in den Rittersaal trat, war ein unverkennbarer wahrhaftiger Abkömmling der geharnischten und ungeharnischten Ritter, die im Conterfei von den Mauern herabsahen. Ein Naturhistoriker hätte hier interessante Studien machen können. wie der Typus des Geschlechts aus den ältesten Zeiten der Malerei bis in das 19. Jahrhundert ein und derselbe bleiben kann, und wie sich der alte Satz bewährt, daß die Väter den Kindern die Form geben. Man durfte fast glauben, daß irgendeine Gestalt aus dem Rahmen getreten sei und Fleisch und Blut angenommen habe, um nun eine Weile im alten Saale lustwandeln zu gehen, denn bei dem eintretenden Manne gewahrte man denselben schlanken aufstrebenden Körper mit derbem Knochenbau und straffen Gliedern, dieselbe Steifheit der Bewegungen, denselben knorrigen Kopf mit langem schlichten Haar, das indeß schon ganz grau geworden,

dieselbe hervorstechende Habichtsnase, die das Alter noch schärfer hervortreten ließ, und dieselben dicken und breiten Lippen, die freilich schon mehr zusammengeschrumpft waren, wie bei den meisten gemalten Ahnen. Ueberdies aber lag hier wie dort ein gewisser Zug beschränkten Eigensinns auf allen Mienen, der auch besonders in den fanatischen grauen Augen seinen Ausdruck fand.

Der Eintretende war aber niemand anders als Seine Gnaden, der Herr Baron Florentinus von Bullenheim zu Bullenau. Seine Stirn erschien gerunzelt, sein Auge flammte düster und seine Lippen kniff er, so sehr es für ihre Dicke und Breite möglich war, zusammen. Dann ging er einigemal auf und ab, trat hier und dort an ein Fenster, ohne daß die schöne, friedliche Natur des grünen Thals den Sturm seiner Seele beschwichtigen konnte, und murmelte in leisem Selbstgespräch: Was braucht der Pastor auch von der Nächstenliebe zu predigen, wenn meine Kinder in der Kirche sind. Freilich ist das Christenthum ein altes und ehrwürdiges Institut, an dem ich wie an allem Alten und Ehrwürdigen mit ganzer Seele hänge. Aber der Adel ist noch älter wie das Christenthum. Und an dem Adel soll er mir nicht rühren.

Dann stampfte er mit dem Fuße, daß der Staub in weitem Umkreis aufflog, woraus denn hervorging, daß dies demokratische Element sich nicht gescheut hatte, die adeliche Nähe zu suchen. Nach dem einsamen Monolog aber traten die drei Sprossen von oben bis unten in Leinen angezogen in den Saal und sprachen

einstimmig: Wir wünschen dem gnädigen Herrn Papa einen frommen Sonntagsgruß!

Der alte Herr erwiderte mit Salbung: Gott grüß euch, Felix, Fortunat und Prosper. Aber wo ist denn Felicitas? setzte er fragend hinzu.

Die gnädige Frau Mutter hat sie im Dorfe noch zur Post nach dem Gelde geschickt, antwortete Felix respectvoll. Sie sollte uns nachkommen, hat uns aber nicht mehr eingeholt.

Sie wird sich wieder mit ihrem leichtsinnigen Plappern zu lange aufgehalten haben, versetzte der Baron in mürrischem Tone.

Die Söhne hatten unterdessen drei Stühle um einen Sessel, der am Fenster stand, zurecht gesetzt, in denen sie Platz nahmen, während der Alte sich gemessen in den Lehnstuhl niederließ. Alle erwarteten, daß er sie, wie dies sonntäglich geschah und wie er es als christlicher Familienvater für seine Pflicht hielt, über die Predigt examiniren würde, und jeder erinnerte sich dabei mit einem gelinden Schrecken an die Zurechtweisungen der Mutter, nach denen ihre Auffassung des Bibeltextes offenbar eine falsche gewesen war. Der Gedanke, neue Fehler zu machen, lag nicht fern, und so sehnte sich heute kein einziger nach den Fragen des gestrengen Herrn Vaters, der bei dem Katechismus des Sonntags nicht zu spaßen pflegte. Man sah denn auch wirklich, wie die drei Söhne den Athem, der schneller wie sonst ging, zurückzudrängen strebten.

Wie freudig war daher die Ueberraschung, als der Alte sprach: Felix, erzähle mir die Legende, die wir

gestern zur Vorfeier des Sonntags vorgelesen haben. Fortunat und Prosper fahren fort, wenn ich ihre Namen nenne. Nun beginne.

Da die jungen Leute sich an den Vortrag mannichfacher erbaulicher Geschichten in der Einsamkeit ihrer Burg gewöhnt hatten, so fehlte es der nun folgenden Mittheilung nicht an Fluß. Auch war die Legende anziehend, naiv und voll von Wundern, wie solche Erzählungen es immer sein mußten, wenn der Baron sie würdig halten sollte, um seiner Kindererziehung zu dienen. Ihr Titel hieß: „Die Herzogstochter von Lützelburg“, und ihr Inhalt führte dem Hörer einen armen, aber höchst gottseligen Ritter vor, der mit seinem Weibe und seinen Kindern dem äußersten Elend entgegenging, weil Krieg und Unfug das Land, und zumal seine Güter, verheert hatten. Da traf es sich, daß der gute Mann eines Tages im Walde bei tiefdunkler Nacht ein Wimmern hörte. Er stieg vom Roß, das er an einen Baum band, und folgte der Stimme in das Gebüsch. Dort fand er ein neugeborenes Kind, das er in seinen Mantel wickelte, mitnahm und trotzdem, daß er mit den Seinen Noth und Mangel litt, in christlicher Demuth und Frömmigkeit erzog. Es folgte nun eine Zeit der Drangsale und Prüfungen, welche das alte Buch recht herzzerreißend erzählt hatte. Aber je größer die Noth, je näher die Hülfe: Gott verläßt die Seinen nicht! Denn schließlich erschien ein Zug von glänzenden Rittern, welche das verlorene Kind des Herzogs von Lützelburg suchten. Die Findel war, wie es aus allen Zeichen hervorging, die Tochter des Fürsten, der nun den armen

Ritter zum ersten Mann an seinem Hofe erhob und ihn mit Reichthümern und Gütern überschüttete.

Während der Erzählung lichteten sich die dunkeln Züge des Barons in auffallender Weise. So lohnt Gott denen, rief er aus, die auf ihn vertrauen! Dann stand er auf und die Söhne folgten seinem Beispiele. In der That war es aber auch Zeit, denn plötzlich ließ sich der schrille Ton einer gebrochenen Glocke hören, die vor dem Hause an der Treppe hing und mit welcher der Diener Christoph die Mittagsstunde anzeigte.

Sie gingen in die Imbißkammer, wo die Frau Baronin schon den obersten Platz eingenommen hatte. Christoph brachte die Suppe, indem er einen alten Topf in seinen dicken Fingern wiegte. Alle setzten sich. Dann sah der Baron plötzlich den leeren Platz und rief: Ist das Hausordnung? Wo bleibt Felicitas?

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür. Es rief: Hier ist sie! und leuchtend und frisch wie ein duftiger Maimorgen sprang ein wunderschönes junges Mädchen herein. Man konnte kein reizenderes Bild des Lebens, der Jugend und der Fülle sehen. Blonde wallende Locken flogen um das sanft geröthete Gesicht, dessen Farbe einen Wettstreit mit der sich öffnenden Rosenknospe eingehen durfte. Die blauen Augen leuchteten von übermüthiger Munterkeit. Der Mund lachte freundlich mit kirschrothen Lippen und blendendweißen Zähnen. Ja eigentlich lachte das ganze Gesicht. Dabei blühte die nicht allzu große, aber in schönstem Gleichmaß gebildete Gestalt in reizender Fülle. Jede Bewegung war Anmuth. Man hatte ein schönes, helles Jugendbild

vor Augen. War man nun aber über das erste Erstaunen hinaus, so kam die Vergleichung an die Reihe und man mußte sich fragen, ob denn dieses Mädchen, das so ganz anders aussah, eine Tochter des Barons und der Baronin und eine Schwester ihrer Söhne sei? Auch die Kleidung ging vollständig aus dem Stil des Schlosses hinaus, denn Felicitas trug sich nach der Sitte der Zeit. Freilich waren die Stoffe ihrer Gewandung vom allereinfachsten Gewebe, aber das rosa Kleid mit der weißen Chemisette, und der Strohhut, den sie an einem grünen Bande im Arm hängen hatte, standen ihr ganz allerliebst. Der ganze Anzug paßte zu der Erscheinung.

Hier bin ich, rief Felicitas und nahte dem Baron, dem sie einen Geldbrief übergab, und bringe dem gnädigen Herrn Papa den gewünschten Brief.

Dem Himmel sei Dank! rief die Baronin, indem ein Strahl der Freude über ihr Antlitz leuchtete.

Gott verläßt die Seinen nicht, fügte der Baron hinzu, der den Brief annahm und denselben seiner Frau reichte. Dann wandte er sich an Felicitas: Aber wie bist du denn in das Schloß gekommen? Ich habe Christoph's Hornstoß nicht gehört.

Ja, es gibt auch noch andere Wege, lachte das Mädchen, während die andern erstaunten.

Und diese Wege sind? forschte der Baron.

Wissen Sie denn nicht, daß der letzte Sturm eine Pappel am Graben gegen den Berg hin umgeworfen hat? sprach Felicitas. Sie ist über das Wasser gefallen und ich habe sie als Steg benutzt.

Unvorsichtiges Kind, brauste der Baron auf. Und

wenn du mitsammt dem Geldbrief in das Wasser gefallen wärest?

Nun, an mir liegt ja nichts, rief die Kleine neckisch. Wie oft haben Sie gesagt, daß Hopfen und Malz an meiner Wenigkeit verloren ist. Und der Brief da hätte doch oben geschwommen.

Welche Thorheiten du wieder in Einem Athem plapperst, zürnte der Schloßherr weiter, und welche Thorheiten du erst vollführst, aber ich merke, wir sind noch nicht am Ende. Rede, warum du unsinnigerweise, statt der Straße zu folgen, den kleinen Fußpfad an der andern Seite des Bachs einschlugst.

So düster der alte Herr auch dreinschaute, so behielt Felicitas doch ihre freundliche Haltung und erzählte in so raschem Zuge, daß sich keine Lücke fand, um ein zorniges Wort hineinzuwerfen: Als ich den Brief geholt und aus dem Dorfe trat, war der Morgen so schön und die Luft so hell, daß ich rasch einmal auf den Rabenstein gelaufen bin, der ja gleich hinter dem Schloß liegt. Im Walde war es mir so recht munter und leicht zu Muthe, daß ich heute trotz allem Zürnen heiter bleiben werde.

Querköpfiges Geschöpf, brummte der Alte wieder, wenn dir jemand begegnet wäre und dir den Brief abgenommen hätte.

Ei, ich bin auch jemand begegnet, rief das Mädchen, das leicht erröthete, ja, noch mehr wie einem, sogar zweien. Es waren aber keine Räuber.

Wer war es? fragte der Alte. Ich hoffe nicht, daß du wieder mit Leuten, die unter unserm Stande sind, angebunden hast.

Allerdings habe ich mit ihnen angebunden, klang die Antwort, und indem sie dann den Ton mit besonderer Innigkeit erhob, sagte sie: Denn ich habe dort den guten, lieben, treuen Herrn Reimbold getroffen. Und mit dem muß ich reden, denn das Herz will es.

Mit dem verfluchten Herrn Reimbold! tobte nun der Alte, indem er wüthend vom Stuhle sprang. Wenn ich doch von dem nicht mehr hören sollte. Genug!

Aber Felicitas schwieg nicht und sagte: Der Pfarrer hat heute in der Kirche über einen sehr schönen Spruch gepredigt. Derselbe heißt: Liebet euch untereinander. Verzeihet denen, die euch hassen, und thut wohl denen, die euch verfolgen.

Eine so kecke Sprache hatte der Baron noch nicht gehört. Seltsamerweise aber brachte sie ihn gänzlich zum Schweigen. Er setzte sich sogar ganz sanftmüthig nieder. Wer weiß, ob Gottes Wort so stark war, seinen Zorn zu bändigen, oder ob er vor dieser gesunden Natur zurückscheute.

Wer war noch mehr oben? fragte er gegen Ende des höchst einfachen Mahls.

Ernst Bracht, antwortete das Mädchen ernsthaft niederschauend, der Vetter des Herrn Reimbold, der vor Jahren als Junge bei ihm war und der uns immer die schönen Spielsachen und die Vögel und Blumen brachte. Er ist sehr groß geworden und —

Sie stockte. Der Baron fürchtete am Ende ein Geheimniß und fragte: Du bist doch hoffentlich nicht der Herren wegen hinaufgegangen?

Da erhob sich das Mädchen zornroth und rief:

So wahr mir Gott helfe, ich ging aus andern Gründen. Und wenn Sie es denn wissen wollen, gnädiger Papa, so will ich Ihnen gestehen, daß mich allerdings eitle Thorheit verleitet hat. In der vorigen Nacht habe ich ganz lebhaft geträumt, ich hätte oben still und verlassen gesessen und es wären dort schöne Ritter in blanker Rüstung herangezogen, und als sie mich gesehen, da wäre ein lauter Ruf erschollen: Seht, da ist sie wiedergefunden, die Herzogstochter von Lützelburg.

Die Herzogstochter von Lützelburg! rief der Alte und stand halb erstaunt und halb beängstigt auf. Wer sollte denn die Herzogstochter sein?

Ei, ich selber wurde so begrüßt, lachte Felicitas, und neben mir stand ein schöner Bräutigam, setzte sie erröthend hinzu. Nun wissen Sie, warum ich hinaufgegangen bin. Von all der Herrlichkeit habe ich nichts gefunden als den Berg.

Der Alte hob die Tafel auf, indem er zerstreut das Tischgebet sprach, und schritt äußerst nachdenklich in das Cabinet. Die Söhne holten sich das Bolzenspiel, das sie als echt ritterliche Uebung den Nachmittag im Garten trieben. Felicitas half der Mutter bei Wiederherstellung der Ordnung. Dann ging sie in ihr Zimmerchen, das in einem der kleinen Thürme nach dem Berge hin lag. Rings war es tief still, einsam im Waldesgrund. Sie sah hinauf nach dem Rabenstein und sang:

Mein Herz ist so leicht und so froh und so frank,
Nie hat mir so hell das Leben gelacht,
Mir ist, als hätte ein Zaubertrank
Mich überselig trunken gemacht.

Wie drängt es! Ich sehe die Erde so grün,
Frei frisch die See, tief blau die Luft.
Was glänzend und hoch, was klingend und schön,
O wie es die Seele mir lockt und ruft!

Mir ist, als wüchsen Flügel dem Geist,
Als flög' er hoch und weit und wild
Wie der Falke, der durch die Lüfte kreist,
Hoch über Strom und Wald und Gefild.
Ihr Thoren, was ist euch vom Himmel bewußt?
O harrt auf die ewige Seligkeit!
Ich trage den Himmel in meiner Brust:
Sei gegrüßt, du süße Liebeszeit!

Viertes Kapitel.

Die Herzogstochter von Lützelburg! murmelte der Baron vor sich hin, als er in sein Cabinet eingetreten war. Er ging einigemal auf und nieder. Dann griff er nach einer Pfeife, die er mechanisch stopfte und anzündete, setzte sich in den Lehnstuhl und hüllte sich wie Jupiter in blaue Wolken, in welche er mit starrem Haupt und stieren Augen hineinschaute, als sähe er Gestalten und Ereignisse in denselben auftauchen.

Der Baron Florentinus von Bullenheim zu Bullenau gehörte in der That zu den seltsamen Menschen, die wir auch wol Originale zu nennen pflegen. Er war ein Original des Adels, wie seine ganze Familie zu den Originalfamilien dieses Stammes gehörte. Ueber den alten Ursprung derselben konnte nicht der leiseste Zweifel herrschen, denn man fand ihre Namen in den gelben Urkunden aus der Zeit der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser. Auch ihre Besitzthümer in Bullenheim und Bullenau waren durch die alten Pergamente der Archive erwiesen. Die Ueberlieferungen der Geschlechter enthielten sogar Sagen von Tapferkeit, Edel=

muth und Treue aus den Kreuzzügen. Die Familie schien indeß früh befriedigt mit dem Ruhme ihrer Ahnen gewesen zu sein und auf den Lorbern geruht zu haben, welche die Thaten der Väter für sie gesammelt hatten. In den Chroniken der letzten Jahrhunderte wurden ihre Mitglieder wenigstens nicht mehr als solche genannt, die zu den Ergebnissen der Geschichte mitwirkten. Sie führten vielmehr ein beschauliches ländliches Leben und gingen durch Leid und Freude der Zeitläufe, so gut sie konnten, ohne indeß jemals den Werth und die Würde ihres alten Stammbaums und würdigen Wappens aus den Augen zu lassen.

Da es uns nicht vergönnt war, die Annalen der Familie einzusehen, so müssen wir uns auf die Mittheilungen der Tradition verlassen, die wir im Lande selbst geschöpft haben. Wenn diese aber die Wahrheit redet, so waren die Häupter der Hauses aus den drei letzten Generationen mehr Edelleute der Theorie als der Wirklichkeit. Sie erschienen mehr als Kenner ihrer Geschichte und ihrer Insignien, denn als Träger derselben. Sie dachten und redeten mehr über die Trefflichkeit ihres Standes, als daß sie in seinem Sinne schafften und wirkten. Demgemäß dürfte es wol richtig sein, daß jeder derselben in seinen Ansichten wenigstens um hundert Jahre zurück war. Sie möchten also wol adeliche Antiquare zu nennen sein, die ihr Heil eher in den Formen der Vergangenheit suchten, wie in Fortschritten der Zukunft. Alte Leute der Gegend sollen behauptet haben, daß das Vermögen des Urgroßvaters schon keineswegs mehr zu den bedeutendsten gehörte, und daß die

Familie nicht mehr Anspruch darauf machen konnte, wie in frühern Zeiten zu den reichsten des Landes gezählt zu werden. Die Lebensjahre des Vaters aber fielen in die unglücklichen Revolutions- und Napoleonischen Kriege, wo sich den Tendenzen des Hauses gemäß das Einkommen bei den fortwährenden Heerzügen und Einquartierungen nicht vermehren konnte. Diese Zeiten hatte der Schloßherr als Knabe miterlebt, aber sie waren nicht im Stande gewesen, ihn von der Denkungsart der Barone von Bullenheim zu Bullenau zu revolutionären Ansichten zu bekehren. Im Gegentheil, er blieb seines Vaters echter Sohn.

In seiner Jugend hatte er eigentlich noch glänzende Zeiten gesehen. Damals stand das Schloß in unangetastetem Glanze. Die Gärten ringsumher lagen in hübscher und wohlversorgter Ordnung, die Ställe waren mit breitstirnigem, schwer hinwandelndem Hornvieh und großen Schafheerden versehen, und kräftige Acker- und gelenke Wagen- und Luxuspferde dienten den adelichen Herren zu jeder Stunde und Minute. Dabei war das Burghaus noch in allen seinen Räumen bewohnbar und bewohnt. Küche und Gesindestube waren stets voll von Leuten, die in Aeckern, Wiesen, Hof und Haus zu schaffen hatten. Der Palas, der ganz und gar dem gesellschaftlichen Verkehr diente, wurde vielfach von dem Adel der Umgegend besucht, und auf der Kemenate reihte sich ein Schlafzimmer an das andere zur Aufnahme für die stets wechselnden Gäste, die zu Festen, Gelagen, Jagd und Fischerei kamen. Uebrigens beruhte dies stets sich erneuernde muntere Leben auch auf einer durchaus

gesunden Grundlage, denn einige tausend Morgen Ländereien und Wälder im Umkreis um das Schloß gehörten zu dem Besitz des Barons. Als nun die unglückseligen Kriegsjahre mit allen ihren aussaugenden Unfällen und Drangsalen kamen und überdies die Privilegien des Adels abgeschafft wurden, schmolz der Güterbestand durch Verkäufe auf eine traurige Art ein. Das Holz verschwand aus dem Walde, der Wald wurde hintendrein veräußert, Acker um Acker, Wiese und Wiese gingen zu Spottpreisen in fremde Hände über. Daß sich allmählich auch die Reihen der Heerden und der Pferde lichteten und daß das zahlreiche Gesinde verabschiedet werden mußte, war eine naturgemäße Folge der eintretenden Ereignisse.

Aber der Vater des Barons war ein gottesfürchtiger frommer Mann mit felsenfestem Gottvertrauen. Er hatte als Freiherr von Gottes Gnaden die sichere Ueberzeugung, daß der Adel seine große Bestimmung in der Weltgeschichte nicht verlieren, sondern stets wie der Phönix aus der Asche wieder auferstehen würde. Selbst in der schlimmen Zeit, wo das Volk um die Freiheitsbäume tanzte und Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit proclamirte, hielt er an seinem Glauben fest und sprach ihn mit der größten Tapferkeit des Gemüths aus, was freilich um so gefahrloser geschehen konnte, als der Lärm der Umwälzungen die Bewohner der stillen Gegend wenig berührte. Wenn auch hier und da ein unruhiger Kopf zu den Gelüsten einer vorüberziehenden Gegenwart stimmte, so verzieh er doch gern dem curiosen, aber gutmüthigen Baron, der keinem

Menschen etwas zu Leide that, seinen eingewurzelten Sparren; denn es war ja in der ganzen Gegend landkundig, daß die Herren von Bullenheim zu Bullenau ihre ganz absonderlichen Schrullen und Töne in den seltsam geformten knorrigen Schädeln mit den vorstehenden Habichtsnasen und den dicken, breiten Lippen hegten und pflegten.

In diesem Sinne leitete der alte Herr auch die Erziehung seiner beiden Kinder, eines Sohnes und einer Tochter. Der alte Schloßkaplan, der des Sonntags in einer jetzt verlassenen, im Palas gelegenen Kapelle die Messe für die Bewohner des Schlosses celebrirte, unterrichtete dieselben im Christenthum, im Lateinischen, der Geschichte, der Geographie, während der Baron sich selber damit beschäftigte, ihnen die echte und unverfälschte Wissenschaft vom Adel beizubringen. Die Tochter hatte nun freilich nicht nöthig, sich einer besondern Gründlichkeit zu befleißigen. Auf die Ausbildung des Junkers suchte man aber mit unerbittlicher Strenge einzuwirken. Zudem wurde er in alle sogenannten nobeln Passionen eingeweiht. Waffenübungen, die aber nur im friedlichen Spiele, nicht im wilden Kriege angewandt werden sollten, wechselten mit einem gediegenen Studium der Jagd, auf deren Kunstsprache besonders viel gegeben wurde, der Fischerei und des Schachspiels. Außerdem hielt man auf Musik und ließ den jungen Herrn sich auf dem Waldhorn vervollkommnen, welche Kunst ihm ein berühmter Trompeter aus dem Gebirge beibringen mußte. Am Lesen guter Bücher, die in alten kühnen Rittergeschichten und frommen Legenden bestanden, fehlte

es gleichfalls an den langen Winterabenden nicht. Kurz, man fand hier ausschließliches Leben des Adels, an dem auch die hin- und herziehenden Einquartierungen, die das Schloß berührten, wie an einem unschuldigen Vergnügen theilnahmen, das wol im Stande war, ihnen auf der kurzen Rast einige Veränderungen zu bereiten. An den Ernst der Zeiten wurde so gut wie gar nicht gedacht. Selbst als der wüsten Epoche der Revolution und der Napoleonischen Eroberungsfahrten die große gewaltige Erhebung des deutschen Volks folgte, deren Ziel und Zweck die Abschüttelung des Joches der Fremdherrschaft war, sprach man im Schlosse Bullenheim nicht von der Vaterlandsliebe, die überall mit Gut und Blut eintrat. Man träumte höchstens dabei von der endlichen Wiederherstellung des Adels und ging dem altgewohnten Tagewerk der Väter nach.

Aber ein Ereigniß hatte während jener wirren Zeit doch eine mächtige Erschütterung im Schlosse hervorgebracht, und dies Ereigniß bestand in einer Thatsache, die man als eine Schmach und Schande der Familie brandmarkte, wie sie seit ihrem nunmehr tausendjährigen Bestehen nicht vorgekommen war. Die Tochter Adelheid nämlich, welche vielleicht fünf Jahre älter als der Sohn sein mochte, näherte sich bereits dem zweifelhaften Alter, wo die Mädchen zur alten Jungfer werden, ohne daß ein Mitglied der Ritterschaft sich um ihre Hand beworben hätte. Gewiß war sie ein treffliches, braves, gediegenes Geschöpf, und dabei von einer zweifellosen gesunden Schönheit. Aber welcher Graf und Freiherr dachte an eine Partie in dieser Familie, die, soviel man

ermessen konnte, den Krebsgang in ihren Vermögens=verhältnissen eingeschlagen hatte? So ging sie denn schon in ihr sechsundzwanzigstes Jahr, als ein Offizier bür=gerlichen Standes und von deutscher Herkunft mit einem Schuß im Arme in das Schloß kam und wegen seiner Wunde länger liegen blieb, als sonst nöthig gewesen wäre. Der gutherzige, brave Krieger lernte die Vor=züge des adelichen Fräuleins schätzen, sowie sie die treff=lichen Eigenschaften des Geistes und des Gemüths an dem Pflegling bald herauszufinden wußte. Es entstand eine Neigung, die keineswegs eine leicht vorübergehende Jugendtändelei blieb, sondern in eine auf gegenseitiges Erkennen begründete Leidenschaft überging. Sie erklär=ten den Aeltern, daß sie ein Bündniß für das Leben gegründet hätten. Aber mit welchem Grimm und Hohn wurde ihr Verlöbniß aufgenommen! Es folgten schreck=liche Scenen. Dem Krieger wurde die Thür gewiesen. Adelheid weinte Tag und Nacht. Dann trat allmählich Ruhe ein, aber mitten in dieser Ruhe war die junge Baronesse eines schönen Morgens verschwunden. Man suchte sie überall, man sandte Boten nach allen Gegen=den aus, um sie zu erkunden. Alle Forschungen blieben vergebens. Dem alten Baron aber nagte der Gram über den verletzten Adel in einer Weise an der Seele, daß er krank wurde. Man fand ihn eines Morgens todt im Bette. Der Nervenschlag hatte ihn gerührt.

Nachdem man das Begräbniß in hergebrachter Weise gefeiert hatte, lebte der junge Baron mit seiner Mutter in der Weise des Alten auf dem Schlosse. Die Zeit heilt alle Wunden und sie heilte auch die über den

höchst unstandesmäßigen Schritt der Tochter, von welcher man durch Briefe erfuhr, daß sie mit dem Offizier verheirathet sei, daß dieser den Kriegsdienst wegen seines lahmen Arms verlassen mußte, daß er aber mit Armeelieferungen betraut worden war und sich sehr glücklicher Verhältnisse erfreue. So liebevoll und freundlich auch Adelheid um Versöhnung und Vergessen ihrer gezwungenen Handlungsweise bat und flehte, die Mutter hatte für sie kein Wort des Entgegenkommens. Alle Briefe blieben unbeantwortet. Man sprach nicht mehr von der unwürdigen Tochter des würdigen Geschlechts. So starb auch gegen Ende der Napoleonischen Kriege die Mutter, ohne sich mit dem entführten Kinde versöhnt zu haben. Jetzt aber erschien der bürgerliche Schwager des Barons, um das Erbe zu theilen, wozu er durch die veränderten Gesetze berechtigt und durch die herbe Unversöhnlichkeit des Bruders seiner Frau gestachelt war. Es gab böse Scenen. Streit und Hader erneuten sich. Aber die Gerichte sprachen ihren Spruch. Der Baron verlor den Proceß und lud allen Haß, dessen er fähig war, auf den nach seiner Meinung und nach dem alten Standesherkommen höchst unbefugten Prätendenten.

Die Vermögensverhältnisse des Hauses erlitten dadurch einen neuen Stoß und der Baron that nichts, um sie zu heben. Er lebte sich weiter in seine Illusionen hinein, daß sein Adel dennoch glorreich auferstehen werde. Ueberdies beschäftigte ihn in seiner Einsamkeit sehr lebhaft der Gedanke, daß er als das letzte Glied des Hauses den Namen seiner Familie nicht aussterben lassen dürfe. Diese Idee sowie der Gegenstand seiner Wahl

durchdachte er mehrere Jahre sehr gründlich, und als er schon an das vierzigste Jahr ging und auf eine reiche und junge ritterbürtige Braut verzichten mußte, entschloß er sich, ein braves, wenn auch nicht mehr junges Fräulein der Nachbarschaft heimzuführen. Hätten in jener Zeit die Klöster noch bestanden, so würde dieselbe sich vielleicht schon längst entschlossen gehabt haben, den Schleier zu nehmen, um unter dem dunkeln Nonnenkleide ein sicheres Unterkommen zu finden. So aber blieb das Fräulein Sabine von Pfaffenhausen zu ihrem Glücke ledig und wurde Baronesse von Bullenheim zu Bullenau. Sie war eine brave und wackere Schloßfrau und gebar ihrem Manne kurz hintereinander drei Söhne, denen die Aeltern in ehelicher Uebereinstimmung die Namen der Glücklichen: Felix, Fortunat und Prosper, gaben. Der Baron, der nämlich das Latein des längst im Grabe ruhenden Schloßkaplans nicht vergessen hatte und stets die alten Römer bewunderte, daß sie drei verschiedene Namen für den Glücklichen hatten, war auf diesen ingeniösen Gedanken gekommen. Uebrigens wurden auch allen seinen Vorfahren bedeutsame lateinische Bezeichnungen beigegeben, zu denen gleichfalls sein eigener Name Florentinus gehörte. Felix, Fortunat und Prosper aber waren jene jungen Leute, deren Bekanntschaft wir bereits gemacht haben. In demselben Sinne war Felicitas als ein Kind der Glückseligkeit getauft worden.

Aber Glück und Glückseligkeit waren trotzdem nur dem Namen nach in das alte Schloß eingezogen. Freilich fehlte es nicht an Familienfreuden, aber Wohlstand und Fülle blieben nach wie vor aus. Gleichwol führte

der Baron sein früheres Leben in der größten Sorglosigkeit fort, als wäre es eine Unmöglichkeit, daß eine Familie, die einen schier tausendjährigen Adel aufweisen könne, dem Verderben entgegengehe. Was kümmerte es ihn, daß schon zweimal die Schuldenlasten, die er jedesmal in einer Frist von je sieben Jahren auf sich geladen hatte, ihn in die Nothwendigkeit versetzten, die meisten derjenigen Grundstücke zu verkaufen, welche ihm nach dem Tode seiner Mutter und aus der Theilung mit seinem Schwager übrig geblieben waren! Er meinte allen Ernstes, daß es ungleich wichtiger sei, das Seelenheil in den Ideen des Adels und seiner Wissenschaft zu retten. Deshalb bekümmerte er sich auch niemals um das Wachsthum in Feld und Wald, es sei denn das Wachsthum der Rehe, Hasen und Rebhühner gewesen. Statt der Ackerpferde und Geräthschaften betrachtete er seine Reit- und Wagenrosse und seine Equipage, solange er sie besaß; die Knechte und Mägde, welche für die Wirthschaft sorgten, hörten nie eine Mahnung von ihm. Dagegen bestrebte er sich, nach der Sitte seiner Väter jene rittermäßige Lebensordnung im Schlosse zu erhalten, von der wir schon einige Proben gesehen haben. Die herabgelassene Zugbrücke, der Hornstoß bei Ankunft von Fremden, das Geläute mit der Glocke zu jedem Imbiß, und hätte er aus trockenen Kartoffeln bestanden, sowie die höckerigen Bücklinge und gemessenen Redensarten des stotternden Christoph durften nicht fehlen, wenn nicht der Zorn des Barons in der heftigsten Weise auflodern sollte. Außerdem aber führte er seine Söhne in das echte und wahrhaftige ritterliche Leben ein,

indem er ihnen die Kunden der Familie, die Kenntniß der Heraldik, die Kunst der Jagd, der Fischerei, des Büchsenschießens, des Fechtens sowie des Schachspiels beibrachte. Daß er auf die Beibehaltung der alten Schloßeinrichtung und auf eine dem Stande gemäße Kleidung bei Frau und Kind gleichfalls ein besonderes Gewicht legte, durfte unter diesen Umständen nicht wunder nehmen.

Wir haben bereits Blicke genug in das Schloß gethan, um es begreiflich zu finden, daß der Baron trotz seines alten Adels und seines Gottvertrauens dennoch mitunter anfing, in nachdenkliche Stimmungen zu gerathen. Das Territorium zwischen den vier schwarzen Gräben mit dem immermehr zerfallenden Schlosse war seit dem letzten Verkaufe sein einziges Besitzthum geblieben. Rings in der Gegend hatten sich im Laufe lange anhaltender Friedensjahre die adelichen Besitzer mächtig von ihren Kriegsschäden erholt, ohne daß er von seinem Hause dasselbe sagen konnte. Auch jene Wunder, die er mit seinen Kindern in erbaulichen Büchern las, schienen im Leben der Gegenwart gar nicht mehr vorzukommen, trotzdem er sicherlich auf eine solche Begebenheit geharrt hatte.

Unter diesen Umständen war es ein großes Glück für die Familie, daß jeden ersten Tag des Monats auf der Postexpedition zu Bullenau ein Geldbrief mit der Adresse des Barons ankam, welcher jahrein und jahraus fünfzig Thaler enthielt, was also im Jahre eine Summe von sechshundert Thalern ausmachte. Der Poststempel zeigte stets den Namen der Hauptstadt des Landes. Irgend-

ein Brief war nicht beigelegt. Als diese Sendungen zuerst erschienen, dachte der Schloßherr an einen alten unbekannten Schuldner seiner seligen Aeltern, der auf diese Weise frühere Verpflichtungen lösen wollte. Indeß die Sache dauerte dafür zu lange, weshalb der Gedanke in ihm auftauchte, daß ihm diese Summe von der Regierung als irgendeine Entschädigung zukomme. Jedenfalls war ihm das Geld stets höchst erwünscht, denn wenn der große Garten auch allenfalls Gemüse und Heu für Menschen und Vieh aufbrachte, so hätte man doch ohne dasselbe die andern Bedürfnisse der Küche, des Kellers und der Kleidung sowie den Lohn der Diener nicht herbeizuschaffen gewußt. Im übrigen dachte er später gar nicht mehr daran, wo eigentlich die Quelle dieser Zuschüsse zu suchen sei. Es war genug, daß das Brünnlein floß. Er brauchte nur am bestimmten Tage auf die Post zu schicken, wo dann der Brief für ihn bereit lag.

Nun war aber das letzte mal dieser Brief ausgeblieben, was keine kleine Verlegenheit im Schlosse bereitete. Besonders die Frau Baronin hatte darüber eine mächtige Aufregung verspürt und auch nicht ermangelt, dem gnädigen Herrn Gemahl, dessen Ansichten von ihrem hohen Stande sie sonst höchst sympathisch theilte, ihre eindringlichen Bedenken zur gehörigen Erwägung mitzutheilen. Der guten Hausfrau wurde es ohnehin mächtig schwer, mit den geringen Mitteln das Hauswesen zu erhalten. Wie sollte es ergehen, wenn es diesen Briefen einmal einfiel, überhaupt ganz und gar auszubleiben! Welche Sorgen konnten in Bullenheim er=

wachsen! Der Schloßherr wußte seiner Schloßfrau nun freilich keinen besonders klaren Bescheid zu ertheilen. Der allbekannte köstliche Spruch: „Gott verläßt die Seinen nicht“, mußte in gewohnter Art herhalten. Im Grunde der Seele empfand der Baron aber doch eine peinliche Unruhe und quälende Aengstlichkeit, bis Felicitas denn heute richtig, aber acht Tage später, die erwünschte Rettung aus der Noth brachte. Das Wunder war wieder geschehen. Was brauchte es da noch des besondern Nachforschens? Man pflegte auf Bullenheim Gott einen guten Mann sein zu lassen.

Dennoch lag der Baron mit einem allem Anschein nach höchst bedeutsamen Nachdenken in seinem Lehnstuhle und blies unaufhörlich blaue Rauchwolken in die Luft. Schier eine Stunde lang mochte er eine Pfeife nach der andern stopfend und anbrennend verharrt haben, indem er mitunter murmelte: Die Herzogstochter von Lützelburg! als er plötzlich aufstand und in seinen Papieren suchte. Ein Schubfach seines Tisches nach dem andern durchblätternd, hob er dann plötzlich ein gelbes Papier in die Höhe und las: „Hochwohlgeborener Herr Baron von Bullenheim zu Bullenau! Nehmen Sie sich dieses Kindes an, wie es Menschen- und Christenpflicht heischt. Die Aeltern können es ohne Gefahr für sein junges Leben nicht aufziehen. Das Mädchen ist noch ungetauft. Hoffentlich schenkt Gott den Seinigen die Gnade, daß sie es zurückholen, wenn die Zeit kommt. Der Himmel segne Ihr frommes Werk!“

Die Herzogstochter von Lützelburg! murmelte der Baron aufs neue. Dann suchte er das Blatt auf und

ab, hielt es gegen das Licht, um ein Zeichen oder Wappen zu entdecken, und wischte dabei hin und wieder, ohne jedoch irgendeine neue Spur auffinden zu können.

Er war noch lebhaft mit seinen Forschungen beschäftigt, als sich draußen Christoph's Hornstoß vernehmen ließ. Die Störung war ihm unwillkommen. Er trat an das Fenster, um zu sehen, wer angemeldet wurde. Die Brücke aber knarrte bereits nieder und der Pastor von Bullenau trat auf das Gebiet der Burg. Wie gern hätte er ihn abgewiesen! Aber der würdige Geistliche war ihm nicht allein in allen Lagen des Lebens behülflich gewesen, er verdankte demselben auch einen guten Theil der Erziehung seiner Kinder. Es wäre das erste mal gewesen, daß er ihn nicht vorgelassen hätte. Ueberdies besaß der Pfarrer das ganz besondere Recht, unangemeldet einzutreten, von dem er auch in diesem Augenblick Gebrauch machte. Der Baron hörte bald Schritte in der Imbißkammer, dann klopfte es an die Thür und der Geistliche trat in das Thurmzimmer.

Als die beiden Männer sich begrüßt hatten, fragte der Baron, ob der Gast sich vielleicht zu einer Partie Schach einfinde.

Für diesmal muß ich danken! erwiderte der Pastor mit tiefer, klangvoller Stimme, und dann fuhr er fort mit einem bedeutsamen, fast strengen Blick aus seinen wohlwollenden Augen: Ich komme in einer ernsten Angelegenheit. Es gilt Frieden zu stiften zwischen Ihnen und einem Manne, auf den Sie einen ungerechten Haß geworfen haben. Herr Reimbold will seines hohen Alters wegen sein Geschäft in andere Hände legen, die

Gegend wenigstens für den Winter verlassen und in die Stadt ziehen, aber er mag nicht scheiden, ohne mit Ihnen Erklärungen gewechselt zu haben. Diese Angelegenheit ist ihm eine Gewissensfrage. Ich hoffe, Sie werden dieselbe in gleicher Weise auffassen und sich nicht weigern, auf seine Wünsche einzugehen.

Der Baron verzog sein Gesicht, als hätte er Gift getrunken. Ich kann, mag und will ihn nicht sehen! klang die scharfe Antwort.

Bedenken Sie, was Sie sagen, Herr Baron, mahnte ernst und mild der Geistliche. Herr Reimbold ist ein Ehrenmann, den die ganze Gegend liebt und achtet, weil sie voll ist von seinen Wohlthaten. Was er gegen Sie gesündigt hat, ist längst gesühnt. Stehen Sie ihm an Ehrenhaftigkeit nicht nach. Liebet euch untereinander! Ihnen galt meine heutige Predigt. Leider waren Sie nicht in der Kirche.

Sie werden doch keinem Edelmann Lehren geben wollen! rief der alte Herr eifrig.

Vermöge meines Amtes muß ich jeden Christen in meiner Gemeinde auf den rechten Weg führen, versetzte der Pfarrer ernst.

Der Baron ging mit sich im Kampfe auf und ab. Dann rief er: Ich will mich bedenken!

Es ist keine Bedenkzeit zu geben, sprach der Pastor. Herr Reimbold ist auf dem Wege hierher.

Da tönte ein neuer Hornstoß. Der Baron sprang ans Fenster und sah einen eleganten Wagen an der Brücke, in dem Herr Reimbold mit jenem jungen Manne saß, den wir bereits als seinen Neffen kennen gelernt

haben. Er wollte das Fenster aufreißen und hinunterrufen: Christoph, ich bin nicht zu Hause! aber der Pfarrer wehrte ihm.

Wenn Sie sich nicht versöhnen, rief er mit lauter Stimme, so hört meine Seelsorge auf. Vor Gott gelten nicht Worte, sondern Werke. Der Menschen Feind ist nicht Gottes Freund. Wer die gebotene Hand zurückstößt, der stößt die Barmherzigkeit und Verzeihung des Himmels von sich.

Die ernste Sprache des greisen Mannes verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Baron war religiös und fürchtete nichts mehr wie den Bann der Kirche, dem er nach jenen Aeußerungen entgegenzugehen fürchtete. Als Christoph in seiner stammelnden Art die Gäste anmeldete, bedeutete er ihn, sie in den Rittersaal zu führen und Frau und Kinder gleichfalls zu rufen. Als die Familienglieder, die sich rasch wieder in die Sonntagskleider geworfen hatten, im Thurmzimmer versammelt waren, traten sie alle mit dem Pastor in den Saal, wo die beiden Fremden bereits warteten.

Der Empfang von seiten des Barons war äußerst kalt und gemessen. Die Baronin aber zeigte sich wohlwollend wie immer. Wahrhaft freudig aber leuchteten die Augen der Söhne, daß sie den Mann, dem sie so herzlich ergeben waren, endlich einmal im Hause ihres Vaters begrüßen durften. Und wie strahlte erst das frische Wesen der blonden Felicitas! Sie sprang dem alten Herrn an den Hals und gab ihm einen herzlichen Kuß, was ihr der Vater in diesem Augenblicke nicht einmal verwies.

Herr Reimbold hatte das Haus seines Todfeindes allerdings mit einer gewissen Beklemmung betreten. Nach diesem freudigen Empfange aber löste sich ihm das Herz auf der Stelle. Er wiederholte, was wir bereits aus dem Munde des Pastors erfahren haben, daß er sich von den Geschäften zurückziehen und in die Stadt gehen wolle, und stellte nunmehr seinen Begleiter und Neffen Ernst Bracht als seinen Nachfolger vor, indem er zugleich die Hoffnung aussprach, daß die Bewohner des Schlosses Bullenheim gute Nachbarschaft mit ihm halten würden. Nachdem aber diese einleitenden Worte vorüber und die Burgbesitzer sich verneigt hatten, sprach er: Sie, Herr Baron von Bullenheim, bitte ich nun um eine Unterredung unter vier Augen!

Der Baron warf einen fragenden Blick auf den Geistlichen, den derselbe ernst und fest erwiderte. Dann machte er eine Verbeugung gegen Herrn Reimbold, mit der Bedeutung, ihm zu folgen, und beide verschwanden in der kleinen Thür der Thurmstube.

Fünftes Kapitel.

Da standen sich nun zwei Männer gegenüber, die seit mehr als dreißig Jahren als Nachbarn nebeneinander wohnten und die sich dennoch während dieser Zeit kein einziges mal in der Nähe gesehen und gesprochen hatten. Herr Reimbold war nämlich der Besitzer jener großartigen Anlagen und Eisenwerke, die wir seitwärts vom Dorfe Bullenau an den Abhängen der Hügelkette wahrgenommen haben. Nur um einige Jahre älter als der Baron — er mochte wol seine fünfundsechzig zählen — machte er dennoch einen viel ältern Eindruck. Auf seinem Gesichte lag eine harte und lange Arbeitszeit, auch die Spuren mancher Leiden und Prüfungen traten daraus hervor, aber siegreich über alles zeigte sich in den klaren blauen Augen und dem milden Munde des greisen Mannes eine unzerstörbare Menschenfreundlichkeit. Die Gestalt war nicht so hoch und schlank gewachsen wie die seines adelichen Gutsnachbars, aber sie war breit und kräftig und zeugte von selbstbewußter Haltung, und die Bewegungen durften noch rüstig genannt werden, wenn auch eine Steifigkeit im linken

Arme sie mehr oder weniger behinderte. Wie konnte der Baron für einen solchen Mann eine so tödliche Feindschaft hegen? Freilich hatten sie sich in fünfunddreißig Jahren nicht gesprochen, aber vor dieser Zeit waren sie wol zusammengekommen und seitdem hatten sich die Fäden ihres Lebens oft und feindlich gekreuzt.

Was wünschen Sie von mir? begann der Baron mit kaltem und mistrauischem Blick.

Herr Baron, erwiderte der andere im wärmsten Herztone, es ist endlich Zeit, daß wir uns aussprechen und aussöhnen. Ich bin ein alter Mann und gehe dem Grabe mit jedem Schritte näher und näher entgegen. Auch Sie sind kein Jüngling mehr. Wer weiß, wie bald uns die letzte Stunde schlägt? Darum thut es noth, daß wir miteinander abrechnen und die Schuld, die auf uns beiden liegt, tilgen. Ich komme, Ihnen die Hand zum Frieden zu bieten.

Er bot dem Baron die Hand. Dieser blieb steif und starr stehen. Er kämpfte mit sich selbst und antwortete nicht.

Hat die Zeit für Sie denn kein Vergessen? fragte Herr Reimbold mit innigem Tone.

Sie haben an meinem Hause einen unauslöschlichen Frevel begangen! fuhr jetzt der Baron düster empor, indem er sich in der Erinnerung vergangener Tage schüttelte.

Einen Frevel? sprach der andere. Dürfen Sie das einen Frevel nennen? Brandmarkt das Gesetz meine Handlungsweise als einen Frevel? Wird sie so von der Mehrzahl der Menschen genannt? Mir ist nichts davon bekannt. Ich kam vor fünfunddreißig Jahren als ein

verwundeter Krieger in Ihr Haus und fand dort freundliche und gute Pflege, wofür ich Ihnen noch heute meinen besten Dank sage. Damals lernte ich Ihre Schwester kennen. Sie war das trefflichste Geschöpf, das mir auf meinem Lebenswege begegnet ist. Sie war eines Fürsten würdig. Warum wählte sie nicht ein Mann des Adels? Ich mußte sie lieben; ich, der Bürgerliche, fand ungesuchte und unverdiente Gegenliebe. Unsere Herzen wählten sich aus innerer Nothwendigkeit. Wir sind offen und frank zu Werke gegangen und haben uns vor Ihren seligen Aeltern erklärt und ihnen gesagt, daß wir zu ewigem Bunde zusammentreten wollten. Sie wissen, auf welche Hindernisse wir gestoßen sind. Die Ansichten Ihres Hauses und Ihres Standes widerstrebten unsern Ansichten. Es waren schreckliche Kämpfe, die wir bestanden. Nur auf eine Weise konnte der Sieg errungen werden. Wir wählten diesen Ausgang. Wir verbanden uns heimlich.

Und Adelheid stieß durch diesen Schritt ihren Vater ins Grab, fügte der Baron hinzu.

Sie hat blutige Thränen darüber geweint, sprach der andere. Aber kann denn eine Ansicht, die nur die Ansicht eines Standes und nicht der ganzen Welt ist, über das Los zweier Leben entscheiden? Glauben Sie mir, Herr Baron, wir beide sind glücklich gewesen. Gott hat unsere Wege gesegnet. Als mein steifer Arm mir die Laufbahn im Heerdienste schloß, mußte ich mich gezwungen andern Geschäften ergeben. Ich übernahm Lieferungen für die Armee und gewann so viel, daß ich, nachdem mir auch die kleine Erbschaft meiner Frau —

Wie konnten Sie diese Erbschaft nachsuchen und antreten? fiel der Edelmann in scharfer Weise ein. Diese Theilung des Guts hat mir unendlich geschadet.

Das hätte sie nicht gethan, erwiderte der Mann des Gewerbes, wenn Sie gleich mir gearbeitet hätten! Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armuth nicht hinein.

Arbeit ist nicht die Sache unsers Standes, sprach der Schloßherr. Wir halten unsere untheilbaren Majorate heilig. Sie haben Ihre Hand nach diesem Besitz ausgestreckt.

Das war ich meiner Frau und meinem Sohne schuldig, antwortete Reimbold, weil ich damals noch nicht genug besaß, um die Zukunft der Meinigen gesichert zu wissen. Freilich haben sich nachher meine Besitzthümer durch meine Thätigkeit unendlich vermehrt. Wir sind sehr wohlhabend geworden und ich darf wol sagen, daß ich den Meinigen gute Tage bereitet habe. Als die Wirrsale der ersten Zeiten unserer Ehe sich lösten, haben wir glückliche, frohe Jahre verlebt.

Aber hat nicht Gott Ihre Unthat an Ihrem eigenen Sohne gestraft? fragte der Baron. Haben Sie an ihm nicht dasselbe Schicksal erlebt, das Sie einer alten Familie zugefügt? Ja, sind Sie nicht noch schlimmer gezüchtigt worden? Sie stehen als alter Mann kinderlos da!

Ja, leider Gottes, kinderlos bin ich. Ich habe meinen Adolf verloren, klagte Reimbold erschüttert und eine Thräne trat ihm in die Augen. Er schwieg.

Sie haben an ihm denselben Fall erlebt, sprach sein Gegner, der sich an seinem Schmerze zu weiden schien.

Er liebte unter seinem Stande, es war nur ein einfaches, von Ihnen angenommenes Waisenkind, Ihres verstorbenen Försters Tochter, dem er sein Herz zugewandt hatte. Sie wollten ihm die Heirath nicht gestatten. Da hat er sich heimlich mit dem Mädchen in die weite Welt gemacht. Keiner hat mehr von ihm gehört. Er ist verschollen. Wer weiß, wo ihn Wind und Wellen verdorben haben? Hier dieses Haus blüht wenigstens in seinen Sprossen fort, das Ihrige stirbt mit Ihnen aus.

Leider sind die Thatsachen, die Sie anführen, wahr, erhob jetzt Reimbold das Wort. Nur liegen die Gründe anders. Ich hatte nichts gegen das Mädchen. Der Stand des Vaters war mir ganz recht, denn ich weiß recht gut, daß wir alle von demselben Menschenpaare stammen. Aber durfte ich einem Jungen von achtzehn Jahren erlauben, sich mit einem Mädchen von sechzehn zu verheirathen? Das forderte der Trotzkopf von mir, und als ich ihm die Erlaubniß verweigerte, da brach ein Unglück aus, das ich unmöglich zu verhüten vermochte. Wie können Sie diesen Fall mit unserer Verbindung vergleichen, die in reifen Jahren mit vollstem Bewußtsein geschlossen wurde?

Gleichviel! sprach der Baron, es war Gottes Strafe. Auch Ihre Frau ist darüber zu Grunde gegangen, wie mein seliger Vater über den Verlust seiner Tochter.

Und doch konnte ich als braver Mann nicht anders handeln, entgegnete der alte Herr zerknirscht. Mag aber der Himmel gerichtet haben, so hat sein Spruch mich härter getroffen wie Sie und Ihr Haus. Es ist genug des Unheils geschehen. Das Gras wächst jetzt schon

manches Jahr über den Gräbern. In dem letzten Grabe aber ruht mein Weib, das zugleich Ihre leibliche Schwester war. Lassen Sie uns Frieden darüber schließen! Es wird für Sie und für mich zum Heile sein.

Aufs neue streckte er die Hand aus. Der Baron schien auch bewegt. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann stellte er sich vor den Schwager und sprach, indem er die Hände auf dem Rücken zusammenlegte: Ich habe noch mehr Klagepunkte. Zweimal kam ich in den Fall, liegende Gründe zu verkaufen. Sie haben die Aecker, Wälder und Wiesen angesteigert, und wie es mir scheint, nicht weil Sie dieselben nöthig hatten, denn ich weiß, daß der Gewerbs- und Kaufmann sein Geld besser anlegen kann, sondern weil Sie sich mir zum Hohn und Spott in Besitz all jener Liegenschaften setzen wollten, die einst zu Haus Bullenheim gehörten.

Und wenn nun gerade das Gegentheil der Fall wäre? rief jetzt Reimbold. Wenn ich die Absicht gehabt hätte, das Gut nicht zerstückeln zu lassen, was sonst ohne Zweifel der Fall war? In der That habe ich aus Liebe zu meinem Weibe die Besitzthümer Ihrer Familie angekauft, und ich bin auf der Stelle bereit, das erworbene Gut wieder an die Familie abzutreten, wenn Sie es zurückerwerben wollen, Herr Baron.

Dieses Anerbieten überraschte den Baron. Es konnte darin kein Hohn auf die zerrütteten finanziellen Verhältnisse des Schloßherrn liegen, weil das Gespräch einen zu ernsthaften Lauf genommen hatte. Tausend Gedanken blitzten ihm durch den Kopf, die ihm die

Möglichkeit vorspiegelten, wie das Erbe seiner Väter wieder zu seinem alten Glanze zu führen sei. Aber wie war hier an einen Rückkauf zu denken? Er verlor sich schweigend in seine Gedanken, aus denen ihn der nicht anerkannte Schwager aufweckte.

Lassen Sie mich Ihnen auf den Weg helfen, Herr Baron! sprach dieser. Ihre Söhne sind die Neffen meiner seligen Frau. Wenn Sie auch wollten, Sie können dies verwandtschaftliche Verhältniß nicht in Abrede stellen. Geben Sie mir die Kinder, die brav, tüchtig und gutmüthig sind, daß ich sie in meine Geschäfte einführe, zu denen ich noch eine Menge von Kräften gebrauchen kann, denn dieselben haben eine größere Ausdehnung, als Sie wissen und vermuthen.

Wie können Sie denken, rief der Baron entrüstet, daß ich die Erben meines Namens dem Gewerbe widmen werde?

Auch nicht, fragte Reimbold weiter, wenn ich, der kinderlose Mann, mich verpflichte, sie nach meinem Tode zu Erben desjenigen Grundbesitzes einzusetzen, der einst zu Schloß Bullenheim gehörte?

Nie und nimmermehr! klang die entscheidende Antwort. Der Schuster bleibt bei seinem Leisten. Adel ist Adel!

Trotz diesem beleidigenden Bescheid blieb Reimbold liebevoll und ließ sich zu neuen Vorschlägen herbei. Sie mögen Ihre vollbegründeten Ansichten in Betreff des Standes haben, sprach er sanft, aber das müssen Sie mir doch gestehen, daß jeder tüchtige Mensch eine fruchtbringende Beschäftigung suchen muß. Auch für den Adel

unserer Zeit gibt es ehrenhafte Arbeit genug in Staat und Heer, denn Jagd, Fischerei, Fahren und Reiten, Schieß- und Schachspiel kann ich nur als gelegentliche Vergnügungen ansehen, welche die leeren Stunden ausfüllen. Entschließen Sie sich also, daß Ihre Söhne sich der Verwaltung oder dem Kriegsdienste widmen. Ich bin alsdann gern bereit, ihnen die Mittel an die Hand zu geben, um eine solche Laufbahn einzuschlagen. Auch werde ich in meinem Testament nicht vergessen, daß sie die Neffen meiner seligen Frau sind. Aber darauf muß ich dringen, daß sie zu nützlichen, arbeitsamen Menschen erzogen werden, denn was ich sauer erworben habe, kann und darf ich nicht in die Hände von Menschen geben, deren Kopf nicht Maß und Regel weiß.

Aber auch diese Lockung übte keinen Einfluß auf die starren Ansichten des Edelmanns, der von Jugend auf in andern Grundsätzen aufgezogen war. Er nahm sogar ein überlegenes Lächeln an und erwiderte: Sie mögen aus Ihren Erfahrungen ganz richtige Principien für bürgerliche Existenzen geschöpft haben. Ich will sogar Ihr Wohlwollen nicht in Abrede stellen, aber Sie werden mir erlauben, an denjenigen Principien festzuhalten, welche ich durch mein ganzes Leben gepflegt habe. Dem Freiherrn geziemt eine andere Erziehung wie dem Handelsmann. Auch würde es einem adelichen Hause schlecht anstehen, sich von einem bürgerlichen Manne beihelfen zu lassen, was ich übrigens — und hier accentuirte er jedes Wort — auch gar nicht nöthig habe.

Sie weisen also auch die Erbschaft von der Hand? fragte Reimbold.

Der Baron bedachte sich, dann sprach er zögernd: Ich weise sie von der Hand, soweit ich über die Zukunft der Kinder zu bestimmen habe.

Wohl, so verlieren wir kein Wort mehr über diese Sache! erwiderte der Gewerbsmann. Aber vielleicht entschließen Sie sich, mir Felicitas zur Versorgung zu geben?

Felicitas? sagte der Baron erstaunt. Dann murmelte er vor sich hin: Die Herzogstochter von Lützelburg!

Reimbold fuhr fort: Ich weiß nicht, wie es ist, aber das Mädchen hat sich mir in wunderbarer Weise ins Herz geschlichen. Wenn ich sie sehe und höre, kommt eine seltsame Rührung über mich. Sie ist so froh, so hell, so munter. Ich liebe das Kind unendlich. Sie aber haben Ihre Last mit einem Charakter, der nicht zu Ihnen paßt und passen wird.

Woher wissen Sie das? rief der Schloßherr.

Ich weiß noch mehr, lautete die Antwort. Das Mädchen ist gar nicht Ihre Tochter.

Der Baron war erstarrt vor Staunen.

Freilich gilt sie, fuhr Reimbold fort, als Zwillingsschwester Ihres Felix. Aber sie wurde Ihnen nur in der Nacht, als die Frau Baronin des Knaben genas, vor die Thür gelegt. Dort haben Sie das Kind selbst gefunden und selbst aufgehoben. Und dann haben Sie es zu Ihrer Gemahlin gebracht und mit ihr berathen, was Sie mit dem älternlosen Wurm anfangen sollten. Bei Gott, es war ein schöner Zug Ihres Herzens, daß Sie übereinkamen, der Findel vor der Welt ehrbare

Aeltern und einen guten Namen zu geben! Das war mehr als adelich, das war menschlich.

Und woher wissen Sie das? rief der erstaunte Edelmann.

Das lassen Sie mein Geheimniß sein, sprach der Gewerbsmann. Genug, daß ich es weiß. Gott wird Ihnen die gute That segnen.

Fast hätte jetzt der Baron laut aufgerufen: Die Herzogstochter von Lützelburg! Er zerdrückte das Wort im Munde, aber seine Augen strahlten.

Haben Sie denn nie etwas von Felicitas' Herkunft gehört? forschte jetzt Herr Reimbold.

Niemals! sprach der Baron.

Geben Sie mir das Mädchen! bat der Greis.

Was Gott mir verliehen hat, will ich behalten! sprach der Edelmann entschieden, aber nicht etwa, weil er das Kind, das ihm wirklich mit seinem offenen, freien und unbefangenen Wesen Sorge machte, besonders liebte, sondern weil er immermehr an eine wunderbare Auflösung zu glauben anfing.

So sind denn alle meine Bitten vergebens? forschte Herr Reimbold mit einem Seufzer. Haben Sie aber sonst kein Anliegen an mich? Sie wissen, daß ich die Gegend verlasse. Kann ich Ihnen vor meiner Abreise in irgendeiner Weise dienen? Bedürfen Sie meiner Hülfe, meines Beistandes? Haben Sie Geld — —

Reden wir nicht von solchen Dingen! entgegnete der Baron ernst. Ich habe alles genug!

So ersuche ich Sie, daß Sie sich wenigstens an mich wenden, wenn Sie einen Wunsch haben.

Uns trennt eine zu hohe Scheidewand, sagte der Edelmann, sich mit Stolz erhebend.

Die hoffentlich nicht so groß ist, daß wir uns die Hand hinüberreichen, schloß der Greis mit so innigem Ausdruck, daß der Baron ihm nicht widerstehen konnte.

Er ergriff die zum dritten mal gereichte Rechte des alten Herrn und sagte: Sie sind ein Ehrenmann, aber unsere Wege müssen sich scheiden.

Reimbold verließ das Thurmzimmer, ohne daß der Baron, auf den diese ungewohnte Unterhaltung einen tiefen Eindruck gemacht zu haben schien, ihm folgte, und trat in den Rittersaal, wo er die ganze Gesellschaft gerade so wiederfand, wie er sie verlassen hatte. Der würdige Pastor war bemüht gewesen, eine flüssige Unterhaltung herbeizuführen, was ihm auch in dem Maße gelungen war, wie es überhaupt bei Leuten, die so abgeschlossen und abgeschieden von der Welt lebten, in der Thunlichkeit lag. Die Baronin wußte in der That nicht recht, wie sie sich bei andern Leuten benehmen sollte, da sie seit ihrer fast zwanzigjährigen Ehe nur mit ihren nächsten Angehörigen und Dienstboten und höchstens noch mit dem Geistlichen geredet hatte. Ernst Bracht hielt es unter diesen Umständen auch für das Beste, eine gewisse Zurückhaltung zu bewahren. Er bewunderte und durchforschte nur die Alterthümer des Gemachs, da er wirklich der antiquarischen Liebhaberei ergeben war. Zwischenher aber verwendete er fast kein Auge von der hübschen blonden Felicitas, die sich allein frisch, lustig und munter gehen ließ. Nach Herrn Reimbold's Eintritt bewegte sich die Unterhaltung noch

einige Zeit in dem gewohnten Gleise fort, ohne Gegenstände zu berühren, die in den Lauf unserer Geschichte eingriffen. Dann empfahlen sich die beiden Herren mit dem Geistlichen. Herr Reimbold und der Pastor bestiegen den Wagen, der noch immer an der Lindenallee vor der Brücke hielt, und flogen im Fluge über den grasigen Boden. Ernst zog einen Spaziergang nach Hause vor. Er blieb stehen, bis unter Christoph's Händen die Zugbrücke heraufgeknarrt war, und sah sich noch einmal nach dem Schlosse um, wo Felicitas am Fenster stand. Dann schlenderte er träumend durch das Thal und dem Dorfe zu.

Nun, wie sind Sie mit dem adelichen Starrkopf fertig geworden? fragte der Pastor den alten Herrn auf der Fahrt.

Wir haben uns zum Schluß die Hand gereicht, versetzte der Gefragte.

Und Ihre Vorschläge? forschte der Geistliche weiter.

Sie wurden sammt und sonders in den Wind geschlagen! antwortete Reimbold.

Ja die Bullenheimer und Bullenauer sind eigensinnig wie die Bullen, heißt ein Sprichwort in der Gegend, scherzte der Schwarzrock.

Lassen wir ihm Zeit zum Nachdenken, meinte der Alte. Sie haben wol die Güte, ihn über acht Tage noch einmal zu erforschen. Vielleicht haben sich bis dahin seine Ansichten geändert.

Schwerlich, schwerlich! erwiderte der Geistliche kopfschüttelnd.

Und dann vergessen Sie ja nicht, noch einmal recht

genau nach Felicitas zu fragen, sagte Herr Reimbold. Sie wissen, warum und wie sehr es mir darum zu thun ist, etwas Näheres über den Ursprung des Kindes zu wissen.

Ich fürchte, daß auch in dieser Beziehung jede Nachfrage sich in undurchdringliches Dunkel verliert, war die Meinung des Pfarrers. Je älter der Adel, je zäher der Junker.

In der That begab sich der treffliche Geistliche am nächsten Sonntag in das Schloß zu dem Baron und nahm diesmal die proponirte Schachpartie an. Der Schloßherr siegte im Spiel und war in so trefflicher Laune, daß der Gesandte seine diplomatischen Fäden knüpfte. Durch den guten und braven Mittelsmann, der es auch an wohlwollenden Ueberredungen nicht fehlen ließ, wurden alle die Vorschläge wiederholt, die wir bereits kennen, und ebenso unbarmherzig verworfen. Auch über Felicitas war nichts weiter zu erfahren. Der Baron wollte in Gedanken an „die Herzogstochter von Lützelburg“ sogar von dem Briefe, von dem der Pastor erfahren hatte und der vielleicht als Aufklärungsmittel dienen konnte, nichts wissen. Die Kleidungsstücke, in denen das Kind gebracht wurde, waren vollends nicht mehr aufzutreiben. Herr Reimbold sah ein, daß fernere Schritte vergeblich sein würden, und reiste nach der Stadt. Die alte Todfeindschaft war versöhnt, aber der Abgrund zwischen dem adelichen und bürgerlichen Schwager klaffte so tief wie immer. Der Pfarrer hatte recht gehabt: Je älter der Adel, je zäher der Junker.

Sechstes Kapitel.

Nach einem so ereignißreichen Tage, wie er seit Jahren auf Schloß Bullenheim nicht mehr vorgekommen war, stellten sich wieder stille Zeiten ein. In den meisten Fällen, wo des rothköpfigen Christoph stotternder Hornstoß erklang, befand sich ein Bewohner des Schlosses vor dem Graben, um das Herunterfallen der stets in denselben Tönen knarrenden Brücke zu erwarten. Mitunter freilich erschien auch der würdige Pfarrer von Bullenau, um einen Besuch bei dem Baron zu machen und eine Partie Schach zu spielen. Zu drei verschiedenen malen war aber auch ein Femder die Lindenallee hinaufgewandelt und hatte vor dem Eingang seine Anwesenheit durch allerlei Zeichen bemerkbar gemacht, bis das verhängnißvolle Horn erklang. Der Diener, der übrigens an Werktagen nicht in einer rothen, sondern in einer grauleinenen Livree erschien, hatte ihn dann angemeldet, ohne die Brücke herunterzulassen, und jedesmal, obgleich der Frager seine Besuche zu den verschiedensten Zeiten machte, den Bescheid gebracht:

D — d — d — die gnä — gnä — gnädige Herr — rr-schaf — schaf — schaft i — ist nicht zu Hause!

Dieser Fremde war aber niemand anders als Herr Ernst Bracht. Nach der Abreise seines sogenannten Oheims, der übrigens nur entfernt verwandt mit ihm war, hatte er es für seine Pflicht gehalten, seine Besuche in Bullenheim zu erneuern, um den Beweis zu liefern, daß er geneigt sei, gute Nachbarschaft zu halten. Als er aber dreimal vergeblich diesen Versuch erneuert hatte, ohne zum Ziele zu gelangen, hielt er es für anständig, zunächst den Gegenbesuch des Barons abzuwarten und zu sehen, wie derselbe seine Absichten aufgenommen habe. Freilich ließ dieser ihn lange warten. Unterdeß unternahm der junge Mann aber stets neue Wanderungen in das einsame Waldthal, das sogar nach und nach das Ziel aller seiner Ausflüge wurde. Ob ihn die bloße Freude an dieser stillen Natur hierher trieb oder ob er in der That die um das Schloß liegenden Wälder und Wiesen, welche Eigenthum seines Oheims waren, zu inspiciren hatte, läßt sich so genau nicht entscheiden. Jedenfalls warf er aber zwischenher manchen Blick nach den Fenstern des Schlosses, wo indeß niemand auf ihn Acht zu haben schien als ein junges blühendes Mädchengesicht, das in dem Fenster einer der kleinen Thürme bei der Handarbeit saß und mitunter jenes schmetternde Lied, das wir schon kennen, in das Thal sang, dem der junge Mann dann auch wol eine Weile zu lauschen pflegte. Kurz darauf untersuchte er dann aber wieder äußerst emsig den Stand der Saaten, der Wiesen und der Bäume.

Ernst Bracht war keineswegs ein Neuling in der Gegend. Als Knabe hatte er schon seit längern Jahren die Ferien auf dem Gute seines Oheims zugebracht. Obgleich fünf Jahre älter als der älteste Sohn des Barons, war er doch gern und oft mit den jungen Edelkindern in Wald und Feld zusammengetroffen und hatte mit ihnen die Spiele der Jugend getheilt. Die kleinen Junker durften nämlich, bevor sie in das Jünglingsalter traten, manche Ausflüge machen, welche die älterliche Zucht ihnen später untersagte. Kinder aber fragen, gesellig wie sie sind, nicht nach Rang und Stand, und auch verschiedenes Alter trifft sich gelegentlich zusammen. So fanden sich denn die Buben, suchten im Frühling Vogelnester, fingen im Sommer Schmetterlinge und zündeten im Herbste Kartoffelfeuer an. Ernst brachte Obst und andere Leckereien aus seines Oheims Garten und Küche und war beliebt bei den jungen Baronen und der kleinen Felicitas, die damals die Fahrten der Knaben mitmachte. Ja er nahm die Schloßkinder zuweilen mit auf das Eisenwerk, wo Herr Reimbold sie stets reichlich mit hübschen und sogar werthvollen Spielsachen beschenkte. Daß Ernst selbst niemals in das Burghaus hineingeführt wurde, fiel ihm in seinem jugendlichen Alter weiter nicht auf.

Aber aus Kindern werden Leute. Das mußte auch der junge Bracht erfahren. Die Lehre wurde immer strenger. Er hatte die Aufgabe, die höhere Schule zu absolviren, und wurde für längere Jahre auf eine Akademie für Handel, Gewerbe und Landwirthschaft in eine entfernte Stadt geschickt. Daran reihten sich größere

Reisen in das Ausland, von denen er erst zurückkehrte, als er in Bullenau eintraf, um sich in die Geschäfte einzulernen. Freilich war dort alles im besten Gange. Die Bureaux und Werkstätten wurden von erprobten Führern geleitet. Der junge Mann hatte alle Muße, um sich in die große Thätigkeit zu finden. Uebrigens zeigte er sich überaus geschickt und anstellig für jede Arbeit. Dabei wußte er bald, was er wollte, und legte überall neben einer großen Geistesklarheit einen entschiedenen Willen an den Tag. Was ihn noch besonders beliebt machte, war seine große Menschenfreundlichkeit. Die ersten und letzten Leute auf dem Eisenwerke liebten und schätzten ihn wegen der trefflichen Eigenschaften seines Herzens. Daß er dabei groß und schlank gewachsen war und in seinen Gesichtszügen jenes liebenswürdige Wohlwollen seines Oheims besaß, gereichte ihm noch zu besonderm Vortheile.

Der junge Mann hatte an einem schönen Herbstabende wieder einmal eine Wanderung in die Gegend des Schlosses vorgenommen. Die Luft ging frisch und erquicklich und der Himmel war von jener dunkeln Bläue, welche die Tage des September mit sich bringen. Der Wald stand schon gebräunt und geröthet die Hügel entlang und fing immermehr an zu glühen, je tiefer im Westen, der im weichen goldenen Glanze leuchtete, die Sonne untersank. Als Ernst in die Lindenallee einbog, hatte er alle Ursache, die vor ihm liegende Scene zu bewundern. Der Berg und das Schloß ragten im rothen Abendscheine vor ihm. Aus allen Fenstern blitzten ihm flammende Sonnenlichter entgegen. Er schwenkte

links in die Wiese, um den seltsamen Effect der Beleuchtung anzuschauen. Sonst pflegte er sich wol an dieser Stelle auf dem Boden zu thun zu machen, indem er bald ein Unkraut ausrupfte, bald einen Maulwurfhaufen vertilgte. Heute fesselte ihn die umgebende Natur, die wie mit einem Heiligenscheine übergossen vor ihm lag. Ob er auch mitunter nach dem Thurmfenster sah? Wohl that er es, aber sein Spähen war umsonst. Die Sonne ging unterdeß hinter dem Berge unter. Das Licht im Thal wurde matter. Er umkreiste das Schloß und trat in den Wald, welcher sich hinter demselben erhob. Dort verfolgte er den Fußpfad, der sich längs den Gräben der Burg nach dem Dorfe zog.

Anfangs führte der Weg bequem zwischen Wiese und Wald hin, aber wo der Schloßweiher begann, klemmte er sich eng zwischen den steil anstrebenden Berg und das tiefe, dunkle Wasser. Ernst konnte sich eines seltsam fremden Gefühls nicht erwehren, denn er befand sich an einem unheimlichen Orte, zumal da sich die Dämmerung immer geltender machte. Links flüsterte es im Walde, rechts lispelte es in dem hohen Schilfe, das dürre Laub rauschte unter seinen Füßen. Aus dem Weiher und aus dem Forste sah ihn die Finsterniß mit schwarzen Augen an. Es drängte ihn zu raschern Schritten, da kam ihm mit einem mal eine helle Gestalt in den Büschen entgegen. Er erschreckte, dann dachte er: Sei doch kein Narr! und ging frisch draufzu, indem er sich bemühte, recht kräftig aufzutreten. Mit einem mal stand ein junges Mädchen vor ihm. Es war Felicitas.

Das Herz des jungen Mannes klopfte fast hörbar

bei dieser so oft gewünschten und jetzt so unerwartet eintretenden Begegnung. Mit Mühe suchte und fand er Worte: Wie, Fräulein Felicitas, Sie wandern noch so spät im Busche und an dieser unheimlichen Stelle? Fast hätten Sie mich erschreckt. Ihre Erscheinung schwebte durch das Gesträuch wie eine Waldfrau!

Sie stand in ihrer ganzen jugendlichen Anmuth und Lieblichkeit vor ihm. Das Gesicht war leicht geröthet. Hatte ihr die Wanderung das Blut in die Wangen getrieben oder brachte die Begegnung mit dem jungen Mann eine Bewegung in den Saft, der seinen Sitz im Herzen hat, wir wissen es nicht. Aber sie lachte hell auf und sprach, daß es klang wie das Lied einer Walddrossel: Ja, ich bin auch so eine Art Waldfrau oder vielmehr ein Waldmädchen. Nur treibe ich keine Spukereien, und Furcht ist am allerwenigsten am Platze. Uebrigens wundert es mich sehr, mein Herr Ernst, daß du mich Sie nennst. Wir sind ja alte Spielkameraden. Du warst mir immer so gut. Wie konntest du nur so fremd thun, als wir uns neulich sahen. Kein Wort hast du mit mir gesprochen, als wäre die Erinnerung an die Jugendzeit dir ganz durch den Kopf gegangen. Ich habe sie nicht vergessen. Vor allen Dingen mußt du mich wieder Du nennen.

Es lag eine so unschuldige Jugendlichkeit und eine so frische Natürlichkeit in diesen Worten, sie klangen so frei von aller geschminkten Koketterie, daß Ernst ein wahrhaftes Entzücken fühlte. Wenn ich das darf, Felicitas, rief er aus, an mir soll's nicht fehlen. Wohl denke ich der Jugendzeit. Was warst du für ein liebes

munteres Geschöpf! Gottlob, du bist es noch. Nimm die Hand zu neuer Freundschaft und —

Sie reichten sich die Hände. Was hatte er da in seiner großen Hand für ein kleines, zierliches Händchen. Die Berührung durchzuckte ihn. Er hielt sie fest. Er konnte sich nicht trennen von der lieben, schönen Hand.

Wo kommst du denn her? fragte er das Mädchen.

Ei, vom Rabenstein! war die Antwort. Aber du sollst es niemand sagen, denn kein Mensch darf es wissen. Im Schlosse ist es immer still und düster. Da hört und sieht man ja kein Sterbenswörtchen von der Welt da draußen, die doch so schön ist und lacht und redet und glänzt. Sie wollen mich auch gar nicht hinauslassen. Da muß ich denn zuweilen durch die Hecken und Zäune brechen und mir heimlich einen Weg in das Leben suchen. Heute ist der Vater mit den Brüdern auf der Jagd und die Mutter hat allerlei in der Wirthschaft zu thun. Da bin ich denn fortgeschlüpft und habe ein wenig in die Welt gesehen, von der man oben auf dem Rabenstein ein gutes Stück überschauen kann.

Und gehst du oft auf den Rabenstein? fragte Ernst, dem das Herz wieder heftig klopfte.

So oft ich kann, erwiderte Felicitas. Sind der Vater und die Brüder draußen auf der Jagd, beim Vogelherd und Fischfang, und hat die Mutter mir keine besondere Beschäftigung gegeben, dann fliegt der Vogel aus dem Käfig und hat erst Ruhe auf dem höchsten Berge der Gegend, dessen Gipfel glücklicherweise nur ein Viertelstündchen von der Burg liegt und zu dem ich den nächsten Weg durch das Gebüsch weiß.

Wie aber kommst du denn über dieses tiefe schwarze Wasser? forschte Ernst weiter.

Sie wollte gerade antworten, als auf der andern Seite des Schlosses der Hornstoß erklang, dessen Bedeutung wir kennen und der in dieser Stunde die Rückkehr des Barons mit seinen Sprossen verkündete. Felicitas riß ihre Hand aus der des jungen Mannes und rief: Jetzt ist es die höchste Zeit! Leb wohl! Auf Wiedersehen!

Sie schlüpfte durch das Gebüsch nach dem Rande des Weihers, ging an demselben eine Strecke entlang, indeß Ernst sie mit seinen Blicken verfolgte. Dort gewahrte er eine alte Pappel, die der Sturm jenseit des Grabens gebrochen hatte und deren Stamm nun wie ein Steg über das Wasser lag. Das Mädchen wählte denselben zur Brücke. Rasch, leicht und sicher betrat sie den gefährlichen Weg. Ernst zitterte, als er die lichte Gestalt über den schwarzen Weiher schweben sah, aber sie trippelte dahin, wie die Bachstelze über einen dünnen Zweig läuft, und erreichte glücklich das entgegengesetzte Ufer, wo sie sich gegen den Jugendfreund umwendete, ihm noch einen Gruß zusandte und dann zwischen den Bäumen verschwand.

Ernst blieb noch eine Weile wie erstarrt im Nachsehen stehen. Dann schlug er den Weg nach dem Dorfe ein. Was kümmerte ihn jetzt weiter das Flüstern im Walde, das Lispeln des Schilfs und das Rauschen des dürren Laubes unter seinen Füßen. Er hatte keine Augen mehr für die schwarzen Augen der Finsterniß. Durch seine Seele flossen quellende Ströme von goldenem Licht,

die ihn zu einem andern Menschen machten. Es war ein Wunder geschehen. Aber wie sollte er dies Wunder nennen? Er konnte ihm nicht Worte, Sprache, Begriff, Gestalt geben. Wie er nach Hause gekommen war, er wußte sich keine Rechenschaft zu geben. Er verschmähte Speise und Trank. Er schlief die ganze Nacht nicht einen Augenblick. Und doch war er nicht leidend und krank. Die Fülle des frischesten Lebens durchglühte und durchpochte ihn. Er hatte die dunkeln Stunden in schöner Helligkeit verbracht.

An den folgenden Tagen bezeichnete eine seltsame Hast all sein Thun und Treiben. Was ihm oblag, das vollbrachte er fast athemlos. Dann stierte er in die Luft und war zerstreut, bis sich die Geschäftigkeit seiner Umgebungen wieder mächtig an ihn herandrängte und ihn zu erneuter Heftigkeit in der Arbeit drängte. Er verdämmerte und wirkte den Tag aber nur für den Abend. Sobald ihm das Pflichtgefühl nur halb sagte: Jetzt ist es genug! so nahm er den Hut und stürmte hinaus. Er umschlich das Dorf von der Ebene her, denn er wollte sich aus einer gewissen Scheu und Scham nicht im Dorfe zeigen, und verlor sich im Walde. Auch dort folgte er nicht den gebahnten Wegen, sondern lenkte den Schritt kreuz und quer durch Stämme und Sträuche, aber immer bergan. Das Ziel all dieser wirren athemlosen Fahrten war der Rabenstein.

Drei Abende hintereinander hatte er stundenlang dort gestanden. Sonst bestieg man diesen Berg, der mit seiner Basaltkuppel hoch aus der Hügelkette heraufragte, um sich der weiten freien Aussicht zu erfreuen. Sein

Auge war blind, sein Ohr war stumm für die ferne Welt. Er lauschte und forschte nur in die Nähe. Wo ein Hauch das Gezweig bewegte, war sein Gesicht, wo ein Vogel durch die Blätter huschte, war sein Gehör. Aber Zweige und Vögel schienen ihn zu verhöhnen. Die tiefe dunkle Nacht fand ihn dreimal oben auf dem Gipfel. Dreimal tastete er sich über Wurzeln und Steine den Pfad hinab nach dem heimischen Hause.

Aber er ging doch auch zum vierten mal. Hinter dem Dorfe begegnete ihm der Schäfer mit seiner Heerde. Weiterhin schritt er durch ein Kleefeld und sein Auge fiel von ungefähr auf ein Vierblatt. Als er durch den Wald die freie Höhe erreicht hatte, klang ihm das Geschrei der Kraniche ins Ohr. Er sah in die Luft und fand den Zug, der von links nach rechts in den Süden zog. Das alles waren gute Zeichen aus dem Volksglauben. Er setzte sich auf einen Stein. Da rasselte es seitwärts durch den Busch. Es waren regelmäßige menschliche Tritte. Ein helles Kleid glänzte durch die Zweige. Im nächsten Augenblicke erreichte Felicitas den Gipfel.

Ei, da bist du schon! rief sie ihm entgegen.

Hast du mich denn erwartet, Felicitas? fragte Ernst verwundert, der ihr wieder die Hand bot und ihre Rechte festhielt wie unten am Weiher.

Freilich habe ich dich erwartet, antwortete sie. Wir haben uns ja soviel zu erzählen. Wir wollen überhaupt wieder gute Freundschaft halten. Ich muß etwas anderes sehen und hören als das alte Schloß. Komm, wir wollen uns setzen!

Sie nahmen auf einem vorspringenden Steine Platz

und legten Hand in Hand. Der Faden des Gesprächs war bald gefunden. Sie machte überhaupt die Unterhaltung leicht, denn sie plauderte allerliebst. So vertieften sie sich in die unschuldigen Spiele ihrer dämmernden Kindheit. Sie schaute hinab in das Land und suchte die Ortschaften, die Kirchen, die Schlösser in der Ferne. Dann machte sie dem jungen Manne Mittheilungen aus dem ernsten, einförmigen Leben in ihrer Familie. Ernst aber mußte von seinen Lehrjahren und seinen Reisen in fremde Länder erzählen. Wie rasch verfloß die Zeit, bis der Abend dunkelte und bis sie zur eiligen Heimkehr in das Schloß aufbrach! Da erreichten sie denn auf einem steilen Wildpfad in wenigen Minuten den Weiher, wo sie in zierlichster Eile über die alte Pappel in den Garten glitt.

So kamen glückliche Tage für beide, denn sie sahen sich jetzt an den hellen, goldenen Herbstabenden öfter auf dem Rabenstein. Bald wußten sie alles von einander. Keiner hatte dem andern eine Falte der Seele versteckt. Zwei gute, reine Kinderherzen lagen voreinander offen.

Da lehnte sie einmal ihr blondes Lockenköpfchen an die Schulter des Freundes und sagte: Weißt du auch, Ernst, daß ich dich vor allen Menschen am liebsten habe?

Im Innern des jungen Mannes jauchzte es laut auf. Er legte seinen Arm leidenschaftlich um das schöne Kind und rief: Und ich liebe dich über die Erde und den Himmel hinaus.

Sie hielten sich fest umschlungen und ihre Lippen fanden sich zu einem langen Kuß.

Wer zählte die Händedrücke, die Umarmungen, die Küsse, die gestammelten süßen Worte, die sich jetzt folgten! Zwei Kinder traten darin in das Bewußtsein des Lebens. Dies Leben war das Paradies.

Weißt du noch, rief sie dann, wie wir uns das erste mal wiedersahen? Du warst mit deinem Onkel auf dem Rabenstein. Wir hatten aber im Schlosse den Abend vorher die Geschichte von der Herzogstochter von Lützelburg gelesen. Und sie erzählte ihm in der Eile den Inhalt, dann aber fuhr sie fort: Ich träumte nun in der Nacht, ich säße auf dem Rabenstein und es kämen schöne Ritter und begrüßten mich als Herzogstochter von Lützelburg. Mein Bräutigam aber stand neben mir. Voll von dem Traume lief ich am andern Tage aus der Kirche hier auf den Berg und da fand ich dich mit deinem Oheim.

Wie schön du träumen kannst, du liebe Herzogstochter von Lützelburg! rief Ernst, sie an sich schließend.

Und wie wahr die Träume sind! sprach das Mädchen. Das gab neue Ursache zu Liebkosungen.

Dann wollte er, sie solle das Lied singen, das er oft aus ihrem Fenster tönen gehört habe. Aber sie meinte, ihre Stimme sei zu stark, sie würde in das Schloß dringen und ihre Abwesenheit verrathen. Nur den Text theilte sie ihm mit. Er mußte nachsprechen. Wie selig riefen sie da zum Schluß: Sei gegrüßt, du süße Liebeszeit!

Aber sie vergaßen sich diesmal selber darüber. Sie kosten über die Stunde der Heimkehr. Plötzlich sah Felicitas, daß die feine Sichel des Mondes durch die Zweige

der Eichen blinkte. Sie sprang auf, wie ein scheues Reh. Ernst folgte. Sie erreichten den Weiher athemlos. Glücklicherweise erhellte das junge Licht ihren Pfad und es zeigte dem Mädchen auch den gewohnten Steg.

Um Gottes willen, nimm dich in Acht, rief der Liebende, indem er ihr zum Abschied einen letzten Kuß gab.

Sei unbesorgt! flüsterte sie und betrat den Baum, auf dem sie vorsichtig voranschritt. Sie war bis über die Mitte gegangen, da erschien in den Büschen des entgegengesetzten Ufers die lange hagere Gestalt des alten Barons. Was treibst du für Unfug, Felicitas? rief er mit dröhnender Stimme aus.

Und Felicitas schwankte, stieß einen grellen Schrei aus, stürzte in die schwarze Flut und verschwand unter dem Wasser, das nach allen Seiten aufzischte.

In demselben Augenblick sprang Ernst in den Graben, schwamm mit ein paar Stößen zu der Stelle, wo das Mädchen gesunken war, und tauchte unter.

Der Baron aber stand die Hände ringend am Ufer und schrie: Weh, die Herzogstochter von Lützelburg!

Siebentes Kapitel.

Ernst Bracht erwachte am andern Morgen in dem weichen trefflichen Bette seines eleganten Schlafzimmers. Er that die schönen blauen Augen groß auf und schaute verwundert um sich, denn es wurde ihm nicht leicht, nach dem langen tiefen Schlummer gleich zum vollen Bewußtsein zu kommen. Freilich, er hatte auch am gestrigen Tage so viel Neues und Ungewohntes erlebt, daß die Erinnerungen sich zu massenhaft thürmten. Freude, Seligkeit, Lust und Schrecken, Ernst, haarsträubendes Entsetzen lagen dicht nebeneinander. Es überlief den jungen Mann heiß und kalt, als er sich die Reihe der Bilder seit dem Sturze des Mädchens in das dunkle schwarze Wasser am Geiste vorüberführte.

Dem kühnen, muthigen Schwimmer war es glücklicherweise gelungen, Felicitas, die noch einmal auftauchte, zu erfassen. Er ruderte mit der bereits Ohnmächtigen unter verzweiflungsvoller Anstrengung aller Kräfte dem Ufer zu, wo der alte Baron mit schreckensstarren Mienen harrte. Ernst griff nach den vorstehenden Baumzweigen und hielt den leichenartigen Körper

der Geliebten über dem Wasser. Jetzt erst merkte der Edelmann, daß er helfen könne. An den Rand des Weihers tretend, zog er das von Wasser triefende Mädchen hinauf und legte es auf den Rasen. Der junge Mann war mit einem Sprunge an ihrer Seite. Er stieß einen schrecklichen Schrei aus. Dann warf er sich über die Gestalt, die sich nicht regte, und rieb ihr Hände, Stirn und Augen. Er hauchte sie an, er rief wie wahnsinnig lauter Schmeichelworte durcheinander. Mein Herz, mein Kind, mein Stern, mein Engel, erwache! Er bückte sich über den Mund und küßte ihn. Da ging ein leises Athmen durch die Brust, sie schlug die Augen auf, sie lächelte den Geliebten, der über ihr hing, selig an. Sie lebte. Er jauchzte und drückte sie leidenschaftlich an sein Herz, das mit seinem Pochen schier die Brust zerhämmern wollte.

Und auch jetzt in der Erinnerung jauchzte er noch einmal laut auf.

Den Baron hatte während dieser Zeit der Schrecken gelähmt. Jetzt lähmte ihn das Staunen über die Scene, die sich vor seinen Augen entwickelte. Aber er fand keine Worte. Völliges Schweigen fesselte ihm Zunge und Lippen. Er ließ es sogar zu, daß Ernst das Mädchen aufhob und dem Schlosse zuführte, während er steif und zögernd folgte. Erst an der Thür hatte sich der alte Herr gefunden und gesprochen: Hier werden Sie mir erlauben, die Pflege meiner Tochter selbst zu übernehmen!

Lag in diesen Worten nicht ein beleidigender Sinn? Heute wollten sie dem jungen Träumer nicht gefallen.

Gestern aber in einem Momente der höchsten Aufregung hatte er nichts Arges darin gefunden. Auch fühlte er gerade die Wirkung des kalten Bades in dem kalten Herbstwinde und verlangte nach warmen Kleidern. So hatte er Felicitas nochmals zum Abschiede geküßt, dem Baron eine Verbeugung gemacht und war, von Christoph geleitet, während die erschreckte Baronin und die Söhne das Mädchen mit Lichtern auf der Treppe empfingen, der Zugbrücke zugeschritten, über die er im raschen Laufe der Heimat entgegeneilte. Er hatte sich dann ins Bett geworfen, ein paar Gläser heißen Punsch getrunken und wie ein junger Gott in den Tag hineingeschlafen.

Und als er erwachte, da war er erst recht im Himmel. Freilich peinigten ihn die kalten Worte des Barons. Auch der Umstand, daß er mit keinem Worte in das Schloß geladen wurde, fiel ihm auf. Dann aber schlug er sich diese Gedanken aus dem Kopfe. Er entschuldigte die Verwirrung mit der Aufregung des Moments. Seine Bedenken konnten nur Nachtgespenster sein. Ja, alles mußte gut und glücklich werden. In seinem Innern jubelte es: Triumph! Das Bewußtsein, nicht allein ein liebes, süßes Herz sein zu nennen, sondern dies Herz auch aus dem sichern Tode in ein neues Leben zurückgeführt zu haben, machte ihm die Seele voll, froh und hell. Dadurch hatte er sich die verschlossenen Thüren des Schlosses siegreich geöffnet. Es war ihm ein unverwerfbares Anrecht auf den Besitz des lieblichen Edelkindes erworben. In der That schien das der Baron auch einzusehen, denn er hatte ja mit keinem

Worte Einspruch gethan, als den Jüngling die Liebe und Leidenschaft übermannte, daß er sich zu Küssen und Liebkosungen hinreißen ließ. Es waren lauter weltstürmende Gedanken, die das junge Haupt dachte.

Mit dem seligsten Gefühle sprang er auf, öffnete das Fenster, durch welches die frische Morgenluft eindrang und ihm das Haupt kühlte, und warf sich in die Kleider, um sobald wie möglich nach Bullenheim zu eilen. Dann klingelte er dem Bedienten, der ihm mit dem Frühstück ein Billet überbrachte. Er brach es auf und las:

„Herr Ernst Bracht! Ich danke Ihnen für die Rettung meiner Tochter, aber ich verachte Sie, weil Sie das Herz des Kindes zu bethören wagten. Unterstehen Sie sich nicht, weitere Schritte zu versuchen, sonst wird Ihnen die angemessene Züchtigung angedeihen lassen

der Baron von Bullenheim
zu Bullenau."

Ein adelicher Dank! rief der junge Mann, indem er zornig mit dem Fuße stampfte. Er fiel plötzlich aus allen Himmeln. Er hätte in die Luft springen mögen. Wüthend wie ein erzürnter Löwe schritt er durch das Zimmer.

Und nicht einmal ein Wort fügte der Alte hinzu, wie Felicitas sich befinde. Hatte ihr der Unfall nicht geschadet? War sie nicht krank geworden? Die schwärzesten Gedanken kamen über ihn. Er hatte nicht Rast und Ruhe. So lief er durch das Haus, warf sich über die Sessel, legte sich in die Sofas. Dann stürmte er

in den Garten hinaus, starrte in die Teiche und Springbrunnen, zerrupfte die herrlichen Blumen und lief dann wieder wie wahnsinnig hin und her. Freilich, jugendliche Liebe geberdet sich wild in Lust und Leid. Nachricht von der Geliebten mußte er aber um jeden Preis haben. Sollte er einen Boten schicken? Sollte er den Arzt bitten, das Mädchen zu besuchen? Beide konnten abgewiesen werden. War es nicht sogar zweckmäßig, mit einigen handfesten, rüstigen Arbeitern aus dem Eisenwerke vor das Schloß zu rücken und den Eintritt gewaltsam zu erzwingen? Hatte er nicht um so mehr das Recht hierzu, als der alte Baron durch seine Unvorsichtigkeit das Unglück herbeigeführt hatte, während er selber der Retter des Mädchens wurde, wodurch ihm doch ihr Leben mit angehörte? Erst zuletzt dachte er an den Pfarrer von Bullenau. Das war denn der richtige Gedanke. Er eilte spornstreichs in das Pfarrhaus. Der Geistliche konnte seinen Auftrag nicht eilig genug erfüllen. Er begleitete und erwartete ihn von Angstschweiß triefend am Eingang in die Lindenallee. Endlich kam der würdige Herr aus dem Schlosse zurück. Alles stand nach Wunsch. Felicitas war frischauf. Ernst dankte ihm tausendmal, jedoch dem Baron schwur er Vergeltung und Rache.

Wie stand es aber mit Felicitas? In der That war sie mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Das kalte Bad und die darauffolgende Besinnungslosigkeit hatten ihr keinen Schaden gethan. Durch das warme Bett und einen erregenden Thee war die frische jugendliche Kraft schon am andern Morgen wieder in

das Gleichgewicht gebracht worden. Und auch der sonst strenge und engherzige Vater legte eine so außergewöhnliche Milde an den Tag, daß sie sich nicht genug wundern konnte. Freilich hatte er durch Christoph gleich die Brücke des Pappelbaums über den Graben vertilgen lassen. Alsdann fielen auch harte Worte gegen den bürgerlichen Freund, sie selbst aber wurde in auffallender Weise geschont. Wäre Felicitas wirklich sein eigenes Fleisch und Blut gewesen, so würde er schon anders aufgetreten sein. Seit ihrem Traum von der Herzogstochter von Lützelburg betrachtete er sie aber als ein Wunderkind, von dessen Schicksalen er das Heil und Glück des Hauses abhängig glaubte. Wäre dieser Traum nicht gewesen, wer weiß, ob er sie nicht dem Herrn Reimbold abgetreten hätte, der ja doch um das Geheimniß wußte, denn er liebte sie eigentlich nicht, sie stieß ihn im Gegentheil ab. Neben seinem religiösen Glauben hatte nämlich der Baron durch die Erziehung, die er erhielt, auch ein gutes Theil von Aberglauben eingesogen, denn die Legenden und Wundergeschichten, mit denen seine jugendliche Phantasie genährt worden war, standen ihm als zweifellose Thatsachen fest, was er namentlich dadurch bewies, daß er seine Söhne in denselben Grundsätzen zu unterrichten strebte. Nun hatte Felicitas aber diesen Traum auch an einem ereignißvollen Tage geträumt. Sie war es ferner gewesen, welche den schon fast verloren gegebenen Geldbrief brachte. Selbst in dem Sturz ins Wasser und der eigenthümlichen Rettung sah er ein neues Wunder. Alles schien darauf hinzudeuten, daß sie ein Kind noch

vornehmern Standes war als desjenigen des Barons. Ja sie mußte neuen Segen in das zerrüttete Haus bringen! Er theilte seiner Frau noch in derselben Nacht diese Ansichten mit und traf in ihrem frommen Gemüth dieselbe Gläubigkeit. So ließ sich denn das milde Verfahren gegen das Mädchen auf natürlichem Wege erklären. Aber zugleich wurden in dieser Nacht sehr entscheidende Entschlüsse gefaßt. Vor allen Dingen galt es jetzt, über Felicitas die strengste Hut zu verhängen und sie nie mehr aus den Augen zu lassen. Denn, gesetzt den Fall, daß ihre vermeintlichen hohen Aeltern erschienen, um sie zurückzufordern, welche Verantwortlichkeit hätte dann auf den Bewohnern von Schloß Bullenheim gelegen, wenn sie das Kind nicht rein und unangetastet zurückgeben konnten! Es schien aber um so mehr nöthig, auf der Wacht zu stehen, als wirklich schon ein niedriger Verführer es versucht hatte, die Sinne des Mädchens zu verwirren. Arme Felicitas! Da saß sie denn fest und sicher in wohlversorgtem Käfig. Die Frau Baronin von Bullenheim zu Bullenau, welche mit ihrem gütigen Herzen sonst dem Mädchen, dem sie in der That herzlich gewogen war, den freiesten Spielraum gelassen hatte, entwickelte in ihrem Hüteramte jene Eigenschaften der Geduld und Zähigkeit, die sie überhaupt als Hausfrau auszeichneten. Felicitas durfte nicht von ihrer Seite. Des Tages hockte sie mit dem Kinde im Thurme oder ließ sich von der Tochter durch das Haus begleiten. In der Nacht wurde das Thurmgemach, welches ihr zum Schlafzimmer diente, zugeschlossen. Verlangte das Mädchen nach

einem Spaziergange in die frische Luft, so führte die Mutter sie in den dumpfigen Garten hinaus. Welch ein schrecklicher Unterschied war zwischen den Stunden, die sie mit Ernst auf dem Rabenstein verbrachte, und denen, wo sie die enge Haft des Hauses, das wie ein Kerker drückte, spürte! Nach dem grellen Lichte brach tiefdunkler Schatten herein. Sie wurde still und magerte ab, denn keine Botschaft von dem Geliebten kam herein, keine Botschaft an den Geliebten flog hinaus. Aber zweifeln konnte sie doch gottlob! nicht. Wenn die Mutter ihre Blicke der Handarbeit zuwandte, so flogen die ihrigen oft durch die Ritzen der verhangenen Fenster, und da geschah es denn nicht selten, daß sie den Geliebten über die Wiesen oder am Rande des Waldes schreiten sah. Einmal, als die Baronin das Zimmer verlassen hatte, fand sie sogar Gelegenheit, das Fenster zu öffnen und mit dem weißen flatternden Tuche leidenschaftliche Grüße hinabzuwehen, die Ernst bemerkte und mit lebendigen Zeichen erwiderte.

Auch der Baron spielte den gelegentlichen Wächter des armen Mädchens, indem er zuweilen ein strenges Examen anstellte, bei dem Felicitas sich aber so kühl und vorsichtig zu benehmen wußte, daß er beinahe die Hoffnung schöpfte, sie habe den leichtsinnigen Verführer vergessen. Im übrigen lag er mit seinen Söhnen jenen Vergnügungen ob, welche der Herbst mit seinen frischen Tagen dem wahren Edelmann in so reicher Fülle bietet. Das edle Weidwerk und die feine Fischerei waren jetzt an der Tagesordnung. Zu dem erstern gaben die wildreichen Wälder des umliegenden Gebirges,

zu der letztern die fischreichen Bäche, welche durch die Thäler rauschten, und die stillen Weiher, die hier und dort in den Gründen lagen, die beste Gelegenheit. Und sowol der Alte wie seine Sprossen legten für die edeln Passionen nicht allein ein großes Talent an den Tag, sie waren auch bis zu dem letzten Sohne hinunter perfecte Meister ihrer Kunst. Der alte Florentinus und die jungen Felix, Fortunat und Prosper schossen selten ihre Flinten ab, ohne daß sie ein Wild erlegten. In gleicher Weise waren sie glücklich mit den Angeln, die sie bald in größern Partien des Nachts in die Teiche senkten, und mit denen sie bald am Laufe der Bäche die kaltblütigen Wasserbewohner an die Luft schnellten.

Diese Beschäftigungen machten den Herbst für die Burgbewohner entschieden zu der angenehmsten Jahreszeit. Nicht allein daß die männlichen Mitglieder auf solche Weise einen frischen und fröhlichen Zeitvertreib hatten, auch die Frauen und Dienstboten theilten die Früchte dieser Tage. War in andern Jahreszeiten oft Schmalhans Küchenmeister, so fehlte es vom September bis in den Winter hinein durchaus nicht an einer üppig besetzten Tafel, auf welcher das Reh, der Hase, das Reb- und Haselhuhn regelmäßig mit dem Hecht, der Forelle und dem Karpfen wechselten. Ja, es wurde meistens eine so reiche Jagd- und Fischereibeute erzielt, daß man mit dem überflüssigen Wilde noch einen einträglichen Handel treiben konnte. Denn so sehr der Baron auch gegen den Krämerstand eingenommen war, gleichviel ob er sich der Seide, dem Metall, dem Kaffee und Käse widmete, so fand er doch durchaus nichts Ver-

fängliches in diesem Erwerbszweige. Er wußte, daß Könige und sonstige Fürsten den Ertrag ihrer Jagden und Fischzüge abließen. Was sollte sich also ein Edelmann daran stoßen?

Zu dem Vermittler dieses Handels aber hatte er den Wirth und Handelsmann Peter Butz im Blauen Trompeter auserſehen, der in dem Dorfe Bullenau neben seinem Gasthofe einen Kaufladen besaß, in dem nicht weniger als alle Artikel vertreten waren. Derselbe war nun auch der Lieferant des Schlosses, dem er den Bedarf von Kaffee, Thee, Gewürzen, Wein, Brot, Kleidungsstoffen und was sonst zum Leben nöthig ist, besorgte. In der Jagd- und Fischzeit aber hatte der Schloßherr mit dem regsamen und geschäftigen Gasthalter und Kaufmann, der nebenbei auch als Pfänderleiher und Wucherer bekannt war, den Vertrag geschlossen, daß er ihm die überflüssige Beute zukommen lasse, welche derselbe durch Fuhrmannsgelegenheit in die nächsten Städte ausführte, während dafür die Haushaltungsgegenstände verabreicht wurden. Schließlich fand denn eine Abrechnung statt, bei welcher es sich alljährlich herausstellte, daß der Baron ein ganz gutes Geschäft gemacht habe, indeß der Schlaukopf von Wirth ohne Zweifel noch viel besser davongekommen war. Man sah Herrn Peter Butz wenigstens im Herbste mit ganz ungewöhnlicher Geschäftigkeit zwischen dem Schlosse und dem Dorfe hin- und herwandern, um jede andere Anknüpfung von seiten des Schloßherrn zu verhindern.

Nun bot aber die Jagdzeit heuer so glückliche Ausbeute, wie es seit langen Jahren nicht der Fall ge-

wesen war. Ein trockener Sommer hatte dem Wilde die günstigste Gelegenheit zu einer vollen Entwickelung gegeben. Selten hatte man größere Ketten von Feldhühnern und eine unerschöpflichere Fülle von Hasen gesehen. In gleicher Weise durfte man in den Teichen und Bächen auf stets reichliche Beute rechnen. Man kann sich denken, wie sehr dadurch der Eifer der Edelleute angespornt wurde. Vater und Söhne lagen fast den ganzen Tag in der freien Natur, und wenn sie zu Hause waren, so wurden die Flinten geputzt und das Fischwerk nachgesehen und geflickt. Dabei unterrichtete der alte Herr seine Nachkommen in der wahrhaftigen und von Urzeit her gebräuchlichen Jägersprache, gegen deren falsche Anwendung er durchaus keinen Spaß verstand. Wer von den Jünglingen von dem Ohr eines Hasen sprach, der wurde bei den Löffeln geschüttelt; wer ihm Beine anzusetzen wagte, der fühlte, wie ihm in die Läufe gekniffen wurde. Und so hatte jeder andere Fehler seine entsprechende Strafe.

Es war am ersten October, dem Tage des heiligen Remigius, als der Baron sich mit seinen Söhnen schon in der Morgendämmerung auf den Weg begab. Die kleine Schar erschien im vollen Jagdanzuge von zwar groben Stoffen, aber phantastischem Schnitt. Die Flinten hingen über den Rücken, die Jagdsäcke mit den Fuchspelzen, von dem lange Schwänze herunterflogen, an den Seiten. Der Alte hatte einen Hirschfänger und die Knaben hatten breite Messer im Gürtel. Ueberdies trug Felix ein großgewundenes Jagdhorn. Vor ihnen her sprangen zwei Hühnerhunde mit lustigem Gebelle.

hinter ihnen aber schritt der rothköpfige Christoph, der Netze und Angelstöcke trug und drei Dachshunde an langen Stricken hielt. Ein Maler hätte ein ganz hübsches Bildchen aus dieser Gruppe und dem alterthümlichen Schlosse im Hintergrunde machen können. Der Nebel, der durch das Thal strich und die Jagdgenossen umwehte, gab der Scene noch einen besondern Reiz. Diesmal erfüllte die alte Magd Christoph's Geschäfte. Sie ließ die Zugbrücke herunter, über welche die Weidmänner polternd fortschritten und im Dunste verschwanden, und zog sie auch wieder pflichtmäßig in die Höhe.

Unser vierblätteriges Jägerkleeblatt, dem Christoph gleichsam als Stiel anhing, schritt ohne Zögern durch die feuchte, kühle Morgenluft, die offenbar die Tritte beflügelte. Aus den Gesprächen, die der Baron mit seinen Söhnen führte, ging hervor, daß sie heute alle auf einen besonders guten Tag rechneten, denn sie hatten den gestrigen Abend damit zugebracht, um Angeln für Fische und Schlingen für Krammetsvögel auszulegen. Ueberdies war auf dem Vogelherd alles zum Fange eingerichtet. Schließlich aber sollte auch das edle Weidwerk noch seine besondern Früchte tragen. In die Vorbereitungen zu den ersten Theilen der Vergnügungen hatten sich die Söhne getheilt, indeß der Alte sich im Revier nach einem Rehbock umsah. Während er nämlich sonst diesen Zweig der Jagd nur für sich in Anspruch nahm, wollte er heute den Söhnen zeigen, wie man einen Bock vermittelst der Bracken jage und schieße. So standen denn Vergnügungen aller Art bevor.

Sie waren mit den frohesten Hoffnungen bald an

einem großen, hauptsächlich für die Fischzucht angelegten Teiche angekommen. Hier befanden sie sich in Felix' Revier. Der alte Herr forderte deshalb seinen Erstgeborenen auf, die Stäbe am Ufer aufzusuchen, an denen die Angelschnüre befestigt worden waren, nachdem er sie mit den Steinen weit in das Wasser hinausgeworfen hatte. Die Stäbe standen alle in der richtigen Ordnung, aber welcher Frevel war hier geschehen! Wohin sie auch kamen, überall fehlten die Schnüre. Offenbar war ein Dieb vor ihnen zur Stelle gewesen. Das bewiesen die Fußtritte, die man noch im thaufeuchten Grase gewahrte und die sicher von einem Stabe zum andern führten. Und dieser Dieb hatte sich nicht einmal damit begnügt, die Fische zu stehlen, er war sogar so frech gewesen, sich des Fischzeugs zu bemächtigen. In der Eile hatte er nicht einmal Zeit gefunden, die Knoten der Schlingen zu lösen, sondern die Leinen mit scharfem Messer durchgeschnitten. Der Alte ließ ein Donnerwetter nach dem andern los. Aber es lagen in der Nähe in den Seitenthälern noch zwei andere kleine Teiche. Dort dachte man glücklicher zu sein. Sie brachen so eilig wie möglich auf, um den Spitzbuben, der ihnen diesen Schabernack gespielt hatte und der möglicherweise sein Werk noch fortsetzte, zu überraschen. Leider fanden sie aber dasselbe Zerstörungswerk, ohne den Thäter zu erwischen. Der Baron kam ganz außer sich vor Zorn durch diese unvergleichlich freche That, in der er seinen Stand auf das tödlichste verletzt glaubte. Das kommt davon, rief er aus, daß man die Menschen alle gleich machen will. Zu Zeiten meiner

Väter — denn er vermied den Namen der Revolution — wo die Bauern uns dienstpflichtig waren, hätte kein Mensch einen solchen Frevel gewagt, weil er sonst gefuchtelt und mit Hunden gehetzt worden wäre. Statt daß wie früher den Bauern das Haberstroh gehört, lehren sie einen Mores.

Was war zu thun? Es hieß den Muth nicht verlieren und nach den gefangenen Krammetsvögeln sehen. Sie stiegen sammt und sonders in den Wald, in dessen Durchgängen Fortunat und Prosper gestern Abend mit der größten Vorsicht die Schlingen aufgehängt hatten. Wirklich schien hier eine ähnliche verbrecherische Hand wie an den Fischteichen gewüthet zu haben. Nirgendwo blinkten die rothen Vogelkirschen und Wachholderbeeren aus den Dohnen, durch welche sich sonst diese kleinen Fangwerkzeuge sogleich dem Auge bemerkbar machen. Noch viel weniger war ein gefangener Vogel zu erblicken. Der alte Herr kam in einen Koller, der gar nicht mehr aufhörte, und sogar die sonst so wohlerzogenen stillen Söhne ließen die verdrießlichsten Worte hören. Doch was konnte am Ende das Klagen und Schimpfen helfen? Vielleicht war es möglich, die Thiere, die hier verloren gegangen, auf dem Vogelherde zu ersetzen. Sie stiegen die Halde hinauf, die sich an der Kante eines Hügels hinzog. Und in der That, es war ein Morgen, wie gemacht für den Strich der Krammetsvögelschwärme. Sie zogen hier und da mit schwirrendem Flug in ganzen Wolken vorüber. Die ersehnte Stelle war bald erreicht. Aber Jammer über Jammer! Auf dem Vogelherde fand sich erst recht ein

Werk der Zerstörung. Die Hütte für die Vogelsteller, die Büsche für die anziehenden Thiere, die Plätze für die Netze, alles war so unmenschlich vertilgt, daß an eine Herstellung gar nicht gedacht werden konnte. Der Baron schrie einmal über das andere: Teufelswerk, Satanslist, Höllenkunst! Ist es denn auch im tiefen Walde am Ende mit der Autorität? Hat man keinen Respect mehr vor alten ehrwürdigen Einrichtungen? Will man auch die Vogelherde in die Rumpelkammer verweisen? Wo ist die Idee des Adels?

Die Lust zur Jagd war der Schar, die so rüstig ans Werk geschritten, beinahe verleidet. Aber Entmuthigung ist nicht die Sache des wahren Edelmanns. So führte der alte Herr seine Kinder dennoch in den Wald, um ihnen ein Meisterstück der Rehjagd zu zeigen. Sie schritten eine Weile durch den hochstämmigen Forst. Christoph mit den drei Bracken wurde angestellt, dann gingen die vier Jäger weiter in das Revier, wo der Wald durch angrenzende Felder lichter wurde und wo sich gleichsam eine dünne Brücke zu einem weiter liegenden Forste bildete. An dieser Stelle mußte aller Wahrscheinlichkeit nach das Wild wechseln. Dort verbarg der Baron seine Söhne und zuletzt sich selbst hinter hohen Stämmen und Erdaufwürfen. Dann ertönte ein schriller Pfiff als Signal, daß Christoph die Hunde loslassen sollte. Eine Weile blieb es still in dem tiefen, schönen Wald. Bald jedoch ließ sich ein fernes Hundegebell vernehmen. Die Spur des Wildes war von einer Bracke aufgefunden; die beiden andern stimmten ein. Man hörte bald nach rechts, bald nach

links die rauhen Stimmen ertönen. Endlich kam der Lärm immer näher.

Und nun entwickelte sich bald eins jener reizenden Bilder, die der Weidmann auf seinen Gängen zu den köstlichsten Augenblicken zählt. Ein Trupp von zierlichen Rehen trippelte dem Platze, wo der Baron sich mit seinen Söhnen versteckt hielt, entgegen. Der stattliche Bock, der die kleine Schar anführte, war bald voraus, bald hinten. Einmal schaute er nach den drängenden Thieren, dann spähte er vor sich in den Wald, ob sich kein Feind zeige. Offenbar schien er viel unruhiger wie die Ricken und Kälber, die der Jäger zu schonen pflegt. Es war, als kennte er die Gefahr, die ihm vorzugsweise drohte. Ach, die argen Hunde kamen ihm und seiner Waldfamilie immermehr auf die Spur. Die anmuthige Heerde schien die Nothwendigkeit, sich aus dem kleinen Forst in den größern zu retten, lebendig zu fühlen. Als die Hunde ganz nahe waren, setzte der Bock zu kühnen Sprüngen an und flog auf die Jäger, die ungesehen hinter den Bäumen standen, zu. Die andern Thiere folgten im raschesten Laufe.

Ein Blitz, ein Knall, der Pfiff einer Kugel! Und das schöne schlanke Thier brach im hohen Sprunge zusammen. Trotz aller Verdrießlichkeiten hatte den alten Schützen die bewährte Sicherheit nicht verlassen. Die jungen Herren erhoben ein lautes Freudengeschrei und eilten, während die Rehkuh und Kälber einer unbestrittenen Sicherheit entgegenrannten, der reichen Beute entgegen, die plötzlich alle Unfälle vergessen machte. Sie waren bald an der Stelle, wo das Wild lag.

Wie hübsch die Hörner sind! rief Felix.

Gehörn heißen sie, verbesserte der Baron.

Welche schönen braunen Augen! fügte Fortunat hinzu.

Du mußt Lichter sagen! rief der Baron.

An der Schulter ist er getroffen! Seht nur, dort quillt das Blut, sprach Prosper.

Der Baron gerieth in Eifer, daß seine Söhne in dieser freudigen Erregung die Jagdsprache vergaßen. Fast wüthend rief er: Was Schulter! Blatt mußt du's nennen, und das Blut heißt Schweiß.

Nun kam auch Christoph heran und brachte nach Jägersitte den Tannenzweig, den der Schütze eines Rehbocks erhält, und steckte das Grün stillschweigend mit seinen plumpen Fingern auf den Hut seines Herrn.

Da ließ sich plötzlich hinter ihnen eine tiefe und entschiedene Stimme hören: Das ist Jagdfrevel! Meine Herren, versuchen Sie keine Widersetzlichkeiten. Sie jagen auf fremdem Revier. Wenn ich bitten darf, Ihre Flinten.

Eine solche Ueberraschung hatte der Freiherr noch nie erlebt. Er sah sich um. Vor ihm stand ein kecker kräftiger Jäger mit drei Burschen. Alle hatten ihre Büchsen zum Anschlag bereit. Man sah die gespannten Hähne.

Wer wagt mich in so unverschämter Weise anzusprechen? rief der Alte in höchster Entrüstung.

Wenn Sie mich nicht kennen, so wissen Sie, daß ich der neue Förster des Herrn Reimbold bin. Ich war den Wildfrevlern schon lange auf der Spur. Endlich habe ich sie gefunden.

Wildfrevlern? rief der Alte mit empörtem Herzen. Ich bin der Baron von Bullenheim zu Bullenau.

Baron hin, Baron her, sprach der Förster. Diese Jagd gehört dem Herrn Reimbold. Kein anderer Mensch hat das Recht, sie zu benutzen. Oder besitzen Sie vielleicht eine schriftliche Erlaubniß?

Der Edelmann verneinte.

So bitte ich um Ihre Flinten, sagte der Förster. Endlich muß dem Unfug ein Ende gemacht werden, denn auch die Teiche und Bäche sind in unverschämter Weise bestohlen worden. Der Fischmeister wird gleichfalls seine Maßregeln treffen. Wollen Sie die Flinten willig geben?

Er rückte dem Baron mit seinem Rohre näher. Der Alte kochte vor Wuth. Er hätte sich gern vertheidigt, aber er war der einzige Mann, auf den sich zählen ließ. Der knorrige Rothkopf war zu ungeschickt zum Kampfe und seine Söhne besaßen nicht die Kraft, ihren Mann zu stehen. Hatte er auch mit den Seinigen die Ueberzahl, der Förster hatte die Uebermacht. Knirschend heischte er den Kindern, die Gewehre abzugeben. Er selber reichte seine Büchse hinterdrein. Die Burschen nahmen die Waffen mit höhnischem Lachen. Ebenso bemächtigten sie sich des gefallenen Bocks.

Als der Förster sein Werk vollendet hatte, wandte er sich an den Baron. Ihre Schießgewehre werde ich dem Stellvertreter des Herrn Reimbold, nämlich dem Herrn Ernst Bracht zustellen. Derselbe wird auch zu entscheiden haben, ob Sie vor den Richter geladen werden. Haben Sie sich über mein Verfahren zu beklagen,

so müssen Sie meinen Herrn in dem Eisenwerk in Bullenau aufsuchen.

Damit machte er eine Verbeugung und verschwand mit seinen Gesellen in den Wald.

Was hier geschehen war, das war allen Rechtens geschehen. In der That gehörte das Revier mitsammt der Jagd dem Herrn Reimbold. Der alte wohlwollende Herr hatte sich aber nie entschließen können, dem Baron trotz seines feindseligen Verhaltens das gewohnte Vergnügen auf jenem Grund und Boden zu untersagen, der von seinen Vätern jahrhundertelang durchstreift wurde, und der seltsame Edelmann, der, wie wir wissen, seine eigenen Ansichten hatte, nahm dort nach wie vor ein Recht in Anspruch, wo er eigentlich um die Erlaubniß bitten mußte. Ja er war so von dem Vorurtheil eingenommen, er dürfe die Liegenschaften bejagen, daß er sich den eigentlichen Stand der Sache niemals klar gemacht hatte. Somit stand er in der That als Wilddieb da und spielte ganz die Rolle der Bauern, über deren unbefugtes Einschreiten in das aristokratische Vergnügen er erst vor kurzem seinen ganzen Zorn ergoß. Mit der Verwaltung Ernst Bracht's wäre am Ende auch kein anderes Princip eingetreten, hätte der Baron dem jungen Manne nicht so barsch die Thür gewiesen. Warum sollte dieser aber gelind mit dem ungelinden Nachbar umgehen! Ueberdies dachte Ernst den Gegner durch diese Maßregel auf versöhnlichere Gedanken zu bringen.

Doch je älter der Adel, je zäher der Junker. Das war ein rechtes Wort des Pastors gewesen. Solch eine Schmach dem Sprossen eines tausendjährigen Geschlechts

angethan, konnte schlechterdings nicht gesühnt werden. Der Baron von Bullenheim zu Bullenau wie der gemeinste Wilddieb behandelt, das war zu viel für sein Verständniß! In seinem Leben hatte er keinen schlimmern Tag gehabt. Was war dagegen die Entführung seiner Schwester! Hier wurde nicht allein der Adel, sondern auch die Person beleidigt. Und nun auch ohne Waffen nach Hause ziehen zu müssen! Sein Grimm fand keine Worte! Die Sprossen folgten ihm in tiefem Schweigen durch den schönen, friedlichen Wald. Selbst Christoph und die Hunde schienen die entwürdigende Lage zu erkennen und zu empfinden, daß mit dem heutigen Tage die Herrlichkeit der Jagd ein Ende habe. Der rothköpfige Diener mochte dabei auch an die Hasen und Feldhühner denken, die künftig dem Tische fehlen würden. Der Zug, der hoffnungsvoll ausgegangen war, schlich in stiller Verzweiflung heimwärts.

Und auch dort sah es nicht gut aus. Heute war der Tag, wo der Geldbrief einlaufen sollte. Die Frau Baronin hatte sich mit Felicitas zur Post bemüht. Aber weder Brief noch Geld fanden sich vor. Sie waren mit leeren Händen zurückgekommen. Diese erneute Unregelmäßigkeit gab zu denken. Wenn das Krüglein der Witwe sich nicht mehr füllte, wie sollte es da werden! Grimm, Niedergeschlagenheit, Zorn, Angst, Wuth, Zweifel herrschten in Schloß Bullenheim.

Achtes Kapitel.

So viele verhängnißvolle Momente man auch schon in der freiherrlichen Familie erlebt hatte, niemals war die Lage kritischer gewesen. Dennoch machte sich der Baron nicht klar, welch ein guter Nachbar der alte Reimbold ihm gewesen war, solange er in der Gegend weilte. Die stillen, unberufenen und unbeschrienen Wohlthaten, die er aus dem Besitze des verhaßten, in Stand und Rang unter ihm stehenden und deshalb nicht anerkannten Schwagers erhalten hatte, waren ihm noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Seine gutmüthige und milder denkende Hausfrau, der er die Unterhaltung mit dem Nachbar sowie dessen großherzige Anerbietungen mitgetheilt, machte einige leise Versuche, ihren Gemahl zu bestimmen, sich in diesen Verdrießlichkeiten an den alten freundlichen Herrn zu wenden. Kaum aber hatte das Gespräch diese Richtung genommen, so wies er ein solches Ansinnen mit der größten Entrüstung zurück. Wie sollte er, der Enkel eines so alten Geschlechts, von seiner Höhe herabsteigen, um bei dem Bürgerlichen zu bitten!

Seine Söhne, deren Ansichten, Meinungen und Willen sonst nur als ein getreuer Abklatsch des väterlichen Geistes erschienen, fanden jetzt die Stimmung so trüb, daß sie sich auf einmal mit eigenen Gedanken beschäftigten. Sie besprachen sich untereinander und kamen wirklich dazu, den möglichen Ausweg aus der Patsche zu sehen, ja sie hielten es sogar für nöthig, dem Alten eine Mittheilung darüber zu machen. Unterthänig und pflichtgehorsamst wie immer suchten sie denn auch den Vater, dessen Haar in der letzten Zeit viel greiser und dessen Züge viel schärfer und eckiger geworden waren, in seinem Thurmgemach auf, wo er mit sorgenvollem Gesicht in den blauen Tabackswolken saß und über die Schwierigkeiten der Gegenwart nachdachte. Zeugte nun der Eintritt der drei Jünglinge schon von der tiefsten Unterwürfigkeit, so erschienen die gutmüthig an den Vater gerichteten Worte erst recht den Respect auszudrücken, der sich vor dem Haupte der Familie ziemte. Felix meinte, er wisse wol ein Mittel, wie man wieder zu den ihnen abgenommenen Flinten gelangen könnte; Fortunat fügte hinzu, daß das Mittel ihnen sicherlich wieder die Jagd erschließen würde, und Prosper platzte dann in seiner noch knabenhaften Weise aus: sie wären die Jugendfreunde des Herrn Ernst Bracht und wollten zu ihm eilen und ihn versöhnen. Aber wie hatten sich die guten Söhne, welche doch nur darauf bedacht waren, den Vater aus seiner düstern Stimmung zu reißen, geirrt! Er sprang zornig auf, verwies den Rangen ihre höchst unadeliche Gesinnung und zeigte ihnen kurz und herb die Thür, durch welche sie sich denn auch so rasch wie möglich entfernten.

Nach den aus dem Verlust der Jagd und Fischerei hervorgegangenen Nachtheilen für das Schloß, dem dadurch, wie wir wissen, eine mächtige Lebensader abgeschnitten war, setzte der Baron seine letzte Hoffnung auf den sonst so regelmäßig mit dem ersten Tage jeden Monats erschienenen Geldbrief. Aber bei dem Gedanken an denselben beschlich ihn nunmehr ein leises Zittern, zumal da seine Frau ihm auch täglich mit großer Aengstlichkeit davon sprach. Jeden Morgen begab sich der eine oder der andere nach der Postexpedition, ohne die erwünschte Antwort zu erhalten. Da das Geld im letzten Monat am achten doch noch nachträglich erschienen war, so herrschte an diesem Tage eine besonders aufgeregte Spannung in den Gemüthern, die den Baron sammt seiner Gemahlin sogar veranlaßte, eine gemeinschaftliche Anfrage im Dorfe zu stellen. Aber welcher Schrecken! Auch diesmal wurde die fast sichere Erwartung getäuscht. Und so ging es Tag für Tag bis zum fünfzehnten. Der Geldbrief blieb aus. Dabei erschöpften sich die Vorräthe. Der Tisch wurde immer magerer und schmaler. Was aber am bedenklichsten war, der Wirth und Ladenbesitzer Peter Butz, der kein Wild und keine Fische mehr erhielt und bei dem gleichfalls die noch stehende Forderung auszugleichen war, begann Schwierigkeiten in Betreff neuer Lieferungen und Leistungen zu machen.

Und doch war am siebzehnten October der Tag des heiligen Florentinus, den der Baron als seinen Namenstag von frühester Jugend an feierlich zu begehen pflegte. Die Festlichkeiten, die alsdann auf dem Schlosse gefeiert wurden, waren in der ganzen Gegend bekannt. Sollte man

diese schöne fromme Sitte fallen lassen und den Bewohnern in der Runde damit den Beweis liefern, daß es mit den Verhältnissen des Edelmanns plötzlich bergab gehe? Nein, eine solche Blöße durfte man sich nicht geben. Im Gegentheil, der Baron war der entschiedenen Meinung, er müsse den Leuten durch eine recht deutliche Kundgebung an den Tag legen, daß der Gelbschnabel auf dem Gute seines Nachbars nicht im Stande sei, seinen guten Humor herabzustimmen und seine Verhältnisse zu verderben. Er hatte reiflich über die Schritte der nächsten Zeit nachgedacht und seine Plane auch weit in die Zukunft gebaut. Dabei war auf die Herzogstochter von Lützelburg, die ja noch ihre sichern Früchte tragen mußte, nicht Rücksicht genommen, weil das Erscheinen ihrer Aeltern ja doch nur vom Zufall abhängen konnte. Was aber zunächst noth that, das war die Anleihe einer großen Summe Geldes.

Als am fünfzehnten October alle Hoffnung auf die Ankunft des Geldbriefs geschwunden war, schickte er gegen Abend seinen Christoph, der diesmal, um recht stattlich auszusehen, sogar seine rothe Livree anziehen mußte, was er, nebenbei gesagt, gar nicht gern that, weil alt und jung ihn bei diesen Gelegenheiten zu necken pflegte, in das Dorf zu Peter Butz mit der Bitte, derselbe möge sich doch noch heute auf das Schloß bemühen, weil Seine Gnaden ihm eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Schon seines absonderlichen Anzugs wegen schlich der würdige Diener auf möglichst verborgenen Seitenpfaden dem Orte zu. Hätte er aber gewußt, was ihm bevorstehe, er würde sich möglicherweise unsichtbar gemacht

haben. Schon der erste Bauer, der ihn erblickte, rief ihm zu: wie denn im Schlosse der Rehbock geschmeckt hätte? Da dies mit lautem Gelächter geschah, so wurden die Leute in der Nachbarschaft aufmerksam, und das rothe Kleid lockte die Männer, Weiber, Greise und Kinder aus den Gärten und Höfen an die Thüren und aus den Stuben in die Fenster. Der eine nannte ihn einen aufrecht gehenden gesottenen Krebs, der andere einen Rothspecht, der dritte den Papagai von Bullenheim. Aber das waren Ausdrücke, an die der viereckige Bursche sich längst gewöhnt hatte. Viel schlimmere Spöttereien betrafen den unglücklichen Jagd- und Fischtag. Habt ihr die Hechte gekocht oder geröstet, die an den abgeschnittenen Angeln hingen? Wie viel gebratene Krammetsvögel sind dir im Walde am Maul vorübergeflogen? Nicht wahr, der todte Rehbock hat der ganzen Gesellschaft einen Stoß gegeben, an die ihr euer Lebtag denkt! Was meinst du, welche Farbe ist besser, das Roth des Barons oder das Grün des Försters? Vor dem Grün ist es euch ganz blau vor den Augen geworden! So klang der Hohn allerwärts und durch noch andere Spiel- und Tonarten. Aber Christoph war ein pflichttreuer Gesandter. Er machte gute Miene zum bösen Spiel, verbarg seinen Zorn in einem grinsenden Lachen und redete nicht, weil er sonst noch mehr gestottert hätte, weshalb ihm auch einer zurief: früher habe er die Worte nicht finden können, jetzt aber wäre ihm gar die Sprache verloren gegangen. Kurz er ging geradeaus in den Blauen Trompeter und richtete seinen Auftrag aus. Peter Butz nahm ihn beiseite und sagte ihm, daß er, sobald er

könne, erscheinen werde. Christoph schien warten zu wollen, bis er mitgehe, um sich neben ihm gehend durch seine Gegenwart gegen erneute Schimpfreden zu schützen. Das stand aber dem Wirthe nicht an, denn erstens fühlte er sich nicht berufen, neben der curiosen Figur zu paradiren, zweitens wollte er seinen Mitbürgern und Stammgästen nicht das Vergnügen entziehen, an dem rothen Burschen ihr Müthchen zu kühlen, und drittens schien es ihm nicht zweckmäßig, den Verdacht auf sich zu laden, daß er nach den neulichen Vorfällen noch mit dem Baron in Verbindung stände. Kurz er buchstabirte den Gesandten zur Thür hinaus, weil er erst später frei werde.

Peter Butz war nämlich ein durch und durch geriebener Schlaukopf. Man konnte ihn wol den Allerweltskerl des Dorfes und der ganzen Umgegend nennen. Ein Sohn armer Aeltern hatte er sich vom gewöhnlichen Knecht durch die Klarheit seines Verstandes, durch seine fuchsartige Klugheit und seine nie ermüdende Thätigkeit zu einem der wohlhabendsten Leute des Thales heraufgeschwungen. Alle diese Eigenschaften lagen übrigens auf seiner äußern Erscheinung ausgeprägt. Auf der kräftigen Gestalt, die in ihren Bewegungen stets dieselbe zähe Beweglichkeit behielt, saß ein dunkles Haupt mit langen, schlichten Haaren und einem lauernden Gesicht, dessen scharfe Nase und blitzende kleine Augen genugsam den schlauen Bauer bezeichneten, während er seine Beobachtungen und Gedanken trefflich hinter einem gutmüthigen, nie ausgehenden Lächeln zu verbergen wußte. So trieb er seine Wirthschaft, indem er in der Gaststube

selbst alle möglichen Dienste verrichtete; so schaffte er in seinem Laden, dessen tausend Artikel sein scharfer Blick und gutes Gedächtniß kannte und auf der Stelle herausfand; so handelte er im Großen mit Frucht, Vieh, Kohlen, Holz und Gott weiß, was sonst noch. „Bei der Hand!“ war sein Wahlspruch inwendig und auswendig, denn er pflegte damit auch seine Rede zu beginnen und zu schließen.

Bei der Hand! sagte er auch diesmal, aber inwendig, als der Bote Christoph die Treppe hinunterstolperte und von einer Masse schreiender Dorfjugend umgeben das Haus verließ, ohne die neuen Scherze der Alten recht zu verstehen, weil die Rotte um ihn her zu viel Lärm trieb. Wie gemeldet dachte Peter Butz: Bei der Hand! denn er schien schon zu merken, daß auf dem Schlosse Holland in Noth sei. Denn erstens — Peter Butz pflegte nämlich seine Gründe stets an den Fingern abzuzählen — war es ihm ganz und gar bekannt, in welcher kläglichen Verfassung die Vermögensverhältnisse des Barons sich befanden; zweitens hatte die Feindschaft mit Ernst Bracht nebst der ihm entzogenen Jagd und Fischerei ihn noch mehr ruinirt, und drittens erhielt derselbe seit diesem Monat, wie er es auf der Post ganz richtig ausspionirt, keine geheimnißvollen Subsidiengelder mehr. Außerdem aber, und diesen Grund zählte er nicht an den Fingern, sondern hielt ihn im tiefsten Verbergniß seines berechnenden Geistes, kannte er einen Alterthumsfreund, der sechstausend Thaler für das alte Schloß und die alten Möbel hergeben wollte. Und dieser Alterthumsfreund war niemand anders als Ernst Bracht,

der durch sein Benehmen in der Jagdangelegenheit ja auch deutlich zu erkennen gab, daß er den Baron verderben wollte, um in den Besitz der Burg zu gelangen. Als es dunkel war, zog Peter Butz seine Jacke aus und einen Rock an und verließ das Haus, indem er ziemlich deutlich murmelte: Bei der Hand!

Er stand bald darauf nach den gebräuchlichen Formen, die den Eingang in das Schloß öffneten, von Christoph geführt in dem Thurmgemach des Barons, auf dessen Tische diesmal nur ein kleines Talglicht brannte: Bei der Hand, Euer Gnaden! rief er aus. Was ist zu des Herrn Barons Befehl?

Butz, sprach dieser, als hätte er einen Vasallen vor sich stehen, ich bin in einer kleinen Geldverlegenheit. Die Summen, die ich erwartete, sind ausgeblieben. Ihr sollt mir fünfhundert Thaler leihen!

Fünfhundert Thaler! rief Butz, als hätte ihn ein wildes Thier gebissen.

Ja, da ich höre, daß Ihr Geld ausleiht, fuhr der Schloßherr fort, habe ich mich an Euch gewandt.

Euer Gnaden sind falsch berichtet, meinte der Wirth. Um Gottes willen! Erstens, ich und Geldausleihen das wären zwei; zweitens, was ich besitze, das steckt in der Wirthschaft und im Handel. Freilich habe ich mir etwas erübrigt, aber drittens, das ist in Grundstücken angelegt. Nichts ist flüssig. Mit Geld kann ich nicht dienen.

Der Baron war verwirrt durch die Bestimmtheit dieser Aussagen, denn er hatte trotz allen Verlegenheiten noch nie mit Geldwucherern verkehrt.

Wissen Sie was, Herr Baron? fuhr der Schlaukopf

fort. Ich würde Ihnen rathen, sich an einen Juden zu wenden. Das sind die Leute für solche Geschäfte. Erstens der Cohn, zweitens der Itzig.

Schweigt mir, rief der Edelmann. Davon will ich nichts wissen. Also Ihr könnt mir nicht helfen?

Jetzt hielt es der Wirth für nöthig, einen andern Weg einzuschlagen, zumal da er fürchtete, der Baron möchte ohne seine Vermittelung zu den Israeliten gehen, die ihn am Ende viel wohlfeiler bedienen würden, denn er war in diesem Punkte mehr Jude als die Juden selbst. Freilich, meinte er, wenn Euer Gnaden es wünschen, so könnte ich der Verschwiegenheit halber eintreten und für den Herrn Baron bei den Juden borgen.

Wenn Ihr das thun wollt, sagte der Alte, so soll mir Euer Dienst willkommen sein.

Wenn nur die Racker, ließ Butz einfließen, sich nicht so viele Procente bezahlen ließen. Das Geld ist rar, unter fünfundzwanzig thut es keiner. Herr Baron, können Sie die Geldsendung, die Ihnen bevorsteht, nicht abwarten? fragte er treuherzig. Erstens sind die Juden zäh, zweitens kommen vielleicht bessere Zeiten, drittens —

Nein, ich kann nicht warten, fuhr der Baron ihm in die Rede.

Aber da müßten Sie ja siebenhundertundfünfzig Thaler zurückbezahlen, wo Sie nur fünfhundert Thaler erhalten, sagte er ganz entrüstet. Das ist zu toll. Euer Gnaden sollten sich noch gedulden.

Was gedulden! brauste der Baron auf. Ich sage Euch ja, daß ich die Summe brauche.

Butz lachte innerlich. Er hatte den Fang in der

Tasche und sprach: Nun, wenn es Euer Gnaden absoluter Entschluß ist, so will ich mich erstens mit meinem guten Namen in den Riß stellen und zweitens auch noch dazu den bösen Schein eines Schuldenmachers auf mich nehmen, was denn in Rücksicht auf die alte Kundschaft geschehen mag. Drittens —

Genug, bringt mir das Geld, sagte der Baron, welcher der peinlichen Scene ein Ende machen wollte.

Erlauben Euer Gnaden, fuhr der Wirth geschmeidig dazwischen: Wir haben noch nicht von den Bedingungen gesprochen.

Nun, ich will mich anheischig machen, siebenhundertundfünfzig Thaler für fünfhundert zu zahlen, entschloß sich der Edelmann.

Bis zu Neujahr? Anders werden mir die Geizhälse nichts geben, forschte Butz.

Meinetwegen! sagte der Schloßherr kleinlaut. Aber das ist doch entsetzlich!

Entsetzlich oder nicht; ich bekomme es nicht anders, sagte der Wirth.

Nun, so macht, daß Ihr mir das Geld bringt, aber ich muß es noch diesen Abend haben, wollte der verlegene Edelmann schließen.

Diesen Abend! Unmöglich! rief Butz.

So ist es nichts mit dem Handel, sagte der Schloßherr kalt. Ich will mich anderwärts umsehen.

Nun, wir wollen sehen, was zu thun ist, schloß der Wirth. Aber um fünfhundert Thaler muß ich sicher die ganze Judenschaft aus den Nestern klopfen. Dafür hoffe ich aber auch, daß Euer Gnaden meine Dienstfertigkeit

sowie die Aufopferung, mit der ich mich in den Riß stelle, in der Zukunft zu würdigen wissen.

Er entfernte sich, und der Edelmann glaubte nach diesen Worten wunder, in welchem Respect er noch stehe und wie die Leute seine Zukunft zu schätzen wüßten. Noch zufriedener aber war er, als der Wirth wirklich in später Stunde die Summe brachte und sich zugleich einen Schein unterschreiben ließ, der jene obenerwähnten Bedingungen enthielt. Nach Vollendung dieses Geschäfts und nach Butz' Entfernung gab er dann Christoph den Auftrag, morgen um fünf Uhr anzuspannen.

In der Frühe des nächsten Tages konnte man vor dem Schlosse das romantische Schauspiel genießen, den Baron mitsammt seinen drei Söhnen den Korbwagen besteigen zu sehen. Die vier Edelleute hatten über jene Kleider, die wir bereits kennen, noch lange bis auf die Füße reichende Mäntel mit Pelzkragen gezogen, die sämmtlich die Zeichen eines hohen Alterthums an den Tag legten. In gleicher Weise schien die im Flechtwerk vielfach durchlöcherte Carrosse schon manches Jahrzehnd mitgemacht zu haben, denn auch die Räder waren in den Speichen und am Eisenbeschlag gewissermaßen gefährlich schadhaft, was sich auch aus dem Umstande vermuthen ließ, daß man ein vielfaches Krachen hörte, als die vier Gestalten allmählich ihre Sitze einnahmen. Christoph reichte dem alten Baron den Zügel und setzte sich in seiner bekannten rothen Livree auf den Rücksitz, wo er sich fast ausnahm wie ein Pavian in Uniform. Dann schwang der Schloßherr die Peitsche und jenes spindeldürre, alterslahme Roß, welches wir einmal durch

die Spalte der Stallthür erblickt haben, zog mit Macht an der Kalesche, die es lendenlahm und steifgliederig nur mühsam von der Stelle brachte. Die Baronin winkte von der Treppe mit dem Tuche, als die Gesellschaft langsam über die Brücke in die Lindenallee verschwand.

Nach dem Princip: „Eile mit Weile!“ ging die Fahrt in die Stadt. Der Baron war sowol in den Dörfern wie in der Stadt ein zu seltener Gast, um mit den Seinigen nicht die Aufmerksamkeit aller ländlichen und bürgerlichen Einwohner auf sich zu ziehen. Allerwärts gab es offene Nasen und Mäuler unter den vor Staunen starren Augen der Sehenden, die nicht wußten, ob hier ein Gespenst der Vergangenheit oder Zukunft vorüberfahre. Auch die Gassenjugend kam überall sehr lebendig auf die Beine und ließ es an obligatem Geschrei nicht fehlen. Daß der alte Herr den ersten Gasthof aufsuchte, verstand sich von selbst. Hatte ihn dort der frühere Wirth gekannt, so war dies bei dem neuen nicht der Fall. Der Oberkellner und die Unterkellner wußten sammt dem Portier und Hausknecht nicht, ob sie diese Gesellschaft wirklich in den Salon einführen sollten. Endlich geschah es doch. Und wunderbar, der schäbige alte Herr bestellte zu dem angerichteten Diner den feinsten Rheinwein und Champagner in Eis, was denn freilich auf adeliche Manieren schließen ließ. Nach Tisch ließ er sich von einem Hausknecht begleiten, der bald mit Christoph reich bepackt zurückkam, denn bei dem Delicatessenhändler waren die feinsten Dinge eingekauft worden. In gleicher Weise schickte der Weinhändler eine Sendung von den besten Sorten. Der Hausknecht wurde

dabei gefragt, ob das alles auch bezahlt sei, und antwortete lakonisch: „baar!“ Später erschien dann der Baron mit seinen Söhnen; sie hatten sich alle im Kleidermagazin mit neuen Anzügen versehen. Ueberdies trugen sie sämmtlich ansehnliche Doppelflinten auf den Rücken. Der Vater hatte sich eine elegante Doppelbüchse gewählt. Die Zeche wurde berichtigt, Trinkgelder fehlten nicht, und da Christoph wieder die Kalesche vorgeführt, so ging es heimwärts. Zu Bullenau fuhr der Freiherr absichtlich an der Anlage des Herrn Reimbold vorbei, um dort zu zeigen, daß er sich einen neuen Jagdapparat zu verschaffen gewußt hatte.

Am andern Tage aber war Sanct-Florentinus, der Namenstag des Barons von Bullenheim zu Bullenau. Seit langen Jahren wurde dies Fest nicht so glänzend gefeiert wie heuer. Der Rittersaal erschien mit Blumen und Guirlanden geschmückt, zu deren Verfertigung die Baronin, Felicitas und selbst die alte Magd Apollonia ihre Hände geliehen hatten. In der Höhe des Morgens gab es eine rührende Gratulationsscene. Dann hielt man auf der feinsten Leinwand und auf den besten Geschirren, die das Schloß besaß, ein wirkliches tadelloses Mahl, zu welchem die gestern herbeigeschafften Weine und Leckereien den bedeutsamsten Beitrag bildeten und an dem auch, staunend über den unbegreiflichen Luxus, der würdige Pfarrer theilnahm, der jährlich mit seinen Glückwünschen eintraf. Nach Tisch aber wurden die Armen des Dorfs, die Christoph noch besonders bestellen mußte, gespeist und mit einem nicht unansehnlichen Almosen versehen, worauf sie vergnügt in ihre

Hütten heimkehrten, nachdem sie unterwegs noch von den Wundern auf dem Schlosse erzählt hatten. Was der Baron bezweckte, die Herstellung seines Rufs, war bei den Bauern fast entschieden und bei den andern Leuten annähernd erreicht. Hat er eine Erbschaft gethan? fragten die einen. Hat er einen Schatz gefunden? fragten die andern. Einige aber bekreuzten sich, indem sie fürchteten, er habe sich dem Teufel verschrieben. Etwas Wunderbares war jedenfalls an der Sache, das sah man an dem Kopfschütteln und Achselzucken. Nur Peter Butz, der schlaue Wirth, schüttelte den Kopf nicht und fand auch nichts Absonderliches an der Geschichte. Er wußte, was er wußte und sprach in sich: Bei der Hand!

Neuntes Kapitel.

Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, der Baron habe alle jene Einkäufe in der Stadt gemacht, um damit nur an diesem einzigen Tage zu glänzen. Seine Plane gingen, wie wir bemerkt haben, in die Weite. Durch die Verdrießlichkeiten der letzten Zeit war ihm der klare Beweis geliefert worden, daß er viel zu sehr von seinen Standesgenossen zurückgezogen lebte. Gegenüber den Familien von gleichem Alter hatte er seiner zerrütteten Verhältnisse wegen eine gewisse Scheu empfunden, und gegenüber dem niedern und neuen Adel hatte er eine zu große Zurückhaltung an den Tag gelegt. Er sah ein, daß er zu weit gegangen war. Kamen nicht sonst überall der höhere und niedere Adel gesellschaftlich zusammen? Mußten es aber nicht die kleinen Edelleute der Umgegend, die im Augenblick nämlich gar keine alten Geschlechter mehr besaß, nicht als eine besondere Gunst ansehen, wenn er sie seines Umgangs würdigte? Später konnte er dann aufs neue mit den wahrhaft würdigen Stämmen anbinden. Vorläufig aber galt es die erstern Verbindungen zu suchen, ihr In-

teresse zu gewinnen und in der Association Mittel und Wege zu finden, sein Haus wieder geltend zu machen und in die Höhe zu bringen. Der Baron wob dabei freilich meistens nur Träume, er handelte nach Gefühlen. Ein bestimmtes Ziel lag außer seinen Anschauungen.

Um diese neuen Unternehmungen auszuführen, mußte Christoph in der nächsten Zeit nicht selten den alten Gaul an die alte Kalesche spannen. Aber auf diesen Fahrten wurden nicht die Söhne, sondern die Frau Baronin mitgenommen, die sich deshalb in ihren Sonntagsstaat warf, der, wie wir wissen, in jene mverblaßten alten Damastkleide und dem Filzhute mit der mauserigen Straußfeder bestand. Während der Abwesenheit des Aelternpaares hatten die drei Glücklichen: Felix, Fortunat und Prosper, Felicitas zu überwachen, daß nicht ein neuer Unfug mit einem Geschöpfe getrieben werde, von welchem der Baron so viel für die Zukunft hoffte. Hatte sich nun die männlich besetzte Carrosse schon eigenthümlich genug ausgenommen, so war dies bei der gemischten Gesellschaft, welche der grüngekleidete Baron, die vergilbt geblümte Frau Baronin und der rothe Christoph bildeten, und in der sie sich wie ein bunter Blumenstrauß ausnahmen, noch viel seltsamer. Wer sie sah, der mußte sich gestehen, daß sie bei jedem Mummenschanz ein heiteres und humoristisches Bild abgegeben hätten.

Der erste Besuch wurde einem Edelmanne zugedacht, von dem der Baron mit ziemlicher Sicherheit wußte, daß schon sein Urgroßvater den Adel erhalten hatte. Derselbe war ein guter Landwirth, ein enthusiastischer

Viehzüchter und nebenbei ein tüchtiger Mühlen- und Brauereibesitzer. Alle diese Geschäftszweige betrieb er mit Liebhaberei und Kenntniß und darum auch mit Erfolg, und zwar schon lange Jahre, denn er war noch um etwas älter wie der Baron. Als dieser mit seinem Korbwagen in den Hof vor dem Burghause anfuhr, stand der Besitzer gerade in einem Kittel und in großen beschmuzten Wasserstiefeln bei der Schweinemusterung, indem er mit einem Viehhändler über den Preis einiger zu verkaufenden Vierfüßler verhandelte. Die Ankunft der Gäste störte ihn auch nicht im mindesten. Er machte sein Geschäft in aller Ruhe ab und trat dann heran, um nach dem Begehren der Fremden zu fragen. Der Baron stellte sich und seine Gemahlin vor und bemerkte, daß sie sich die Ehre geben wollten, den Herrn von Martens zu besuchen, und dachte wunder, was sein Name für einen unauslöschlichen Eindruck machen würde. Aber der Besuchte fragte kalt: ob er derselbe sei, der auf der Burg zu Bullenheim wohne? und da dies bejaht wurde, bedeutete er die Fremden, er selbst habe bei seiner Ankunft in dieser Gegend vor mehreren dreißig Jahren den Schloßherrn aufzusuchen sich die Ehre gegeben, er sei aber weder angenommen noch wiederbesucht worden; den Grund könne er nicht angeben, aber er wolle dafür auch keinen Grund angeben, warum er auf einen Gegenbesuch verzichte, der ihm in seiner Jugend ganz angenehm gewesen, der ihm aber jetzt nur Unbequemlichkeiten verursache. Damit machte er eine Verbeugung und ging zu der Schweineheerde zurück. Der Baron aber schlug vor Grimm auf das Pferd und rief

zu seiner Gemahlin gewendet: Bereits drei Ahnen und doch noch ein vollständig verbauerter Patron! da sieht man, was es heißt von echtem Blut sein!

Gleichwol ging es zum zweiten Besuch. Der Herr von Breitbach hatte noch weniger Ahnen, er stammte nur von einer angesehenen Beamtenfamilie. Eine sehr freisinnige Erziehung, die in eine Zeit fiel, wo man politisch, religiös und philosophisch die unbefangensten Ansichten haben durfte, hatte ihm ein für den Staatsdienst, dem er sich gleichfalls widmete, nicht wohl passendes Unabhängigkeitsgefühl beigebracht. Er kam mit seinen Vorgesetzten in Conflicte und gab eine Laufbahn auf, die ihm von vornherein so viele Hindernisse in den Weg legte, daß er es vorzog, sich mit mäßigen Mitteln in einer anmuthigen Natur anzusiedeln, um sich seinen Studien zu widmen. Wenn auch er mit seiner einfachen und liebenswürdigen Gemahlin über die seltsame Erscheinung der Besuchenden staunte, so nahmen beide dieselben doch mit jener Freundlichkeit auf, die eine humane Weltanschauung fast immer ihren Pflegern verleiht. Sie nöthigten die Fremden ins Haus und boten ihnen Stühle an. Leider aber kam der Baron gar zu bald dazu, sein Steckenpferd zu reiten und seine Genealogie auszukramen. Herr von Breitbach, der indeß ganz entgegengesetzte Ansichten hatte, fing an, ihn freundlich aber entschieden zu bekämpfen, indem er den Satz aufstellte, der wahre Adel der Gegenwart sei die wahre Menschlichkeit. Das nahm der Baron krumm und empfahl sich mit der Frau Baronin kurz und kalt. Die beiden Gatten sahen dem Paare mitleidig lächelnd nach. Unser alter Herr

aber fand diese Ansichten noch verwerflicher wie die Grobheit des Herrn von Martens, eben weil es Ansichten wären, in denen das verderbliche Gift der Zerstörung für altehrwürdige Einrichtungen liege.

Herr von Fuckert, dem der dritte Besuch galt, war erst von seinem nächsten Vorfahren her adelich. Sein Wappen und Titel rührte sogar aus der fatalen Zeit der Fremdherrschaft, unter welcher sein Vater, ein überaus reicher Seidenhändler, sich als begeisterter Anhänger des französischen Kaisers ausgezeichnet hatte. Die Familie, welche im Winter in der Stadt wohnte, diesmal aber ausnahmsweise länger in der freien Natur blieb, hatte sich ein reizendes Landhaus auf dem Gebirge gebaut und dasselbe mit dem größten Luxus ausgeschmückt. Das Gut mit seinen reichen Gemächern und saubern Gärten machte den Eindruck eines wahren Schatzkästleins. Als das altadeliche Ehepaar von den reichgalonirten, aber hinter ihren Rücken Grimassen schneidenden Bedienten eingeführt wurde, mußten sich beide gestehen, daß sie in ihrem Leben nichts Reizenderes gesehen hatten. Sie fanden sich in eine wahre Wunderwelt versetzt. Aber sie hatten fast ihre Mühe, durch die Zimmer zu kommen, denn auf den schlüpfrigen Parquetböden glitten schier ihre Füße aus. Ueberdies bellten ihnen kleine Hunde entgegen, die wahrscheinlich solche Gestalten noch niemals erblickt hatten. Endlich gelangten sie in einen Salon, in dem eine große Gesellschaft feingekleideter Herren und Damen versammelt war. Alle wandten sich voll Erstaunen nach den Eintretenden, als wollten sie fragen, ob der Hausherr durch diese Mas-

kerade eine Ueberraschung bereiten wolle. Da nannte der Baron seinen Namen und ein leises Gelächter erscholl aus allen Kehlen. Das ist ja der Baron, der neulich in der Stadt so viel von sich sprechen gemacht hat! Die Damen huschten in die Ecken zusammen und kicherten miteinander. Die Herren verbargen sich mit verbissenen Lippen in die Fensternischen. Der Hausherr, der in möglichst schlichter Weise die Scene verheimlichen wollte, führte die Fremden in ein anderes Zimmer. Aber der Baron und seine Frau hatten deutlich bemerkt, daß man sie ausgelacht habe. Der Umstand, daß sie aus der Gesellschaft weggeführt wurden, schien sogar darauf zu deuten, daß man sich ihrer schäme. Es kam kein Gespräch zu Stande. Man empfahl sich. Als der durchlöcherte Korbwagen, geschmückt mit dem grünen Baron, der damastenen Baronin und dem rothen Christoph und gezogen von dem knochigen Gaul, von dannen zog, sah man an den Fenstern eine Menge von Köpfen, die ihren Humor gar nicht zu bändigen vermochten. O über diese Frivolität! rief der Baron empört: Die Unechten verhöhnen die Echten! Weiter verlor er kein Wort. Sie fuhren, da das Roß höchst ermüdet war, sehr langsam und schweigsam nach Hause.

Nein, bei dem jungen Adel war kein Heil zu holen, man mußte sich den alten ritterbürtigen Geschlechtern anschließen. Und Eile that auch noth, das heischten die Verhältnisse. Darum erhielt Christoph die Weisung, an einem der nächsten Tage wieder anzuschirren. Diesmal aber galt es eine weite Fahrt in das weite Land, wobei weder Frau noch Kind nützlich sein konnten. Es

bestand nämlich im Lande eine ritterbürtige Ritterschaft, deren Mitglieder alle wenigstens sechzehn Ahnen hatten und die durch ein Statut zusammengebunden wurde, das den Grundsatz feststellte, die Majorate zu stützen, das Grundeigenthum zusammenzuhalten, Adelsschulen zu stiften, Klöster zur Aufnahme unverheiratheter Töchter zu gründen, Wappen und Familie rein zu halten und schließlich die Regierung des Landes in die Hände der Aristokratie zu bringen. War irgendwo eine Zuflucht, so mußte diese Gemeinschaft sie bieten. Der Baron von Bullenheim zu Bullenau, der diesem Verein bei seiner Stiftung aus bekannten Gründen nicht beigetreten war, hatte den Beschluß gefaßt, sich zu dem Haupte derselben, dem Ritterhauptmann Grafen von Degenhart, zu begeben, um sich mit demselben zu benehmen.

Nach einer Fahrt von zwei kalten feuchten Novembertagen, an denen Schnee und Regen unabläßig in den offenen Korbwagen niederrieselte, war er am Abend vor dem Schlosse des Grafen angelangt. Dort aber hatte die müde Kalesche das Ziel ihres mühseligen Daseins erreicht. Bei der letzten Anstrengung, das Gefähr vernehmlich in den Schloßhof rollen zu lassen, krachte die morsche Achse entzwei und der Besitzer nebst seinem rothröckigen und rothhosigen Burschen konnten von Glück sagen, daß sie bei dieser Gelegenheit auf dem harten Pflaster nicht den Hals zerbrachen, sondern nur mit einigen schwarzen und blauen Malen davonkamen. Bei dem Lärm, den dieser Bruch verursachte, eilten Diener mit Windlichtern aus dem hohen, stolzen Schlosse, um den Verunglückten beizustehen. Auch der Hausherr, ein

zwar viel kleinerer und jüngerer Mann wie der Baron, der aber in seinem festen, scharfen Gesichtsausdruck und seinen entschiedenen Bewegungen deutlich zeigte, daß er wußte, was er wollte, erschien und bot Hülfe und Trost. Trotz dieses wenig versprechenden Omens ersuchte der Baron den Ritterhauptmann um eine vertrauliche Unterredung.

Er wurde hineingeführt und fand in den hohen und von uraltem Reichthum zeugenden Gemächern, in denen sich der schwerfällige, aber gediegene Luxus vergangener Zeiten blicken ließ, eine Behaglichkeit, die er seit zwei Tagen unter Gottes freiem Himmel und in schlechten Wirthshäusern ganz und gar vermißt hatte. In der That, hier wehte ein unverkennbarer Hauch guter, echter Ritterschaft. Man fühlte ein wohlthuendes, adeliches Patriarchenthum, und vor dem ebenbürtigen Mann kam dem alten Baron auch gleich das rechte Wort. Hier ging er zum ersten mal nicht auf Stelzen, hier hatte er nicht zu verkleistern und zu schminken, hier wickelte sich die ganze und volle Wahrheit von seiner Zunge. Und so setzte er dem Ritterhauptmann alle seine Verhältnisse auseinander, deren Aufzählung wir uns indeß sparen, weil wir genugsam in dieselben eingeweiht sind. Zeigte sich irgendeine Lücke, so that der Graf bestimmte Fragen. Das Leben des Barons lag ihm bald vor Augen wie ein offenes Buch.

Und nun begann eine scharfe Strafpredigt, bei welcher sich der lange, starke Baron dem kleinen, schnurrbärtigen Grafen gegenüber sehr seltsam ausnahm. Herr Baron, rief dieser aus, bei Ihnen bewährt sich das

verhängnißvolle: Zu spät! Da sieht man wieder einmal recht die Folgen einer falschen Scham. Sie mußten doch den Abgrund vor sich sehen. Nichtsdestoweniger sind Sie hineingerannt und so tief, daß Ihnen die Wellen über dem Kopfe zusammenschlagen. Und erst beim Ertrinken rufen Sie um Hülfe. Warum haben Sie nicht zeitig zum Rechten gesehen, statt das rettende Seil im Moment des Untergangs zu erwarten?

Des Untergangs? fragte der Baron betroffen.

Wer soll und wer kann Ihnen denn helfen? forschte der Graf.

Die Ritterschaft! meinte der Gesuchsteller.

Die Ritterschaft ist eine Corporation, bedeutete der Hauptmann derselben, die aus Rittern besteht, die auch die ritterschaftlichen Eigenschaften besitzen, nämlich neben dem Adel auch Vermögen. Das letztere aber fehlt Ihnen ja ganz und gar. Unser Institut soll erhalten, aber nicht erschaffen. Wo nichts ist, da kann es auch nichts machen. Freilich sind Fälle wie dieser uns schon oft vorgekommen! Aber ein Geschlecht wie das Ihrige ist kein Glück, sondern ein Unglück für den Adel.

Der Baron sah ihn starr an.

Erstarren Sie nur nicht, fuhr der andere fort. Mit dem Besitz sollte auch der Adel aufhören. Sie hätten am besten gethan, Ihren Titel abzulegen, wie es früher auch wol von tüchtigen Männern geschehen ist, die dann im Bürgerstande etwas Ordentliches geleistet haben.

Dem auf diese Weise verarbeiteten Freiherrn verging die Sprache. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen.

Der Graf fuhr fort: Allerdings haben wir bei uns keine Gesetze in dieser Beziehung. Auch fehlt uns die bei andern Völkern gebräuchliche Sitte, daß nur der Majoratsherr den adelichen Titel beibehält und daß die jüngern Söhne in den dritten Stand zurücktreten. Sie können also auf Ihrem Adel bestehen.

Was ich auch bis an mein Lebensende thun werde, sprach der Baron mit einem unterdrückten Seufzer.

Und was ich Ihnen nicht übel nehmen will, setzte der Ritterhauptmann hinzu. Für diesen Fall hat die Ritterschaft einen Unterstützungsfonds errichtet, aus dem sie nothleidende Adeliche unterstützt und ihre Kinder erzieht.

Der Baron athmete auf.

Wenn Sie wollen, hieß es dann weiter, werde ich der Ritterschaft Vorschläge in Betreff Ihrer und der Ihrigen machen.

Euer Excellenz werden mich sehr verbinden, meinte der Alte, dem ein Stein vom Herzen fiel.

Die Unterstützung wird in einem kleinen Jahrgehalt für Sie und Ihre Frau Gemahlin bestehen. Ihre Söhne aber werden wir in die Ritterakademie aufnehmen und sie für das Heer und die Kirche ausbilden. Ihre Tochter schicken wir ins Kloster. Dafür müssen Sie sich entschließen und uns darüber eine schriftliche Urkunde ausstellen, daß Sie Ihr väterliches Gut verlassen und mit einem Ihnen anzuweisenden Asyl fürlieb nehmen.

Herr von Bullenheim fiel bei den letzten Worten aus all seinen Himmeln. Das Schloß meiner Ahnen soll ich verlassen?

Allerdings, sprach der Graf entschieden. Glauben Sie vielleicht, die Ritterschaft besitze die Mittel, Ihnen ein kostbares Wohnhaus mit allem, was dazu nöthig ist, zu erhalten?

Das kann nun und nimmermehr geschehen, rief jetzt der Baron. Wo meine Väter gewohnt haben und begraben sind, da will auch ich leben und sterben.

Ich gebe Ihnen Bedenkzeit bis morgen, schloß der Ritterhauptmann die Unterredung.

Er klingelte. Ein Bedienter trat ein, dem er den Auftrag gab, den Herrn auf ein Fremdenzimmer der Mansarde zu führen und ihm das Abendbrot zu besorgen; dann machte er eine Verbeugung gegen den Gast und entfernte sich.

Der Baron stieg bis unter das Dach, wo er in eine einfache Stube geführt wurde. Der Diener erzählte ihm, während er ihm reichliche Speisen und guten Wein auftrug, die vornehmsten Mitglieder der Ritterschaft seien heute bei Seiner Excellenz dem Herrn Grafen versammelt. Das gab dem alten Mann einen neuen Stich ins Herz. Sein Stammbaum war ungleich älter als diejenigen aller dieser Herren. Und dennoch wurde er nicht gewürdigt, in ihren Kreis eingeführt zu werden! Also auch in der Ritterschaft galt das Vermögen jetzt mehr als der echte Adel! In seinem tiefen Mismuth rührte er Speise und Trank kaum an. Als er allein war, warf er sich auf das Lager, konnte aber keinen Schlaf finden. Er rief einmal über das andere, indem er sich hin- und herwälzte: Ich fürchte, die Idee des Adels ist der Welt abhanden gekommen!

Als er nach einer durchwachten Nacht sein Frühstück ohne allen Hunger und Durst zu sich genommen hatte, ließ er sich dem Ritterhauptmann melden und erklärte demselben, daß er auf seine Vorschläge nicht eingehen könne. Der Graf erwiderte, daß der Wille des Menschen frei sei und daß es nicht in der Absicht und Macht der Ritterschaft stände, Zwang auszuüben. Die beiden Standesgenossen schieden mit einer kalten Verbeugung.

Als der grüne Baron, der noch bleicher aussah wie sonst, den rothen Christoph, der sich hier an den Fleischtöpfen Aegyptens gütlich gethan, gefunden hatte, wurde die Rückreise überlegt. Der Wagen, dessen zertrümmerte Reste bereits zu dem Abfall geworfen waren, mußte zurückgelassen werden. Der Diener holte das Roß aus dem Stalle, das sich gleichfalls bei ungewöhnlicher Fülle von Hafer und Heu gefallen, und legte eine Decke darüber. Der alte Herr bestieg den Klepper und so ging es, während Christoph nebenher schritt und die Bedienten des Grafen hinter ihnen ein lautes Gelächter erhoben, aus dem Thore. War die Herfahrt schon nicht erquicklich gewesen, so schien der Rückritt wahrhaft unerträglich. Der Gaul konnte auf den eingeweichten Wegen kaum vorwärts. Der Diener, der stets bis an die Knie im Koth steckte, verdarb seine glühende Livree in Grund und Boden; dabei sprach keiner ein Wort, der Baron aus Ingrimm, der Bursche, weil er nur stottern konnte. Statt zwei Tagen brauchte man diesmal drei. Am Abend des letzten erreichten die Reisenden endlich das heimatliche Schloß, das verdrießlich grau

aus dem Nebel ragte. Die Brücke fiel. In dem schlechten Wetter kam sogar niemand zum Empfang auf die Treppe. Der Baron ritt das todmüde Thier direct in den Stall. Es versuchte noch ein leises Wiehern, dann brach es von der Anstrengung, die in keinem Verhältnisse zu seinen Kräften stand, zusammen und lag verendet am Boden. Vielleicht hatte es auch die Freude getödtet, die es über das Wiedersehen der theuern Heimat empfand.

Zehntes Kapitel.

Je größer die Bedrängnisse, desto besser kann der Mann seinen Muth beweisen. Diesen Grundsatz bewährte in den traurigsten Tagen der Baron. Nachdem es ihm deutlich geworden war, daß er sich in einer verzweifelten Lage befand, entwickelte er eine so zähe Thätigkeit und unverwüstliche Unverdrossenheit, daß man den alten Träumer, der sonst die Welt gehen ließ, wie sie ging, nicht mehr wiederkannte. Nach all jenen vergeblichen Versuchen, auf denen wir ihn begleitet haben, dachte er sogleich daran, neue Pfade und Wege zur Erhebung seines Hauses einzuschlagen, denn er konnte sich doch wieder nicht in die Ansicht finden, daß die Idee des wahren Adels der Welt verloren gegangen sei. Nun sah er freilich ein, daß er von den Menschen seiner Umgebung nichts zu erwarten habe. Auch war ihm ja Pferd und Wagen, mit denen er sie anständigerweise erreichen konnte, zu Grunde gegangen. Was das gesprochene Wort aber nicht erreichte, war vielleicht durch das geschriebene zu erlangen. Man sah in der nächsten Zeit den bleichen Mann mit den abgemagerten Zügen

fast Tag und Nacht am Schreibtische mit der Feder beschäftigt sitzen und arbeiten.

Ja, der Baron hatte sein Pulver noch nicht verschossen. Der kleine Adel war ihm nicht entgegengekommen; der große Adel hatte ihm nicht aus seiner Verlegenheit geholfen, aber es gab noch deutsche Fürsten, bei denen die Idee des Adels nicht verloren gegangen sein konnte. Und dieser Fürsten gab es mehr als dreißig im weiland Heiligen Römischen Reich. Bei ihnen war nicht allein die Rettung möglich, sie war unzweifelhaft, denn die durften es nie und nimmer zugeben, daß eine Familie, deren Ahnen ihren Stammbaum fast bis zu den Karolingern hinaufführten, elendiglich zu Grunde ginge. Nun konnte freilich der alte Herr keine Reisen an die verschiedenen Höfe machen, weil die Residenzen sammt und sonders etwas zu weit aus dem Wege lagen. Aber schriftliche Gesuche besorgte die Post zu jeder Stunde, sowie sie auch Gesuchsbewilligungen an die betreffenden Personen beförderte. Christoph war dann, als dieser Gedanke feststand, eigens in die Stadt geschickt worden, um das feinste Papier und den reinsten Siegellack zu holen. Der Baron aber bediente sich dieser Utensilien, wie wir gemeldet haben, mit der rastlosesten Ausdauer.

Zuerst wurde ein Entwurf niedergeschrieben, in dem von dem großen Institute des Adels die Rede war und von dem Schutz, in welchen derselbe den verkehrten Bestrebungen der neuern Zeit gegenübergestellt werden müsse. Darauf folgte eine kleine Auseinandersetzung der Geschichte von Bullenheim zu Bullenau von den

ältesten Tagen bis auf die Gegenwart. Die Drangsale des würdigen Hauses wurden dann in zarter und schicklich verhüllter Weise entwickelt. Zum Schluß aber stellte der Baron die unterthänigste Bitte um die Bestallung in ein Hofamt, sei es nun, daß der betreffende Regent ihn zum Oberjäger-, Oberstall- oder Oberceremonienmeister zu ernennen geruhe, zu welchen sämmtlichen Aemtern er nicht allein das Talent und den Beruf, sondern auch die Kenntnisse besitze. Daß dieses Schriftstück in jenem selbstbewußten Stile abgefaßt war, welcher den Charakter des Schreibers bezeichnete, braucht kaum besonders erwähnt zu werden. Es wurde dann sowol durch ihn selbst wie durch seine Söhne in solcher Zahl abgeschrieben, als Deutschland Fürsten besitzt, und sofort mit den nöthigen Adressen an die betreffenden Majestäten, Hoheiten und Durchlauchten versehen. Darauf erhielt jeder Brief sein Couvert mit dem wohl ausgeprägten Siegel des freiherrlichen Hauses. Und so ging endlich die Sendung auf die Post, wo der Baron alle Ursache hatte, sich darüber zu wundern, daß man an regierende Herren die Briefe für viel schwereres Geld freimachen mußte, als die Materialien zu denselben gekostet hatten.

Nachdem dieser Schritt in der Mitte des November geschehen war, verlief der Rest des Monats sowie der sich anreihende Anfang des December in der freudigen Erwartung baldiger günstiger Nachrichten. Wenn sich auch die frühern monatlichen Geldsendungen nicht wieder blicken ließen, so scheute man doch nicht, mit allen Händen nach der Anleihe des Peter Butz zu greifen.

Was konnte es auch verschlagen, ob sich die Kasse jetzt einen Tag früher oder später leerte, da die Anstellung des alten Herrn ohne allen Zweifel erfolgen mußte? Uebrigens hatte der Schloßherr auch in Betreff des künftigen Amts die Umstände sehr wohl erwogen. Er war demnach zu dem Entschluß gekommen, die Anträge der sämmtlichen Monarchen abzuwarten, die Gehalte, die ihm geboten wurden, zu vergleichen und diejenige Stelle anzunehmen, die am meisten einbrächte oder die nach der Größe der verschiedenen Höfe die beträchtlichsten Beförderungen versprach.

Die Kasse wurde indeß immer leerer, die Tage wurden immer kürzer und das Jahr ging seinem Ende entgegen, als nach und nach Antwortsschreiben aus den Kanzleien einiger Regenten eintrafen. Merkwürdigerweise waren diese Herrschaften schon alle mit Oberjäger-, Oberstall- und Oberceremonienmeistern versehen. Freilich diejenigen Höfe, wo diese Stellen besetzt waren, konnten, wie der Baron ganz richtig schloß, sehr bald einen Bescheid geben. Andere aber, welche die Sache in Bedacht nahmen, mußten schon länger warten. Man merkte indeß, daß in den Kanzleien im ganzen eine große Ordnung und Regelmäßigkeit herrsche, zumal wo es galt, abschlägige Antworten zu ertheilen, denn es verging nun kein Tag mehr, wo nicht auf der Post ein oder mehrere große Schreiben mit gewaltigen Dienstsiegeln ankamen, die überdies trotz der alten Familie und den Vorzügen des Barons auch noch unfrankirt gesendet wurden. Am Sylvester- und Neujahrstage war endlich das halbe Schock voll. Die Fürsten hatten alle

antworten lassen, und bei keinem war eine Stelle, wie der Baron sie wünschte, frei. Nirgends konnte er für ein künftiges Hofamt notirt werden. Auf die Geschichte der Familie aus den alten Zeiten bis auf die Gegenwart hatte man gar kein Gewicht gelegt. War es denn menschenmöglich, daß man so wenig Rücksicht auf den Antrag des letzten Freiherrn von Bullenheim zu Bullenau legte? Jetzt erst fühlte der alte Herr recht, daß es wahr war, was er einst in der Verzweiflung ausgerufen hatte: Die Idee des rechten Adels ist der Welt abhanden gekommen!

Und diesmal mangelte ihm sogar die rechte Zeit, um über diesen Satz ruhige Betrachtungen anzustellen. Am zweiten Januar machte sich nämlich ein Mann vor der Brücke bemerklich. Christoph's stotternder Hornstoß erklang, nachdem er sich in der letzten Zeit sehr selten hatte vernehmen lassen. Peter Butz erschien am Schlosse und ließ sich melden. Die Antwort war: der Baron sei nicht zu Hause. Peter Butz meinte, dann wolle er auf seine Rückkehr warten. Nach einigen Stunden hieß es, der Baron sei zwar zurück, aber er müsse Toilette machen. Der Besitzer des Blauen Trompeter wollte sich bis zur Vollendung derselben getrösten. Dann brachte Christoph die Nachricht, der Baron habe dringende Geschäfte. Auch diesmal erklärte der Wirth von Bullenau, daß er eine gute Portion Geduld besitze. Was war zu thun? Der Schloßherr sah sich endlich genöthigt, den Gläubiger zu empfangen.

Bei der Hand! rief Butz, als er in das alte Gemach des Freiherrn eintrat, der mit düsterm Angesicht

in einem Sessel lag. Ohne sich den Anschein zu geben, als hätte er die trüben Züge des Schloßherrn gesehen, fuhr er fort: Ich komme, Euer Gnaden meinen Schuldschein zu präsentiren und mir die siebenhundertfünfzig Thaler zu holen. Dabei streckte er, eine Verbeugung machend, das Papier aus.

Die erwarteten Summen sind noch nicht eingelaufen, versetzte der alte Herr kurz.

Noch nicht eingelaufen! rief der Wirth, indem er seine Miene zum plötzlichen Schrecken verstellte. Dann fuhr er lächelnd fort: Der Herr Baron sollten doch mit einem gemeinen, einfältigen Mann keinen Scherz treiben, denn erstens ist es in solcher Angelegenheit nicht christlich, zweitens ist es nicht menschlich und drittens paßt es nicht — er wollte sagen für einen Edelmann.

Ich rede die reine Wahrheit, unterbrach ihn der Baron.

Die reine Wahrheit, wiederholte jetzt Butz, indem ihm das Wort auf der Zunge zu erstarren schien. Diese reine Wahrheit wird doch wol um aller vierzehn heiligen Nothhelfer willen falsch sein, denn erstens muß der Edelmann doch sein gegebenes Wort halten, zweitens muß er wissen, was er verspricht, und drittens kann er doch einen ehrlichen Menschen, der seine Last hat, sich mit Frau und Kindern durchzuschlagen, nicht in Grund und Boden ruiniren wollen?

Wer will Euch denn ruiniren? rief Herr von Bullenheim finster.

Wollen oder nicht wollen, fing jetzt der Wirth an, indem er einen wahrhaft heulenden Ton annahm. Sie

thun es. Erstens halten sich die Juden an mich, zweitens bin ich der Mann, der Geld schaffen muß, drittens bin ich ruinirt. Oder wollen mich Euer Gnaden vielleicht dazu zwingen, was ich gewiß nicht mit meinem Willen thun werde, wozu ich aber nothwendigerweise schreiten müßte, das Schloß mit gerichtlichem Beschlag zu belegen?

Gebt mir noch einigen Ausstand, besänftigte der Baron den entsetzten Mann.

Aber wer gibt mir Ausstand? fuhr der Wirth fort, der jetzt wirklich einige Thränen aus den Augen drückte.

Nun die Juden! meinte der Alte in einem zweifelhaften Tone.

Die Juden, die unsern Herrn und Heiland geschlachtet haben, werden auch mich schlachten, heulte Butz.

Versucht es wenigstens! Bietet ihnen gute Zinsen, aber schont mir das Schloß, bat Herr von Bullenheim.

Und wollen Euer Gnaden den Wucherern denn aufs neue so leichtsinnig gutes christliches Geld in den Hals jagen? rief Butz empört. Nein, Herr Baron, bezahlen Sie. Es ist besser für Sie und für mich.

Ihr hört aber, daß ich nicht zahlen kann, ertönte die ungeduldige Antwort.

Um Gottes willen, schrie der Wirth. Das Volk wird bis zum März wieder seine fünfundzwanzig Procent haben wollen. Das ist ja gotteslästerlich.

Versprecht sie ihnen! rief der Baron.

Das ist leicht gesagt, meinte Butz, der sich eine Weile bedachte. Für den Fall, daß Euer Gnaden aber auch

im März nicht die erwarteten Summen erhalten haben, wie wird es dann werden? Der Herr Baron muß einsehen, daß ich mich wol für eine Zeit lang in den Riß stellen, daß ich mich aber nicht ruiniren kann. Ich bin also genöthigt, die Bedingung zu stellen, daß mir Euer Gnaden Eigenthum für die besagte Summe haftet.

In Gottes Namen! seufzte der alte Herr. Ich will Euch den Schein in dieser Weise ausstellen.

Er ging an seinen Schreibtisch. Peter Butz lachte inwendig: Bei der Hand! Er hatte noch ganz andere Dinge vor, denn er dachte an den Antiquitätenliebhaber Ernst Bracht. Vorläufig aber schied er mit einem Schuldschein von tausend Thalern, der am ersten März ablief, indem er den Schloßherrn noch treuherzig aufforderte, einen armen Bauer nicht dem sichern Untergang entgegenzuführen.

So war allerdings wieder ein heftig drängender Störenfried für einige Zeit beschwichtigt und beseitigt, aber es stellten sich bald andere ein, die zwar nicht mit lauten Worten um sich warfen, die aber desto eindringlicher in zäher schweigsamer Nothwendigkeit auf die Schloßbewohner einstürmten. Bei der Verwirrung aller Zustände hatte die Hausfrau weder die Umsicht noch auch die Mittel gehabt, um Keller und Küche mit Vorrath für den Winter zu versorgen. Gemüse war nur in geringer Fülle vorhanden, Fleisch gab es selten, Fische hatten zwar die jungen Herren in den Schloßgräben gefangen, aber dies Geschäft wurde nun auch durch das kalte Wetter, das dicke Eisdecken über das Wasser legte, verhindert. Die schwindenden Thaler der

Kasse konnten nur noch angewandt werden, um den Brotbedarf anzuschaffen. Dazu kam der Uebelstand, daß die magere Kuh und die knochige Ziege bei dem Mangel an Futter keine Milch mehr gaben. Was war also zu thun, als diese Wiederkäuer zu schlachten, um das Fleisch wenigstens zu verwerthen? Das geschah denn auch ohne Aufschub, indem man die zerhackten Theile der treuen Hausthiere durch Pöckeln haltbar zu machen suchte. Zum Glück fehlte es wenigstens nicht an Holz zur Feuerung, da sowol der alte Garten als auch die Rumpelkammer noch immer Abfall die Menge enthielten, um die Kamine zu speisen.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß die alten Dienstboten sich ihre eigenen Gedanken machten, die sie denn auch in der Stille der Küche, wo die gnädige Frau gegenwärtig wenig zu thun hatte, allmählich auszutauschen anfingen. Die Ergebnisse ihrer wechselseitigen Betrachtungen, Mittheilungen und Beschlüsse kamen eines Abends zum Vorschein, nachdem sowol die Magd Apollonia lange an ihrer alten geblümten Holzkiste, dem einzigen Eigenthum, das sie auf dieser Welt besaß, gekramt, und nachdem sich der rothköpfige Christoph geheimnißvoll mit der Anfertigung eines kleinen Bündels in Sackleinwand beschäftigt hatte. Beide stiegen gemeinsam die Treppe im Erdgeschoß hinauf, schlichen durch die Imbißkammer und klopften dann am Thurmgemach. Der alte Freiherr war nicht wenig erstaunt, die getreuen Vasallen vor sich erscheinen zu sehen, wozu er übrigens um so mehr Ursache hatte, da der Bursche seine Livree nicht am Leibe, sondern über dem Arme

trug, im übrigen aber in einem alten blauen Kittel erschien, in dem er als Bauer gar nicht so seltsam und ungeheuerlich aussah wie als galonirter Bedienter. Auch der Umstand, daß Apollonia eine hohe Sonntagsmütze auf dem Haupte trug, war jedenfalls ein ungewohntes Zeichen.

Was wollt ihr? rief der Baron den beiden zu, von denen weder der eine noch die andere das Wort finden konnte.

Die Kuh und die Geiß sind todt, begann jetzt die Magd verlegen.

U—u—nd d—d—das Pf—Pf—Pf—Pferd ist auch gefa—fa—fa—fallen, setzte der Rothkopf hinzu, wobei er diesmal ins Unendliche stotterte.

Und da wollen wir uns bedanken, fuhr die Magd fort.

Ja, ja, ja, be—be—beda—da—danken, ächzte Christoph.

Bedanken, daß sie todt sind? fragte der Baron, der nicht wußte, wo die Sache hinauswollte.

Im Gegentheil, sagte Apollonia, weil ich die Thiere nicht mehr zu füttern habe.

Und ich den Ga—Gau—Gaul, war Christoph's sich daranschließende Meinung.

Nun das ist ja dasselbe — murmelte der alte Herr.

Und auch dafür, das Fleisch der armen Geschöpfe zu verzehren, sagte nun die Köchin, indem sie die Schürze an die thränenden Augen führte. Ich habe die Liese und die Zick so lange gepflegt, wie kann ich die vor Liebe aufessen.

Und ich das Pf—Pf—Pferd, fügte Christoph voll tiefer Rührung hinzu. Freilich meinte er nicht, daß er das Thier aufgegessen, sondern daß er es gepflegt habe.

Als der Baron die beiden noch immer erstaunt ansah, fuhr Apollonia fort: Und von Kartoffeln und Rüben allein kann man auch nicht leben.

Christoph aber sprach: Ohne Er—Er—Erb—bs bs—bs—en und Sau—Sau—Sauerkraut—

Ueberhaupt ist es mit dem Vorrath bald zu Ende und wir dürfen doch unsere Herrschaft nicht aufessen, demonstrirte Apollonia.

Und ich ha—ha—habe i—i—immer erschre—schre—schre—schrecklichen Hunger, erklärte der Rothkopf.

Und deshalb wollen wir uns bedanken, sagte die alte Magd.

Ja be—be—bedanken, schloß Christoph.

Also ihr wollt nicht mehr in meinen Diensten bleiben? fragte der Baron düster.

Es ist nicht deswegen, weil die Leute uns ausspotten und sagen, wir dienten bei einem Wilddieb und Strauchritter, sagte Apollonia begütigend, und Christoph fügte hinzu: Nein, so wahr Gott ist!

Die Magd aber fing laut an zu weinen und zu schluchzen, in welches der Diener eine Octave tiefer einstimmte.

Es ist ja doch aus, kreischte sie in heulender Verzweiflung.

A—a—aus! schloß Christoph noch lauter einstimmend.

So komisch sich auch diese Scene ausnahm, so machte sie doch einen entsetzlichen Eindruck auf den Baron.

Es ist aus! das war ihm noch von keinem Menschen gesagt worden; er selbst hatte es sich nie eingestehen wollen. Und jetzt wagten es seine eigenen Dienstboten, ihm diese Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Diese Dienstboten aber waren die schlichtesten, einfältigsten und gutmüthigsten Geschöpfe, die es auf der Welt gab. Auch geschah es ja nicht aus bösem Willen, daß sie sich den Abschied holten. Keine vorhergegangene heftige Scene hatte die harmlosen Menschen zu diesem Schritte gezwungen. Sie thaten ihn sogar gegen ihr Gefühl, denn sie verließen nicht gern das Haus, in dem sie fast seit ihrer Jugend im besten Einverständnisse mit der Herrschaft gelebt hatten, nein, sie thaten ihn gewissermaßen in einem frommen Sinne, denn sie wollten die letzten Bissen dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau mitsammt den gnädigen Kindern nicht aus dem Munde wegessen. Ueberdies weinten und heulten sie in wahrhaftiger Trauer, daß sie nun in ihren Jahren in die Welt ziehen sollten, ohne zu wissen, wohin sie ihr Haupt legen würden. Darauf bezog sich ihr: Es ist ja doch aus! Und der Baron murmelte das Wort auf sich beziehend: Ja, es ist aus!

Dann erhob sich der alte Herr und sprach, indem er alle seine Kraft zusammennahm: Ihr seid entlassen. Freilich bin ich euch noch Lohn schuldig, ich werde ihn euch zukommen lassen, sobald ich im Stande bin. Gern geb ich euch das Zeugniß, daß ihr mir treu, redlich und fleißig gedient habt. Lebt wohl!

Apollonia nahm seine Hand und küßte sie nach alter Vasallenart. Christoph aber legte die rothe Livree über einen Stuhl und that dasselbe. Aus den alten Augen liefen die hellen Thränen über die knochigen Finger des Schloßherrn, der bebend und zitternd dastand, aber dennoch die Blicke trocken hielt, weil er es wollte. Die beiden zogen ab und nahmen auch Abschied von der gnädigen Frau, von den Söhnen und Felicitas. Ueberall erneute sich dieselbe Scene. So laut war es lange nicht im Schlosse gewesen, aber es klangen nur schreckliche Jammer- und Schmerzenstöne.

Dann nahm Apollonia die buntgeblümte Kiste auf das alte Haupt, und Christoph schleuderte sein Bündel über den höckerigen Rücken. Das letzte Geschäft des alten Knechts war, daß er die Brücke niederließ. Beide schritten hinüber. Es war ein sehr kalter Wintertag. Gleichwol merkten beide nichts von dem beißenden Frost, so heiß war ihnen der Abschied geworden. Wohin sie gingen, sagt die Geschichte nicht. Aber im Schlosse ward es immer stiller. Keiner zog mehr die Brücke in die Höhe und bald hatte der Frost sie ganz festgebacken. Der stotternde Hornstoß schien für immer verklungen. Ja, es war entsetzlich traurig im Schloß.

Elftes Kapitel.

Am Heiligen Dreikönigstage saß im Pfarrhause zu Bullenau der würdige Seelsorger der Gemeinde, nachdem er die Frühmesse gelesen hatte, bei seinem dampfenden Kaffee mit frischem Brot und Butter und freute sich, daß er aus der kalten eisigen Kirche, wo ihm beim Dienste die Finger schier erfroren waren, in die warme und heimelnde Stube gekehrt war. Die saubere Haushälterin mit der blanken weißen Sonntagsschürze hatte ihm, während er mit dem Rücken gegen den Ofen stand und die Hände an der knisternden Glut wärmte, das reinliche Frühstück auf den Tisch gestellt, die Zeitung und einen Brief, der eben mit der Post gekommen war, neben die Tasse gelegt und sich, nachdem der Geistliche auf ihre Frage, ob er noch etwas zu bestellen habe, verneinend geantwortet hatte, entfernt. Der Pfarrer nahm dann Platz in seinem Lehnstuhl, stärkte sich erst an Trank und Speise und setzte nunmehr die große goldene Brille auf, um die Neuigkeiten des Tages aus der Zeitung zu erfahren, als ihm der Brief in die Hand fiel. Nachdem er die Adresse betrachtet hatte, murmelte

er: Von Herrn Reimbold, löste das Siegel und vertiefte sich so sehr in die Lectüre und ein auf diese Lectüre folgendes Nachdenken, bei dem er auf die weißen Blumen starrte, die der Winter an die Fenster malte, daß er ganz vergessen zu haben schien, wie die Völker fern in der Türkei aufeinander schlagen.

Er saß noch in tiefem Brüten verloren, als es an die Thür klopfte. Ernst Bracht trat hastig und aufgeregt hinein und sprach: Herr Pastor, ich muß mit Ihnen über die Bullenheimer sprechen.

Aus seinen Reden ging hervor, daß er die Geschichte der Schloßbewohner mit aufmerksamen Augen verfolgt hatte. Er wußte sogar, daß die Dienstboten abgezogen waren und daß Noth in der Familie herrschte. Dann schloß er: Es ist also die höchste Zeit zu helfen, damit kein Unglück geschehe.

Der Pastor, der ihm gespannt zugehört hatte und der ihn auch ruhig bis zu Ende reden ließ, erwiderte bedächtig: Eile mit Weile, mein junger Herr! Ich habe in dieser Angelegenheit auch eben einen Brief von Ihrem Oheim erhalten, dessen Meinungen ganz mit den meinigen übereinstimmen. Sie wollen auf einmal, daß der Oheim der Familie zunächst mit einer beträchtlichen Summe aushelfe. Sie wollen ferner dem Baron die Erlaubniß zur Jagd wieder ertheilen. Sie wollen drittens, daß ich für Sie Zusammenkünfte mit Felicitas vermitteln soll, weil Sie gesonnen sind, das Mädchen zu heirathen. Dagegen läßt sich allerlei einwenden. Was den Punkt des Helfens angeht, so will ich von dem schweigen, was in dieser Beziehung schon geschehen

ist. Würden Sie es wagen, dem Baron ein Almosen zu bringen, so stehe ich nicht dafür, daß er Sie noch einmal vor die Thür setzte. Wählen Sie aber den Weg, ihm auf anonyme Weise Summen zu übermachen, so wird er solche Zuflüsse für Wunder erachten, aber niemals an die rechte Quelle denken. Auch möchte die Anwendung nicht die beste sein, indem er das Geld wieder in seinem nichtsthuerischen, ideellen, mit Adelsflausen durchwirkten Leben verzehrte, statt es durch Fleiß und Nachsehen zu vermehren. In Beziehung der erneuten Jagderlaubniß muß ich Sie auf Ihre eigene Handlungsweise zurückführen. In einer vielleicht zu aufbrausenden Art, zu der Sie auch wol ein übereiltes Rachegefühl trieb, haben Sie dem alten Herrn das unbefugte Handwerk gelegt. Ihr Oheim schreibt mir nun, daß er nie und nimmer zu diesem Schritte übergegangen sein würde. Da es aber einmal geschehen sei und da das Recht für ihn wäre, könne er sich nicht entschließen, aufs neue dem Unrecht Thür und Thor zu öffnen, weil die verkehrten Anschauungen des Barons dadurch nur erhärtet werden möchten und weil er dann aufs neue eine Bestätigung seiner lächerlichen Standesvorurtheile erhalten würde. Endlich aber theilt Ihr Oheim meine Meinung wegen Ihrer Liebe zu Felicitas. Die Jugend ist veränderlich in ihren Leidenschaften und ihr Geschmack geht heute nach Nord und morgen nach Süd. Wer weiß wie bald Sie das kleine Ding satt hätten, und da stände ich denn als eine Art Kuppler von der schlechtesten Sorte.

Aber Herr Pastor, fiel ihm jetzt Ernst, der bis dahin

still geschwiegen hatte, heftig in die Rede. Wie können Sie an der Heiligkeit meines Gefühls zweifeln?

Es mag so heilig sein, wie es will, erwiderte der Geistliche. Ich darf mich nicht in diese Sache mischen. Der Baron von Bullenheim ist zudem Herr und Meister über das Mädchen. Er aber will nichts von Ihnen wissen. Soll ich, der ich Frieden zu stiften habe, nun Streit entfachen? Soll ich, der ich über das vierte Gebot zu predigen habe: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest auf Erden", die Kinder gegen die Aeltern aufwiegeln? Nimmermehr! Gehen Sie in dieser Sache Ihren eigenen Weg, lieber Ernst. Ich will Sie nicht hindern. Dasselbe darf ich von Ihrem Oheim sagen, der Sie für einen ehrlichen und vernünftigen jungen Mann hält.

Aber die Lage dort ist ja entsetzlich! rief Ernst aus.

Und wodurch ist sie entsetzlich? fragte der Pfarrer. Einzig und allein durch den Baron. Hat Ihr Oheim ihm nicht vor seiner Abreise die schönsten Anerbietungen in der liebevollsten Art gemacht? Hat er nicht echt brüderlich gehandelt? Aber der zähe Freiherr wies den Schwager, den er nicht anerkennt, kalt und starr zurück. Als ihn dann die Noth drängte, hat er voll von Illusionen, wie er ist, die Rettung bei Rittern und Fürsten gesucht, die ihn laufen ließen. Ist eine Heilung möglich, so bringt sie das Leben hervor. Hier muß es beugen oder brechen. Gebeugt hat er sich nicht, also mag der Bruch erfolgen. Dann kommt wieder ein Moment der Rettung.

So bedenken Sie seine Frau und seine Kinder! rief Ernst mit verzweifelter Miene. Sie leiden ja Hunger und Noth!

In demselben Augenblicke hörte man ein Geräusch vor dem Hause. Eine Menschengruppe brachte aus der gegenüberliegenden Kirche, wo der Vicar gerade das Hauptamt abhielt, eine ohnmächtige Gestalt nach dem Pfarrhause. Ernst entfärbte sich, denn es war niemand anders als Felicitas. Felix, Fortunat und Prosper standen mit bleichen Gesichtern, in denen sich der Schrecken mit dem Mangel einte, der armen Schwester bei. Das Mädchen wurde rasch in das Zimmer gebracht und auf das Sofa gebettet. Die Haushälterin holte Wein und Essig. Man rieb die Füße der Ohnmächtigen. Ernst kniete mit verzweiflungsvollen Lauten am Boden und suchte die starren Hände zu erwärmen. Endlich konnte er sich nicht mehr halten. Er bedeckte ihr bleiches Antlitz mit Küssen und gab ihr die süßesten, liebsten Namen. Da schlug sie wieder die Augen auf, selig lächelnd, daß sie den Geliebten erblickte. Es war ein Moment wie damals, wo er sie aus dem Wasser geholt hatte.

Wir haben uns wieder! rief der junge Mann voll Entzücken aus.

Liebst du mich denn noch? fragte Felicitas.

In Ewigkeit! jauchzte Ernst.

Aber der Pfarrer wollte solche Erklärungen in seinem Hause nicht zugeben. Er bat den jungen Mann dringend, das Zimmer zu verlassen, was derselbe auch unwillig genug that, indem er sich in die anliegende

Stube begab. Dann schickte der Geistliche die Brüder, welche sich erst stärken mußten, nach Hause, um dort zu melden, was vorgefallen war, indem er hinzufügte, daß er Felicitas selbst heimbringen würde.

Als der alte Herr sich mit dem Mädchen, von dessen Gestalt und Antlitz übrigens die frühere Frische ganz entschwunden war, allein befand, begann eine weitläufige Beichte, in welcher sie ihm die trostlosen Zustände im Schlosse eindringlich schilderte. Wahrhaftig, es hatte ihr nicht an Bedrängnissen gefehlt. Dieselben waren sogar nicht die geringste Ursache an der Ohnmacht, welche sie in der Kirche befiel. So sehr sie aber auch die Sorgen der Aeltern bedauerte, den größten Kummer hatte ihr doch der Glaube bereitet, daß Ernst ihrer nicht mehr zu gedenken schien. Ernst aber stand lauschend vor der Thür. Er hörte ihre kindlichen, naiven Aeußerungen und schwor ihr mit jauchzendem Herzen unverbrüchliche Treue. Als er genug wußte, schlich er sich von dannen, um vorläufig wenigstens der drängenden Noth ein Ziel zu setzen. Der Pfarrer aber brachte am Nachmittag das Mädchen, das er erst noch bei sich zu Tische behalten hatte, nach dem Schlosse.

So kam denn doch wieder jemand in das alte Nest, dem ein Stern der Hoffnung aufgegangen war. Denn während die Bewohner der Burg sich all ihren traurigen, verdrießlichen Stimmungen überließen, zuckte ein neues Leben auf in dem jungen, so leicht zur Fröhlichkeit gestimmten Gemüthe des liebenswürdigen Kindes. Nun wußte sie doch einmal wieder, woran sie lange

gezweifelt hatte, daß Ernst sie noch immer liebe. Er hatte es aufs neue gesagt, es hatte in seinen Augen geleuchtet und in seinen Küssen gebrannt. Merkwürdigerweise machte ihr auch der Vater diesmal keinen Vorwurf, denn die Brüder hatten ihm nichts von Ernst's Anwesenheit im Pfarrhause mitgetheilt, um den ohnedies gebeugten und gereizten Mann nicht noch mehr zu erzürnen. Sie konnte sich also ganz ihren seligen Träumen überlassen und lauschte des Abends im Familienkreise nicht einmal der erneuten Vorlesung der „Herzogstochter von Lützelburg" und den Schicksalen des alten armen Ritters, aus denen die Schloßbewohner sich Muth und Trost holen wollten. Mit einem Gefühle seliger Befriedigung ging sie auch in ihr stilles Thurmkämmerlein, um sich zur Ruhe zu legen. So kalt es war, so öffnete sie doch noch das Fenster und schaute empor in den prächtigen Sternenhimmel der blitzenden Winternacht. Da hörte sie in der Nähe singen. Der Ton scholl von der Stelle, wo einst die Pappel über den Teich lag. Es war ihr Lieblingslied:

Mein Herz ist so leicht und so froh und frank,
Nie hat mir so hell das Leben gelacht.

Das war offenbar die Stimme Ernst's, der ohne Zweifel Licht in ihrem Fenster bemerkt hatte. Sie aber antwortete:

Ich trage den Himmel in meiner Brust,
Sei gegrüßt, du schöne Liebeszeit.

Da löste sich aus dem Walde eine Gestalt, die über den Schnee und den dichtgefrorenen Teich glitt und

dem Thurme, in dem sie ihr Schlafzimmer hatte, zueilte. Ja, es war Ernst. Er flüsterte ihr hinauf, daß er unten am Thurme etwas hingestellt habe, sie solle es morgen holen. Der Korb sei für alle, obendrauf aber liege ein Brief für sie, den sie niemand zeigen dürfe. Ueber diesem Flüstern wurde ein Hund unruhig und fing mächtig an zu bellen. Ernst entfloh so rasch, wie er gekommen war. Felicitas aber schloß fast die ganze Nacht kein Auge.

Am nächsten Morgen, als es Tag war, verließ sie vor allen andern das Haus und fand unten an ihrem Thurm einen Korb, dessen Deckel sie aufhob, um den obenliegenden Brief zu erhaschen und ihn in ihrem Busen zu verstecken; dann hob sie die schwere Last auf und trug sie die Treppe hinauf nach der Imbißkammer.

Dort hatten die Aeltern mit den Söhnen in ernstem Gespräch gesessen und sich berathen, ob sie sich in der gegenwärtigen Noth nicht doch am besten an die Güte des versöhnlichen Herrn Reimbold wenden sollten. Die Baronin zeigte bei dieser Gelegenheit, daß sie große Lust verspürte, sich von ihren bisherigen aristokratischen Ansichten zu trennen. Der alte Herr aber konnte sich noch immer nicht zu einem solchen Schritte entschließen, der, wenn er auch nützlich war, doch nicht adelich genannt werden durfte. Gleichwol war er in einem innerlichen Kampfe begriffen. Da trat Felicitas ein, die alle Mühe hatte, den schweren Korb fortzuschleppen.

Was bringst du, Kind? fragte die Mutter.

Einen Korb, sagte die Tochter, den ich diesen Morgen vom Fenster aus unten an meinem Thurm stehen sah.

Alle fielen darüber her. Und welche erstaunten Gesichter gab es erst, als der Inhalt sich entwickelte! Zwischen dem Geflecht lagen ein Hahn, Hühner, Würste, ein Schinken, Brot, Kaffee, Reis, Zucker und noch sonstige Eßwaaren neben Flaschen, die mit altem, starkem Wein gefüllt waren. Der Vorrath konnte reichlich für eine ganze Woche dienen. Seit langer Zeit fingen die Augen der Anwesenden wieder einmal an zu strahlen, seit langer Zeit stellte sich wieder zum ersten mal ein Gefühl von Behaglichkeit und Zufriedenheit ein. Während des Auspackens riethen die Söhne hin und her über den wahrscheinlichen Spender der Gaben. Als aber der Korb ganz und gar geleert war, fand sich auf dem Boden ein Zettel mit den geheimnißvollen Worten: „Der Herzogstochter von Lützelburg Glück zur baldigen Erlösung! Die Gabe wiederholt sich alle acht Tage, wenn der Vorwitz das Siegel des Geheimnisses nicht zu lösen trachtet!“

Der Baron war starr vor Staunen. Sein alter Wunderglauben tauchte wieder lebendig auf. Wie seltsam spielte sogar der Zufall, da sie erst gestern Abend die Geschichte aufs neue gelesen hatten. Gleichwol fragte er die Kinder aus, ob sie andern Leuten davon gesprochen hätten. Felicitas wurde noch besonders zur Rede gestellt. Sie verleugnete aber standhaft die Mittheilung ihres Traumes. So wollte er denn auch nichts davon wissen, daß der Pastor die Gaben geschickt habe.

An Herrn Reimbold, der in der Ferne war, und an Ernst Bracht, der sich so feindlich gegen die Familie gestellt hatte, wurde gar nicht gedacht. Der alte Herr bildete sich deshalb wieder steif und fest ein, daß nächstens ein Fürst erscheinen und Felicitas als seine Tochter holen, und daß er selbst dann wieder reich, angesehen und mit Aemtern belohnt werden würde. Und so lehnte er die erneute Anfrage seiner Gemahlin, ob sie nicht dennoch die Güte des Herrn Reimbold in Anspruch nehmen sollten, entschieden ab.

Traten nun auf einmal bessere Zeiten für die freiherrliche Familie ein, so begannen für Felicitas wahrhaft goldene Tage. Ernst hatte ihr in dem Briefe sein ganzes Herz ausgeschüttet. Und es war ein reiches, heißes, gutes Herz, das ihr in Glanz und Reichthum, wie in Leid und Armuth zugethan blieb und das, wie die Zeiten auch gehen würden, ihren Besitz als Zweck und Ziel des Daseins ansah. Er gab ihr zugleich einen hohlen Baum in der Lindenallee an, wo sie ihre Antwort verbergen solle, damit er sie sicher finde. Auf diesem Wege entspann sich nun ein heimlicher Briefwechsel. Es verging fast kein Tag, wo nicht Billets in das Loch der Linde wanderten und daraus geholt wurden. Zugleich war aber auch wieder der Mangel aus dem Schlosse geschwunden, denn der Korb füllte sich durch unsichtbare Hände alle Sonntage an der bewußten Stelle. Es durfte dabei nach des abergläubischen Barons Befehl kein einziges Auge den Bringer zu entdecken suchen. So entschwanden die zwei letzten Wintermonate, die so überaus kalt und hart waren,

daß der Frost fast nicht aufhörte, zwar in Spannung, aber unverhältnißmäßig heiterer wie die letzte Zeit des verflossenen Jahres.

Am ersten März aber war der unselige Tag, wo Peter Butz wieder auf dem Schlosse erscheinen sollte. Und der schlaue Gläubiger ließ nicht auf sich warten. Er führte sich wieder in jener Weise bei dem Baron ein, die wir bereits kennen. Erst zahm wie ein Ohrwurm, fiel er bald in einen lamentabeln Ton, daß der alte Herr ihm das Geld nicht geben könne und daß er ein ruinirter Mann sei, und endlich hatte er neue Vermittelungsvorschläge, die diesmal aber auf nichts anderes hinausgingen, als daß er dem Baron Zeit geben wollte bis Ende Mai. Würde aber alsdann die Zahlung von funfzehnhundert Thalern nicht geleistet, so sollte das Schloß mitsammt den Mobilien ohne weiteres an den wucherischen Wirth abgeliefert werden. In diesem Punkte hatte er sich aber bei dem Schloßherrn, den er um die Finger wickeln zu können glaubte, verrechnet, denn derselbe konnte den Gedanken, sich von seinem Familiensitze zu trennen, ebenso wenig fassen wie den Verlust seines Adels. Kurz, er wies den Wucherer, der seinerseits an einen Verdienst von wenigstens viertausend Thalern dachte, wenn er das Schloß an Ernst verkaufte, mit barschen Worten ab, und als derselbe gar mit Gericht und Verurtheilung drohte, warf er ihn mit seinem alten feudalistischen Hochmuth aus der Thür.

Als Peter Butz sich aber in seinen Erwartungen getäuscht sah, kam eine entsetzliche Wuth über ihn. Da er nun auch wirklich der Mann war, zum Aeußersten

zu schreiten, so lief er spornstreichs zum Richter, um den Proceß gegen den Baron einzuleiten. Alle Versuche, den heftigen Mann zu gelindern Maßregeln zu bestimmen, scheiterten an dessen Hartnäckigkeit. Der Richter, welcher den Schuldschein richtig befand, sah sich zuletzt gezwungen, seinen Spruch zu thun und einen Verhaftsbefehl gegen den nicht erschienenen Beklagten auszustellen und einen Termin für den Verkauf des Gutes festzusetzen, wenn die bewußte Summe nicht erlegt würde. Die Sache war bald ruchbar zu Bullenau. Sie kam auch an den Baron, der sich mit der größten Energie äußerte, er würde sich mit den Seinigen auf Tod und Leben wehren und lieber eines ehrlichen Todes bei der Vertheidigung des Schlosses sterben, ehe er sich dem niedrigen, betrügerischen Wirth ergebe. Ein neuer Schrecken ging durch das Schloß: Felicitas aber theilte die Lage der Dinge ihrem Geliebten mit, der ihr in einer raschen Antwort Vorschläge über ihr Benehmen zukommen ließ. Ernst war auch jetzt noch einmal zu dem Pfarrer gegangen und hatte ihm von einer Bürgschaft, die er stellen wollte, gesprochen. Aber der geistliche Herr war ihm wieder mit so triftigen Gründen entgegengetreten, daß der junge Mann sich in den Willen desselben ergab.

So kam denn der verhängnißvolle Tag, an dem die Verhaftung des Barons vor sich gehen sollte. Der alte Herr aber, der von dem bevorstehenden Ereigniß Kunde erhalten hatte, war nicht müßig gewesen. Das Schloß befand sich im Vertheidigungszustand. Die Zugbrücke am Weiher, die in den letzten Zeiten stets niederge-

lassen hing, war frei vom Frost, und er hatte nicht versäumt, sie mit seinen Söhnen in die Höhe zu ziehen. Außerdem waren von ihm und seinen Sprossen die in der Stadt gekauften Gewehre eingeschossen worden. Es befand sich noch Pulver aus früherer Zeit im Schlosse. Kugeln wurden aus dem Blei der alten Söllerfenster gegossen und lagen in blanker Fülle vor ihnen. Ueberdies hatte man den Versuch gemacht, die Thür zu verrammeln, und die Fenster gewählt, aus denen man im Nothfalle auf die Eindringlinge schießen könne. Es ging auf Tod und Leben. Man war auf ein mächtiges Blutvergießen gerüstet und gefaßt.

Als der zornmüthige Peter Butz mit den Gerichtsdienern in der Lindenallee erschien, knallten einige Schüsse aus der Burg, die den Willen der Schloßbewohner, sich mit aller Anstrengung zu vertheidigen, anzeigen sollten. Gleichwol nahten die Ankommenden dem Graben, dessen Zugbrücke sie aufgezogen fanden. Sie stellten eine Forderung um Einlaß, wurden aber von dem Baron mit der entschiedenen Antwort abgewiesen, daß er seine Freiheit nur mit dem Leben lassen würde. Was war da zu thun? Butz zog sich nach einer kurzen Unterredung mit den Gerichtsdienern zurück, aber um schon an demselben Nachmittage mit einigen Landreitern und einem Trupp Bauern, die allerlei Geräthschaften trugen, zurückzukehren. Die Aufforderung wurde nochmals wiederholt und in gleicher ablehnender Weise beantwortet. Da blieb denn nichts anderes übrig, als den hartnäckigen Schuldner mit Gewalt zu ergreifen. Butz hielt eine tapfere und feurige Rede, in welcher er auseinan-

versetzte, daß er den Räuber fangen müsse, und wenn es ihn noch einmal soviel Geld koste als die Summe, um die er betrogen worden sei. Zugleich ließ er es nicht an Branntwein fehlen, um die Häupter des Belagerungsheeres in eine möglichst tapfere Stimmung zu versetzen.

Und so begann die regelmäßige Bestürmung, welche ein Landreiter leitete. Da es vor allen Dingen nöthig war, den Graben zu überschreiten, so wurden die Bauern angewiesen, die langen Balken, welche sie mitgebracht hatten, über den Weiher zu schieben, um auf diese Weise eine Brücke oder ein Floß zu schaffen. Zugleich versuchten die Soldaten vermittelst scharfer Schüsse die Kette der Zugbrücke zu sprengen, was aber nicht gelingen wollte. Da nun der Baron sah, daß die Sache wirklich ernst wurde, so wollte er den mit diesen Arbeiten beschäftigten Leuten zwar den Beweis liefern, daß er sowol wie seine Söhne zu treffen wüßten, daß er aber auch geneigt sei, sie zu schonen, wenn sie nicht das Aeußerste wagten. Er heischte deshalb seiner kleinen heiligen Schar, neben die Leute ins Wasser zu schießen. Acht Schüsse donnerten plötzlich in das Thal, an dessen Hügelwänden das Echo laut und mächtig widerklang. Um die Arbeitenden aber warf das Wasser plötzlich Wellen von den hineinzischenden Kugeln. Also war es dem alten Manne doch Ernst! Das hatten die Leute nicht erwartet. Die Belagerer schreckten in der That eine Weile zurück und versteckten sich hinter den Bäumen, die in der Runde standen. Peter Butz war der erste, dem das Herz in die Hosen sank. Mit blassen Mienen

rief er aus: Da habt ihr's! Der alte Baron ist nicht allein ein Räuber, er ist auch ein Mörder. Gott steh uns bei! Er muß an den Galgen! Es wollte indeß keiner mehr heran. Selbst den Landreitern verging der Muth. Mittlerweile aber hatte ein junger, kecker Bursche, der Peter Butz und seine Getreuen als Freiwilliger begleitete, von Schilf und Gestrüpp verborgen, einen Kübel in den Teich gebracht und ungesehen von den Kämpfern im Schlosse die Tiefe überrudert. Dann war er am jenseitigen Ufer hinaufgeklettert, hatte sich wie eine Katze geheimerweise an die Kette der Zugbrücke geschlichen und dieselbe gelöst, sodaß sie plötzlich rasselnd niederstürzte. Ein Jauchzen der Belagerer erklang, denn sie meinten die Feste sei jetzt genommen.

Und sie war auch so gut wie in den Händen des Feindes, denn als der Baron und seine Söhne nach dem Schreckschuß wieder laden wollten, bemerkten sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung, daß ihnen das Pulver ausgegangen war. Und doch hatten sie ihre Flinten noch ganz gut versorgt, nachdem am Morgen Peter Butz mit den Gerichtsdienern erschienen und wieder seinen Abzug gehalten hatte! Es erinnerte sich sogar ein jeder, daß am Morgen sein Pulverhorn noch gefüllt war. Der Baron schritt nun voller Verdruß dazu, die Krüge zu suchen, in denen er den übrigen Pulvervorrath aufbewahrte. Aber auch diese waren nicht mehr vorhanden. Bei Gott, das schien nicht mit rechten Dingen zugegangen zu sein! Jedoch wer hatte jetzt Zeit, die Sache zu ergründen! Schwerlich wäre ihnen auch der Gedanke gekommen, daß Felicitas auf den

Rath, den Ernst ihr im letzten Briefe gab, die gewaltigen Streiter kampfunfähig gemacht habe, indem sie die Krüge ins Wasser warf und die Pulverhörner aus dem Fenster leerte. So war guter Rath theuer. Indeß der Baron wußte einen Ausweg. Er bewaffnete sich und seine Söhne mit den Schwertern, Helmen und Panzern des Rittersaals und ermuthigte seine Kämpen zum männlichen Zweikampf, wobei er es an Fluchen und Beschwören nicht fehlen ließ. Als die Rüstung beendet war, rief er zum Fenster hinaus: Heran ihr Schurken! Schießen können wir nicht mehr, weil wir kein Pulver haben. Aber ihr sollt die Schärfe unserer Schwerter erproben!

Der Feind war, nachdem er keine Kugeln mehr pfeifen hörte, aus seinen Schlupfwinkeln hervorgetreten. Auf die Einladung des Barons antwortete er mit einem lauten Gelächter, zumal die behelmten Häupter und die langen rostigen Schwerter sich an den Fenstern in der That ziemlich komisch ausnahmen. Vorläufig war die Brücke passirt und der Garten des Barons ohne Blutvergießen genommen. Die Belagerer schöpften daraus die gerechte Hoffnung, daß sie auch ohne Blutvergießen Herren und Meister der Burg werden würden. Peter Butz, der sich als Familienvater bei dem Knallen der Gewehre am sichersten zu schützen gesucht hatte, aber sehr gut wußte, daß alle rostigen Degen in der Weite keinen Schaden thun, begann aufs neue die Landreiter und Bauern zu frischen Heldenthaten anzuspornen, zumal da der Sieg der großen Schar gegen einen alten Mann und drei Knaben ganz unzweifelhaft erschien.

Außer den Waffen der Soldaten sollten jetzt auch die Heugabeln, Aexte und Sensen zum Streit gebraucht werden.

Und so wurde denn, nachdem man durch die Umfassungsmauern gedrungen war, ein Angriff auf die große Treppe unternommen. Die kühnen Belagerer kletterten mit dem Muth der Verzweiflung die unbestrittenen Stufen hinan und begannen schon an der verrammelten Thür zu rütteln, als sich hinter ihnen ein entsetzliches Halt! hören ließ. Alle glaubten sich im Rücken angefallen und wandten erwartungsvoll die Häupter, um den gewaltigen Rufer zu erblicken. Dieser war aber niemand anders als Ernst Bracht mit einigen zerlumpten armen Bauern, bei deren Anblick Peter Butz sich entfärbte. Der junge Mann rief dem Wirth zum Blauen Trompeter gebieterisch, er möge näher treten, was dieser auch auf der Stelle that. Die Stürmenden ruhten. Ernst und Butz traten beiseite, und der erstere sagte dem letztern: er habe die Beweise, daß er ein Wucherer sei, in den Händen, die Zeugen befänden sich bei ihm. Der Wirth möge auf der Stelle von der Verhaftung des Barons abstehen, oder Ernst würde die gerichtliche Verfolgung gegen seine Vergehen veranlassen, die ihm jedenfalls mehr Schaden thun würde, als ihm sein jetziges Unternehmen Nutzen bringe. Der Wucherer, der bei dieser Erörterung wie ein Espenlaub zitterte, war auf der Stelle bereit, Folge zu leisten. Er erklärte dem Gerichtsdiener und den Landreitern laut, sein Recht auf anderm Wege suchen zu wollen. Alle erschienen

zufrieden, mit heiler Haut abzuziehen, was sie auch auf der Stelle zur Ausführung brachten. Keiner aber war mehr verwundert über die plötzliche Beendigung der Belagerung, wie der mit seinen Söhnen bis auf die Zähne gewaffnete Baron.

Zwölftes Kapitel.

Den Bewohnern des Schlosses schien die Ruhe, welche dieser heftigen Scene folgte, fast räthselhaft. Peter Butz, die Landreiter, die Bauern und Ernst Bracht waren verschwunden, ohne daß man weiter von ihnen hörte. Ja es ließ sich außer dem Gerichtsdiener, der aber jedesmal von den Söhnen abgewiesen wurde, kein Feind sehen, trotzdem die Ketten der Zugbrücke, welche von dem heftigen Falle derselben bei der Belagerung zerschmettert worden waren, nicht mehr geflickt wurden. Es durfte jetzt jedermann ungestört das Eigenthum des Barons betreten, und doch fiel es keinem Menschen ein, seinen Fuß hineinzusetzen. Da überdies die wöchentliche Füllung des Korbes für die Herzogstochter von Lützelburg vor sich ging, so konnte auch die Begierde der Speise und des Tranks gestillt werden. Man lebte in der That fast so ruhig und heiter wie im Märchen. Schier wollte es scheinen, als wäre die Zeit der Wunder doch noch nicht ganz vorüber. Nur einmal wurde der Baron aus dem behaglichen Gefühle, dem er sich hinzugeben begann, geweckt. Und das war an

dem Tage, wo seine Söhne ihm eines Morgens die Nachricht brachten, daß an der Schloßthür ein verfängliches Papier hinge. Er ging hinaus und las, daß das Haus Bullenheim auf Antrag des Peter Butz in Bullenau am fünfzehnten Mai gerichtlich versteigert werde. Da wurde es aber doch dem Baron plötzlich grün und gelb und blau vor den Augen.

Der Grund, warum der Besitzer durch diese Thatsache so überaus überrascht wurde, lag hauptsächlich in dem Umstande, daß er alle gerichtlichen Ladungen unberücksichtigt gelassen und keinen einzigen Termin besucht hatte, bei welchen Gelegenheiten er denn allerdings wol klar über die Lage seiner Verhältnisse hätte werden können. In gleicher Weise war auch der Gerichtsdiener jedesmal von ihm abgewiesen worden, denn er wollte weder auf dessen Wort hören, noch die Papiere, welche derselbe brachte, in Empfang nehmen. Und dies geschah nicht etwa aus bösem Willen, sondern weil der alte Herr des guten Glaubens lebte, ein Edelmann stehe heutzutage gerade so wie in alten Zeiten unter einer exceptionellen Gerichtsbarkeit und es sei nicht allein eine Anmaßung, sondern auch ein unverzeihlicher Irrthum, daß der Richter sich erlaube, ihn vor die Schranken zu rufen. Mitunter kam ihm sogar der Gedanke, daß die Leute, welche ihm so oft Aufträge und Acten brachten, nur ihren Possen mit ihm trieben. Da er auch nach der Lesung der Verkaufsanzeige bald wieder von diesen Ansichten erfaßt wurde, so begann er sich zu beruhigen. Aber auch gesetzt den Fall, es könne ihm in der That etwas Unangenehmes begegnen, so hatte

er in der letzten Zeit doch wieder so viele seltsame an das Wunder streifende Erlebnisse durchgemacht, daß er auch diesmal in vollem Gottvertrauen darauf baute, es werde in der Stunde der Noth irgendein unvorhergesehenes Ereigniß eintreten, welches alle Wirren seiner verdrießlichen Angelegenheiten lösen müsse.

Und so ließ er denn den fünfzehnten Mai mit einer seltenen Geistesruhe herankommen. Seine Gemahlin und seine Söhne theilten aber keineswegs dieselben Gefühle. Sie ahnten nicht allein, daß der Schiffbruch bevorstehe, sie waren auch voller Sorge über den Zustand des Schloßherrn, über den eine ungewöhnliche Abspannung und Erschlaffung kam, sodaß sie für seine Gesundheit fürchteten. In der letzten Zeit hatte die Baronin noch mehreremal das Gespräch auf die Anerbietungen des Herrn Reimbold gebracht, und bei diesen Gelegenheiten wagten es sogar die Söhne, sich den Wünschen der Mutter anzuschließen und dem Vater vorzustellen, daß sie gern bereit wären, sich in der weiten Welt ein ehrliches Unterkommen zu suchen, damit sie sich einst im Stande befänden, den alten Aeltern beizustehen. Aber er lehnte solche Anerbietungen regelmäßig ab, nur mit dem Unterschiede, daß er seine alte Heftigkeit verloren hatte und daß er jetzt stets in milder Weise seinen Bescheid ertheilte. Die Seinigen vermochten natürlich seine Sorglosigkeit in dem gefährlichsten Zeitpunkte nicht zu begreifen. In der That lag auch ein seltsamer Unterschied in den gramvollen Gesichtern der Frau und der Kinder und dem fast lächelnden Ausdruck des alten Mannes. Nur Felicitas theilte seine Stimmung. Sie

sah wieder frischblühend und jugendlich heiter aus. Bald ging sie träumend, als erblickte sie im Geiste eine selige Zukunft, bald ging sie singend:

Mein Herz ist so leicht und so froh und so frank, — durch das Haus. Sie wußte eben, was sie wußte. Und der alte Herr betrachtete das lustige Kind oft mit zufriedenen Augen. Es war, als ob er aus ihrer fröhlichen Erscheinung Beruhigung schöpfe.

Der Frühling war unterdessen in wunderbarer Frische, Fülle und Schönheit über das Land gekommen. Das Thal lag in grüner schimmernder Helligkeit. Die Wiesen standen voller Blumen. Um das alte Schloß blühten die Obstbäume. Die Vögel schmetterten von allen Zweigen. Es war als sollte hier ein Auferstehungsfest gefeiert werden. Man konnte sich aber keinen lichtern Tag denken als jenen, der für die freiherrliche Familie der dunkelste werden sollte. Was hörten und sahen denn auch von all dem süßen, schwellenden, überströmenden Maijubel die Schloßbewohner, als sie von allen Seiten am Morgen die Leute der Gegend ihrem Stammsitz entgegenwandern sahen! Ein solcher Verkaufstag ist nämlich auf dem Lande eine Art von Fest, an dem ein jeder sich zur Theilnahme herandrängt. Die einen werden von der Neugierde getrieben, die in diesem Falle um so größer war, als sie ein altes, seit Urzeiten im Lande ansässiges Haus in Trümmer gehen sehen wollten, und als sie in den letzten Wochen noch allerlei Wunderdinge über die Vorfälle zu Bullenheim gehört hatten; die andern aber glauben bei solchen Gelegenheiten einen wohlfeilen Kauf zu thun, was hier um so mehr zu er-

warten stand, als das Schloß eine Menge von alten Geräthen barg, die der Wohlhabende nicht sucht, die aber dem schlichten Landmanne noch manchen Dienst leisten können. Und so kamen denn ganze Scharen von Bauern aus den umliegenden Dörfern und Gehöften, welche sammt und sonders den Weg durch die neuergrünte Lindenallee einschlugen und über die sonst so wohl versorgte, seit der Belagerung aber herabgelassene Brücke eintraten.

Der Raum innerhalb der Umfassungsmauern war bald ganz schwarz von Menschen, die sich hier und dort den alten Prassel, der umherlag, anschauten. In das Schloß wagte keiner einzudringen. Von einem so kühnen Versuch hielt auch die Keckſten diesmal ein Gefühl alter Achtung vor dem sonst braven und menschenfreundlichen Besitzer und das Mitleid mit dem Unglück ab. Erst als die Herren vom Gericht erschienen und erbarmungslos geradeswegs die Treppe erstiegen, ging die Menge nach. Die ganze Schar drängte sich in den Rittersaal, wo der Baron mit den Seinigen den Richter, den Notar, die Schreiber, Amtsdiener und Landreiter empfing. Peter Butz, der leider seinen Handel mit Ernst Bracht vereitelt sah, schloß sich mit seinem schlauen, aber augenblicklich durchaus nicht freudigen Gesichte an. Zugleich wurde dem Schloßherrn ein Act vorgelesen, aus dem hervorging, daß das Gut auf den Schuldschein des Anklägers Peter Butz zum Verkauf ausgestellt werde und daß das Gericht zu dieser Entscheidung übergegangen wäre, weil der Baron keiner einzigen gerichtlichen Vorladung Folge geleistet und auch

sonst keinen Einspruch erhoben habe. Der alte Herr hörte der Vorlesung schweigend und sogar theilnahmlos zu. Und so konnte denn der Verkauf vor sich gehen.

Das Schloß mit dem umgebenden Garten sowie mit seinen sämmtlichen Geräthen wurde jetzt im Ganzen ausgesetzt zu sechstausend Thalern. Peter Butz, der sich mit lauernden Blicken umsah und zu seiner Freude bemerkte, daß keiner der Anwesenden im Stande war, ihm den Besitz streitig zu machen, that das erste Gebot zu tausend Thalern. Es blieb lange still. Der Ausrufer erhob seine Klingel und rief, ob niemand besser biete? Butz schleuderte unheimliche Blicke durch die Versammlung: er dachte wieder an den Handel mit dem jungen Herrn. Die Frage, mit der Klingel begleitet, wurde wiederholt. Da trat der Pastor durch die offene Thür. Tausend ist geboten, scholl es ihm entgegen, niemand besser? Der Geistliche rief: Zweitausend. Dasselbe Verfahren wiederholte sich. Endlich tönte die Klingel zweimal. Da rief Butz wüthend: Zweitausendeinhundert! Jetzt erschien Ernst Bracht und erhöhte die Summe gleich auf viertausend. Der Wirth wurde kreideweiß und setzte sich wüthend nieder. Gleichwol fügte er noch hundert hinzu. Aber kaum hatte er die Zahl ausgesprochen, da vernahm er aus dem Munde des Herrn Reimbold, der in den Saal drängte: Sechstausend Thaler! Gleich hinter ihm folgte ein schlanker fremder Herr mit einer eleganten tiefverschleierten Dame und zwei schönen frischen Knaben. Sein Gebot lautete auf zehntausend Thaler. Hatten schon die frühern Summen die Leute veranlaßt, ihre

Köpfe zu den neu Erschienenen umzuwenden, so war dies jetzt noch mehr der Fall. Zugleich ging ein lautes Murmeln durch das Gemach. Der Preis erschien nach den höchsten Schätzungen um die Hälfte zu hoch. Des Fragens war kein Ziel und Ende; aber keiner vermochte dem Nachbar Aufschluß über die Leute zu geben. Unterdeß verfolgte der Ausrufer mechanisch sein Geschäft. Er klingelte und fragte: Niemand besser? Er klingelte zweimal und wiederholte die Frage nach einem höhern Gebot. Endlich klingelte er dreimal: das Schloß war zugeschlagen.

Der Notar fragte nach dem Namen des Käufers. Der Fremde trat vor und sprach: Der neue Eigenthümer ist der Baron Florentinus von Bullenheim zu Bullenau. Dann schritt er auf Felicitas zu, die er an das Herz drückte. Das überraschte Mädchen, das nicht wußte, wie es sich die Sache deuten sollte, ließ es ruhig geschehen. Die fremde Dame entschleierte sich und lachte und weinte vor Freude, als sie gleichfalls das schöne reizende Geschöpf umarmte und es mit tausend Küssen und Schmeichelworten liebkoste. Der Pastor, Herr Reimbold und Ernst umstanden die Scene in stiller Rührung. Die Herren vom Gericht verharrten in staunendem Schweigen. Das Gesicht des alten Barons spannte sich in ängstlicher Erwartung. Seine Frau zitterte und seine Söhne begriffen nichts von der Scene. Das Volk im Kreise verhielt sich still wie in der Kirche.

Lassen Sie mich Ihnen die Lösung des Räthsels geben! sprach dann der Fremde zu dem Richter und

Notar. Dieses Mädchen ist meine Tochter. Ich habe sie dem Herrn Baron zur Erziehung anvertraut. Er hat das Kind wie sein eigenes gehalten und geheißen. Dafür schulde ich ihm mehr als den Preis, den ich für das Schloß bot. Ich werde mich mit dem alten Herrn abzufinden wissen. Hier aber deponire ich die Summe, sprach er, indem er das Geld in Papieren überreichte. Zahlen Sie die Schuld, die auf dem Gute lastet, und händigen Sie den Rest dem Eigenthümer ein.

Alle diese Worte konnten die allgemeine Ueberraschung nur steigern.

Der Fremde aber fuhr, auf den Baron zutretend, fort: Ihnen aber, verehrter, würdiger Mann, lassen Sie mich meinen unaussprechlichen Dank sagen.

Er wollte den Baron umarmen. Dieser aber stürzte unter der Last der Eindrücke zusammen, indem er noch stotterte: Die Herzogstochter von Lützelburg. Er lag sprachlos mit stieren Augen am Boden.

Auf die ungewöhnliche Freude, die der ganze Kreis, außer Peter Butz, theilte, folgte ein jäher Schrecken. Vor allen Dingen galt es, dem armen Kranken, den die Freude niedergeschmettert hatte, Beistand angedeihen zu lassen. Er wurde zu Bett gebracht. Man rieb ihn mit Wein und kostbaren Essenzen, mit denen die fremde Dame aushalf, und brachte ihn allmählich ins Leben zurück. Da ihm aber die Sprache noch immer versagte, so wurde ein geschickter Arzt herbeigeholt, der ihn mit der größten Umsicht und Sorgfalt pflegte, während ihm Herr Reimbold alles in das Haus schickte, was zu seinem Behagen und seiner Belebung diente.

Die plötzliche Unterbrechung, welche die Erklärungen des Fremden durch den Unfall des Barons erlitten, schickte sowol die Herren vom Gericht wie die Leute der Umgegend mit einem halbgelösten Räthsel nach Hause. Die gänzliche Klarheit desselben ließ aber nicht lange auf sich warten. Der Vater der Felicitas war nämlich niemand anders als Adolf, der verschollene Sohn des Herrn Reimbold, mit seiner Frau und seinen Söhnen, von dem wir bereits wissen, daß er als achtzehnjähriger Jüngling, gegen den Willen der Aeltern, das hübsche Waisenkind entführte, mit welchem er auf- und davonging. Der jugendliche Trotzkopf, der sich geschworen hatte, aus eigener Kraft etwas zu werden, hielt sich zunächst fast ein Jahr lang in der Nähe des Vaters verborgen, ohne daß er Aussichten gehabt hätte, seine Plane durchzusetzen. So gerieth er denn von Tag zu Tag in größere Bedrängnisse, als sich ihm plötzlich die Gelegenheit bot, eine kaufmännische Stelle in Ostindien zu erhalten. Nun aber kam seine Frau gerade in Wochen, als sein Vertrag ihn abrief. Ohne sein Weib wollte er nicht in die Ferne, aber das Töchterchen, das auf der langen Seereise den schlimmsten Zufälligkeiten entgegengehen konnte, entschlossen sich die jungen und noch leichtfertigen Aeltern im Lande zu lassen. Sie beriethen hin und her, bis sie zu dem Entschlusse kamen, das Kind vor dem Schlosse Bullenheim auszusetzen, wo, wie sie wußten, auch in der nächsten Zeit die Geburt eines Sohnes oder einer Tochter bevorstand. Die Wahl war um so gerechtfertigter, da sie den Baron und seine Gemahlin als

ehrenhafte Leute kannten. Zudem war er ja auch der Oheim des jungen Reimbold. Und so geschah denn, was wir bereits wissen. Das junge Paar segelte darauf in das ferne Land, wo es noch mit mancherlei Hindernissen zu kämpfen hatte, bis es dem zähen und starrsinnigen Adolf erst in den letzten Jahren gelang, sich selbständig zu machen. Nun wurde aber auch in kurzer Zeit ein großes Vermögen erworben und dann erst der Beschluß gefaßt, in die Heimat zurückzukehren, denn der junge Reimbold blieb seinem Schwure, nicht als Bettler heimzukommen, getreu. Seine Liegenschaften wurden zu Geld gemacht, und so zog er mit seiner Frau, die sich in allen Bedrängnissen des Lebens als ein treues, starkes Weib bewährt, und mit zwei schönen blühenden Knaben, die im fernen Lande das Licht der Welt erblickt hatten, in die Heimat.

Man kann sich die Freude des alten Vaters denken, der seinen Sohn für verloren hielt, weil der Trotzkopf ihm in seinen schlimmen Verhältnissen nicht schreiben wollte und weil er, als es ihm endlich gut ging, die Zeit abzuwarten beschloß, wo er persönlich mit den Seinigen in Bullenau erscheinen könnte. Herr Reimbold war erst seit einigen Tagen wieder auf seinem Landsitz angekommen, als Adolf mit den Seinigen in einem großen, eleganten Reisewagen vorfuhr. Der alte Herr dachte so wenig an ein solches Ereigniß, daß er aus dem kräftigen, energischen Manne den störrischen Jüngling von früher kaum herauskennen konnte, als dieser ihm an der Brust lag und seinen Namen nannte. Dann aber war des Jubels und Jauchzens kein Ende.

Als der erste Rausch vorübergezogen, fragte Adolf auch nach der ausgesetzten Tochter, die er beim Baron von Bullenheim zu finden glaubte. Da zerfloß der Alte erst in Thränen der Rührung, denn es hatte ihn immer so seltsam zu dem Mädchen hingezogen, in dem er fast verwandtschaftliches Blut vermuthete und in dem er jetzt seine Enkeltochter erkannte.

Fast waren sie schon im Begriff nach Bullenheim zu fahren, als man an den Verkauf dachte, der am nächsten Morgen dort stattfinden sollte. Herr Reimbold theilte dem Ankömmlinge die Geschichte der Schloßbewohner mit, und es wurde nun jener Plan entworfen, den der Pastor und Ernst, die auch an dem frohen Erkennungsfeste theilnahmen, zur Ausführung bringen halfen. Da wir diese Scene miterlebt haben, so brauchen wir nur noch hinzuzufügen, daß Felicitas, nachdem man den alten, kranken Baron versorgt wußte, im Triumph nach dem Landhause des Großvaters gebracht wurde, der nicht müde wurde, die von Schönheit und Glück strahlende Enkelin zu kosen. Und welche Fülle von Liebe fand sie dann auch bei den lange vermißten Aeltern, die sich an dem reizenden, anmuthigen Mädchen nicht satt sehen konnten, und bei den frischen Brüdern, die erst jetzt der Freude, eine Schwester zu besitzen, theilhaftig wurden! Aber von allen pochte doch keinem das Herz so ungestüm selig, als wollte es geradeswegs in den Himmel fliegen, wie Ernst, der nunmehr ohne Hinderniß und Hemmniß die über alles Maß und Ziel geliebte Felicitas seine liebe, holde, süße Braut nennen durfte.

Im Uebermaß der Freude vergaßen die verständigen Männer aber auch nicht, dem wucherischen Peter Butz seine Strafe zukommen zu lassen. Er wurde zu dem Zwecke vor Herrn Reimbold, seinem Sohn Adolf, Ernst und dem Pfarrer auf das Landhaus beschieden, wo man ihm seine verderbliche Gier mit lebhaftem Tadel vorhielt. Herr Reimbold erklärte sich zwar einverstanden, ihm die tausend Thaler, auf welche sein Schuldschein laute, nicht zu verkürzen. Dafür mußte er sich aber anheischig machen, all den armen Leuten, die er durch übermäßige Zinsen betrogen und aufs Blut gequält hatte, ihr Eigenthum zurückzuerstatten. Für den Fall, daß er sich weigere, wurde ihm eine Anklage in Aussicht gestellt, die ihm nicht allein eine große Geldbuße, sondern auch einige Jahre Gefängniß auf den Hals laden konnte. Anfangs suchte sich der Schurke zwar mit Beschwörung seiner Unschuld herauszulügen. Als ihm aber eine Menge von Zeugen aufgeführt wurden, die bereit waren, seine Schuld zu beschwören, und über deren Wahrhaftigkeit er sich nicht täuschen konnte, nahm er die Vorschläge an und bat um Gnade. Die Drohung, daß man ihm bei seinen künftigen Lebenswegen scharf auf die Finger sehen werde, erhielt er zum Schluß noch mit auf den Weg.

Dann aber machte die bei Reimbold versammelte Gesellschaft häufige Besuche auf dem Schlosse, wo zwar der alte Baron, dem es erst allmählich besser ging, das Bett hüten mußte, wo aber die Baronin mit ihren Söhnen von nun an die liebevollen Gäste stets in der freundlichsten Weise empfing. Freilich hatte ihr das

Wohlwollen des alten Reimbold, trotz dem Eigensinn ihres Mannes, schon oft das Herz gerührt. Als sie aber von dem Pfarrer vernahm, wie viele Wohlthaten der gute Mann ihrem Hause im geheimen gethan, da floß ihre Seele von Dankbarkeit über. Jetzt erst ergab es sich, daß der Pastor, der in das Geheimniß des Findelkindes eingeweiht war, Herrn Reimbold die Auffindung der Felicitas mitgetheilt und ihn von den zurückgehenden Verhältnissen der Schloßbewohner unterrichtet hatte, worauf von dem so schnöde behandelten Schwager dem Baron monatlich eine Summe von fünfzig Thalern in dem anonymen Briefe zugeschickt worden war. Auch daß er dem Schloßherrn vor Zeiten die Jagd und Fischerei stets in so freundlicher Weise freistellte, kam nunmehr in das rechte Licht. Nur durch die sich stets wiederholende Zähigkeit und den unleugbaren Eigensinn des Edelmanns war der brave Schwager endlich zu andern Maßregeln geführt worden, die aber auch nur bezweckten, seiner Frau und seinen Kindern eine bessere Zukunft zu schaffen.

Und diese wurde denn auch geschafft. Durch die Hülfe des trefflichen Verwandten, den die Baronin, die nun doch schließlich im bürgerlichen Stande die besten Herzen fand, jetzt auf einmal ihren treuen, lieben Schwager, und den die Söhne ihren herzenstheuern Oheim nannten, kam ein neuer Geist in das alte Haus. Zunächst wurden Christoph und Apollonia aufgesucht, um die gewohnten Dienste zu übernehmen, dann aber zogen Handwerker aller Art ein, die den zerbröckelten Bau aufrichteten. Der Garten stand bald wieder in frucht-

bringender Ordnung. Im Stalle fanden sich aufs neue Kühe und Pferde ein, denn der Schwager verband den umliegenden Grund und Boden mit dem Schlosse. An den nöthigen Knechten und Mägden fehlte es gleichfalls nicht. Aber auch die Söhne wurden jetzt zu ordentlichen, nützlichen Menschen erzogen. Bei ihnen galt bald der Grundsatz des alten Gewerbherrn: „Nur Arbeit macht das Leben schön.“ Leider kam der Baron nicht mehr dazu, die Früchte dieser glücklichen Umwandelung mit Bewußtsein zu genießen, denn seine Verstandeskräfte blieben seit jenem Anfall gelähmt. Zwar sah er mit lächelnder, freudiger Miene um sich, als alles sich erneute, aber er vermochte sich nicht darüber auszusprechen Nur zuweilen glaubte man ihn die Worte stammeln zu hören: Die Idee — des Adels — nicht verloren! Und wenn Felicitas ihn zu begrüßen kam, so nickte er vergnügt und stotterte: Die Herzogs — tochter — von Lützelburg. Zu der Einsicht, daß alle seine aristokratischen Bestrebungen zu gar nichts geführt hatten, daß aber ein einziges menschliches Werk, nämlich die Annahme eines Findelkindes, sein Haus vor dem Untergange rettete, ist er wol nicht mehr gekommen. Seine Familie erkannte aber freudig an, daß die wahre Menschlichkeit auch der wahre Adel sei.

Ernst und Felicitas wurden bald ein seliges Paar, das der würdige Pfarrer in der Dorfkirche zu Bullenau traute. Dann wohnten sie mit den Aeltern und dem Großvater zusammen auf dem Landgute am Eisenwerke, das bald eine noch größere Ausdehnung erhielt, und das nicht allein Adolf, der sich rasch in alle Geschäfte

zu finden verstand, sondern auch Ernst lebhaft beschäftigte. Die Vettern, wie die drei jungen Barone jetzt hießen, wurden ebenfalls in dem Werke verwendet und schwangen sich bald zu Theilhabern hinauf. In der Folge brachte auch jedes Jahr eine Kindtaufe, bei welcher wieder der bekannte Geistliche fungirte. Herr Reimbold wiegte noch lange Jahre schöne Enkelkinder auf dem Schose. So war zu Bullenau und zu Bullenheim Glück und Segen.

II.

Schloß Wildenau.

Erstes Kapitel.

Auf der Landstraße, welche sich von Osten nach Westen durch das Waldgebirge zieht, rollte an einem warmen Sommerabend ein offener Wagen dahin, der wenig bepackt war und deshalb von den raschen Pferden leicht fortgezogen werden konnte. Der Postillon, ein kräftiger, verwetterter Bursche, machte nur einen mäßigen Gebrauch von der Peitsche und den anfeuernden Zurufen, denn er war seines Handwerks und seiner Thiere sicher. Nicht selten aber nahm er das Horn zur Hand, an dessen lustig schmetternden Tönen, die seltsam durch das grüne Revier klangen, indem sie hier und dort den Widerhall weckten, er selber seine Freude zu haben schien, zumal da ihm eine ungewohnte Fülle von Melodien zu Gebote stand. Auch der junge Mann, der träumend in der Ecke des Wagens saß und seine Augen zuweilen forschend durch die stolzen Eichen und Buchen gehen ließ, die den Weg zu beiden Seiten begrenzten, nahm dieses Treiben nicht übel. Im Gegentheil, er ermunterte den Rossebändiger nicht selten zu einem neuen Stücke. Unterdeß wurden die Schatten immer länger

und die Lichtstrahlen fielen immer sparsamer durch das grüne Revier.

Schwager, wie weit haben wir noch nach dem Städtchen? fragte der junge Mann.

In kurzer Zeit sind wir am Rande der Berge, antwortete der Postillon. Dort windet sich die Straße wol noch eine Stunde im Zickzack bis ins Thal. Aber es führt auch ein gerader Fußsteig hinab, auf dem man in kürzerer Zeit die Stadt erreicht. Die Fremden besuchen den Weg sehr gern, weil er schöne Aussichten bietet. Wenn Sie sich vielleicht etwas vertreten wollen —

Könnt Ihr mir den Weg zeigen? fiel der andere ein.

Es ist nicht möglich ihn zu verfehlen, hieß die Antwort. Die Herren vom Schloß haben ihn vor alters gebaut. Er führt direct an den Park. Schloß und Park aber liegen gleich unterhalb der Stadt. Sie finden sich dort von selbst.

Gut, sprach der junge Mann. Laßt mich aussteigen, wenn es Zeit ist.

Nach einer Weile hielten sie am Rande des Berges, wo der Fußpfad sich von der Straße, die jetzt ihre Windungen begann, abzweigte. Der Postillon sprang vom Bock, um den Fremden aussteigen zu lassen. Dann empfing er von demselben die Weisung, ihm im Gasthof Zur Post eine Stube zu bestellen, sein Gepäck dorthin besorgen zu lassen und auf seine Ankunft zu warten, damit er ihm sein Trinkgeld einhändigen könne. Der Bursche versprach mit vergnüglichem Lächeln, daß er alles besorgen werde.

Und so wollte der Fremde denn den Eingang links

in den Pfad, der sich zwischen dichten Büschen verlor, einschlagen, als plötzlich in der Ferne ein Schuß fiel, den er sicherlich wenig beachtet hätte, wäre ihm nicht unmittelbar ein scharfer, geller Schrei gefolgt, welcher von einer weiblichen Stimme herzurühren schien.

Was war das? rief der Fremde dem Postillon zu, der sich bereits wieder auf seinen hohen Sitz geschwungen hatte.

Nun, was wird es gewesen sein? antwortete dieser, ein Frauenzimmer, in dessen Nähe ein Gewehr losging. Das Weibervolk quietscht ja immer, wenn es einen Knall gibt.

Damit gab er den Rossen lachend die Peitsche und fuhr seines Weges.

Der junge Mann blieb noch eine Weile stehen, weil ihm der Ruf in der That wie ein Ruf des Schreckens und der Angst ertönte. Aus welcher Gegend er gedrungen war, darüber konnte er gleichwol nicht ins Klare kommen, da er nur einen Augenblick dauerte. Auch reihte sich kein neuer Lärm an. So mochte allerdings der Postillon recht gehabt haben. Als er noch eine Weile gelauscht hatte, ohne etwas zu vernehmen, schlug er den angewiesenen Weg ein.

Bald hatte er alle Ursache, nicht weiter über den Schuß und den Schrei zu grübeln und sich andern Gedanken zuzuwenden, denn er trat nun an der Ecke eines am Abhang ragenden Felsens aus den Büschen und erblickte ein landschaftliches Bild vor sich, das ihn ganz eigenthümlich berührte. Da ihm aber durch einzelne vorragende Bäume die Aussicht hin und wieder ge-

hemmt erschien, so sah er nach dem Felsen hinauf, dessen Höhe ihm ohne Zweifel einen noch freiern Anblick gestatten mußte. Es boten sich an demselben Vorsprünge genug, um mit einiger Gewandtheit auf die Spitze zu klettern. So bedachte er sich nicht lange, den Versuch zu machen, und erreichte in kurzer Zeit den Gipfel, auf dessen Platte er sich niedersetzte. In der That hatten ihn seine Vermuthungen nicht getäuscht. Vor ihm lag eine Waldlandschaft, wie sie die reichste Phantasie des kühnsten Künstlers nicht schöner, anmuthiger und romantischer zu dichten vermochte.

Rechts von dem Felsen, der die Kante eines Hügelrückens bildete, erhob sich dichtes Gebüsch, links von demselben zog sich eine Wiese nach einem kleinern Seitenthale, durch welches ein frischer Bach in die Tiefe rauschte. Er schaute aber über beides hinweg in den Grund, den ein breiter Waldstrom durchrauschte. Ueber den Büschen nach rechts verloren sich die blauen Schieferdächer und Giebel des alten Städtchens, aus dem eine gothische Kirche mit zierlich durchbrochenem Thurm hervorragte, stromaufwärts. Die Häuser schichteten sich terrassenförmig und verwirrt übereinander. Man sah die Brücke, die sich kühn über den wilden Fluß schwang. Ein blauer Rauch hielt den Ort umfangen. Geradeaus über der Wiese aber lag ein weiter Park, aus dessen Mitte sich ein seltsam geformtes, aus den Zeiten der Renaissance stammendes Schloß mit geschnörkelten Giebeln, Erkern und Thürmen erhob. Man konnte keine schönern Bäume sehen als diese alten Eschen und Ulmen. Grün wie das Thal war auch der gegenüberlie-

gende Bergrücken, der gleichfalls mit hohem Forst bewachsen erschien. Nur auf der Höhe ragte ein einzelner Bau aus den umgebenden Eichen und Buchen. War es eine Försterwohnung? Keiner konnte es dem jungen Manne sagen, der übrigens auch wol kaum gefragt hätte. Weiter hinab machte das Thal, das sich nirgendwo erbreitete, eine Schwenkung. So weit er sehen konnte, gewahrte er nichts als tiefe schöne Waldeinsamkeit, über welcher das golden funkelnde Licht eines heißen Sommerabends leuchtete.

Aber es war nicht allein das reizende Bild dieser wundervollen Gegend, was den Fremden so seltsam überraschte. Es kam ihm vor, als kenne er diese Landschaft von Jugend auf. Und doch hatte er niemals diese Theile seines Vaterlandes besucht. Es war das erste mal, daß er so weit nach Westen drang. In seiner Erinnerung ging er alle seine frühern Reisen durch. Sollte er nicht irgendwo eine ähnliche Landschaft gesehen haben? Auch das war nicht der Fall. Hatte er das Bild geträumt? Doch wie soll man so lebhaft träumen? Plötzlich fuhr es ihm wie ein Blitz durch das Gedächtniß. Als er noch ein kleiner Knabe war, hatte er einmal eine Schublade in dem Schlafzimmer seiner Aeltern, welche seine Mutter stets sorgsam verschlossen hielt, offen gefunden. Da er ohne Zeugen war, so konnte er ungestört der kindlichen Neugier folgen, was denn auch so fröhlicher und eifriger geschah, als das verborgene Fach unter allerlei Schmucksachen, welche die Mutter niemals trug, einige bildliche Darstellungen enthielt, die seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch

nahmen. Er traf dort auf kleine Bildnisse in altmodischen Kleidern, an denen er eine kindliche Freude empfand, da sie ihm in den ungewohnten Costümen so seltsam komisch und doch wieder eigenthümlich bekannt vorkamen. Nichts aber interessirte ihn mehr als eine Landschaft mit einem Schloß, einem Städtchen und lauter Wald in der Runde, über welche der Abend seine rothen Gluten ergoß. Dieser Anblick hatte ihn damals so mächtig überrascht, daß er einmal über das andere mal in die kleinen Hände klatschte und freudig aufschrie, sodaß die Mutter herbeieilte und seinen vorwitzigen Forschungen mit strengen Verweisen ein Ende machte, worauf sie das Schubfach verschloß, von dessen Inhalt er nie wieder etwas erblickte. Wie lange hatte er nicht mehr an diese Scene gedacht! Vielleicht seit seinen Knabenjahren nicht. Und jetzt dehnte sich die Landschaft, die er damals im Bilde gesehen, in der deutlichsten Wirklichkeit vor ihm aus.

Er lag lange in Gedanken und Vermuthungen vertieft, als er seitwärts auf dem Wege, den er gekommen war, ein Rauschen vernahm, das sich von Zeit zu Zeit hören ließ und dann wieder verstummte. Zu gleicher Zeit bewegten sich die Zweige. Ein regelmäßig voranschreitender Wanderer hätte die Aufmerksamkeit des Fremden wol kaum erregt. Diese durch Pausen unterbrochenen Bewegungen machten ihn aber neugierig. Er legte sich auf den Felsen und streckte den Kopf über den Rand dem Wege zu. Da sah er plötzlich die dunkle und verwilderte Gestalt eines schwarzen Jägers unsicher und unheimlich heranschleichen, der eine Büchse an der Seite

trug, deren reich mit Elfenbein besetzter Kolben ihm besonders ins Auge fiel. Die Kleidung des Mannes war von einer eigenthümlichen braunen Farbe. Derselbe lauschte und forschte nach allen Seiten. So trat er auch an den Fels, um dessen Ecke er luchsartig auf die Wiese hinausblickte. Dann rief er kurz und scharf mit fremdem Accent: Teufel, der Hirt! und prallte zurück ins Gebüsch. Ueber die ganze Erscheinung des Mannes, der ein Wildschütz zu sein schien, konnte sich der junge Mann kein klares Bild machen, weil er ihn nur aus der Höhe und fast stets von Gebüschen verdeckt gesehen hatte. Aber der Ausdruck der Wuth, mit dem er jene Worte flüsterte, der grimmige Blick, den sein Auge schleuderte, die Verzerrung des Angesichts und der rasche Sprung zur Seite, alles das schien ihm höchst unheimlich. So dachte der junge Mann sich die Art des Tigers.

Als die Erscheinung spurlos verschwunden war, schaute der Fremde nach der Wiese, um den Gegenstand zu gewahren, der dem Schleicher einen solchen Schrecken beigebracht hatte. Und welch friedliches Bild begegnete seinen Augen! Dort kam ein Schäfer mit seiner Heerde, die sich weidend über die vor ihm liegende Wiese verbreitete, indeß der große, schwarze Hund sie zusammenhielt und die Thiere namentlich von den Rändern des Waldes zurückholte. In der That schien Phylax so gut geschult, daß er kaum der Leitung seines Herrn und Meisters bedurfte. Dieser nämlich, ein großer, hagerer Mann in langem Rock, kurzen Hosen und Gamaschen, die sämmtlich aus weißem Leinen bestanden, und einem

breiten, dreieckigen Hut, dessen Ränder ihn vor der Sonne schützten, schritt mit seinem langen Schäferstabe quer über die Wiese dem Felsen zu. Als er näher kam, wurde der Fremde nicht allein durch den stolzen, straffen Gang, sondern auch durch die langen, gelben, flächsenen Haare und durch die eigenthümlichen blaßblauen, aber scharfen Augen, welche unter dichten, buschigen Brauen hervorsahen, überrascht. Noch mehr aber erstaunte er, als der Hirt plötzlich still stand, mit starren Augen auf das Thal herniederblickte und, während er den Stab fallen ließ, die Arme langsam mit vorgestreckten Händen in die Luft hob. Mit einem mal ertönte nun eine helle, kraftvolle Stimme von eigenthümlichem Ausdruck und sprach folgende Worte: Wehe dir, du stolze Burg! Du standest wie eine Königin in den Wäldern und wie eine Fürstin an den Strömen. Einst warst du hell und rein wie eine keusche Jungfrau. Damals wohnten noch die Guten und Frommen in dir. Aber in Sünde und Schmach und Schande bist du verfallen. Drum hat der Herr dich mit seinem Zorn überschüttet. Er hat deine Herrlichkeit aus dem Himmel auf die Erde geschleudert, denn du bist eine Höhle für die Gottlosen und ein Zelt für die Bösen. So ist der Bogen gegen dich gespannt. Der Herr ist dir gleichwie ein Feind. Er wird dich vertilgen, deine Hallen wird er verwüsten, deine Thürme wird er zerbrechen. Schon naht sich der Tag in flüchtiger Eile, wo er die sausenden Flammen auf dich wirft. Ich sehe dich im Geiste die Feuersäulen in die nächtigen Lüfte strecken, der Dampf umwirbelt dich, die Lohe sprengt deine Bogen,

und das Gericht erreicht die Frevler, die dich verunreinigt haben. Der Tag des Grimms und des Zorns wird keinen übrig lassen von denen, die der Gerechtigkeit Gottes getrotzt haben! Wehe dir, du stolze Burg! Amen!

Diese Worte, die im biblischen Stile und im Tone priesterlicher Rede gesprochen wurden, machten auf den fremden Zuhörer keinen geringern Eindruck als die ernste, seherartige Stellung des blonden Mannes, der überdies von den rothen Abendstrahlen beleuchtet wurde. Fast graute ihm vor der Erscheinung. Vor den Augen des jungen Mannes verschwand der einfache Schäfer. Er glaubte einen Propheten des Alten Testaments zu hören, so erhaben klang das Wort und so ergreifend war die Gestalt. Er wandte kein Auge von ihm. Als der Hirt seine Rede vollendet hatte, ließ er die Hände sinken, und die begeistert gespannten Züge sowie die blitzenden Augen nahmen allmählich einen ruhigen, freundlichen Ausdruck an; dann griff er nach seinem Stabe und sah nach den Thieren, die, vom Hunde bewacht, ungestört in der Runde weideten. Er war mit einem mal ein anderer Mensch. Jetzt erst kamen dem Fremden einige Zweifel über den seltsamen Auftritt. Spielte dieser flachshaarige Schäfer eine Scene? Aber vor wem hätte er sie denn gespielt? Denn es war nicht glaublich, daß der junge Mann auf dem Felsen von ihm bemerkt worden war. Vielleicht stand auch ein ländlicher Phantast vor ihm, der einige hochklingende Bibelstellen in seinen Kopf gepfropft hatte, mit deren lauter Declamation er sich hier in freier Luft die Zeit vertrieb? Dann aber

war die Anwendung auf das Schloß wenigstens seltsam genug.

Der Fremde stieg den Felsen hinab und schritt die Wiese entlang, wo er auf dem Pfade, der in die Tiefe ging, an dem Schäfer vorbeikam. Er war im Zweifel, ob er ihn anreden sollte, denn er fühlte doch eine Art von Grausen vor dem seltsamen Manne. Als er aber näher kam, zog der Hirt demüthig den Hut und sah ihn äußerst gutmüthig aus den sanften Augen an. Jetzt konnte er der Lockung nicht widerstehen, mit ihm zu sprechen.

Bin ich auf dem rechten Wege nach Wildenau? fragte er den Schäfer.

Sie brauchen nur diesem Steig zu folgen, antwortete der Gefragte, wobei er seltsamerweise nicht wie früher ein reines und tadelloses Deutsch, sondern entschieden den nordwestdeutschen Dialekt sprach.

Dient Ihr unten im Schlosse? fragte der Fremde jetzt weiter.

Nein, sagte der Hirt, ich bin ein Mann des Barons von Eckartsberg.

Und was habt Ihr denn dem Schlosse dort jetzt eben gewünscht? fuhr der Fremde fort, nachdem ihn die einfache Weise des Schäfers zu dieser Frage ermuthigt hatte.

Was soll ich ihm gewünscht haben? sagte der Hirt. Nichts. Aber es möge ihm gut gehen!

Ei, Ihr habt ja eben Vernichtung und Brand auf das Schloß herabgerufen, meinte der junge Mann.

Das behüte Gott! rief nun der weißgekleidete Schäfer

mit frommem Gesichtsausdruck. Ich bin nicht so unchristlich. Aber — doch nein. Ich muß heim mit der Heerde, denn es wird dunkel.

Ein seltsamer Gesell! dachte der Fremde und ging, indem er Guten Abend wünschte, seines Weges, denn er fürchtete fast, er habe es mit einem halben Wahnsinnigen zu thun, der am Ende wol im Stande wäre, eine Heerde zu hüten, aber nicht mit vernünftigen Menschen zu sprechen. Uebrigens begann auch die Dämmerung stärker zu werden, sodaß es Zeit war, von dem engen, steilen Bergpfad auf eine breite Straße zu kommen. Er eilte deshalb durch die Büsche hinab und sah sich bald an einem Thore, das einen großen, dichten und schönen Park schloß. Da ihm weder ein Gitter noch ein Hüter den Eingang wehrte, so schritt er in die hochstämmige Allee, die nach der Mitte der Gärten zu führen schien. Bald umgab ihn eine prächtige Wildniß, durch welche wohlgehaltene Wege leiteten. Aus dem geraden Pfade lenkte er die Schritte in einen Seitenweg, wo eine Nachtigall in tiefgezogenen Tönen lockte. Er stand lange und horchte dem einsamen Gesange dieser süßen Stimme der Nacht. Darüber wurde es fast ganz dunkel; denn wenn es auch gerade die Zeit der kürzesten Nächte war, in denen das Licht kaum vom Himmel schwindet, so wurde es unter diesen Baumriesen mit ihrer dichten Blätterdecke doch kohlrabenschwarz. Nur mit Mühe fand er wieder eine Allee auf, die allem Anschein nach auf das alte Schloß führte. Wenigstens schien ihm in der Ferne ein einsames Licht in einem Thurme zu schimmern. Er folgte dem Scheine und gelangte auch bald

an eine Lichtung. Vor ihm dehnte sich ein Rasen, in der Mitte desselben spiegelte sich die Luft in einem Weiher, aus dem ein hoher Springbrunnen seinen Strahl rauschend und flüsternd in die Höhe schoß. Auf dem Wasser aber schwammen ein paar blendend weiße Schwäne, die schimmernd durch das Dunkel leuchteten. Ringsumher standen Marmorbilder in den Blumengruppen. Im Hintergrunde aber setzten sich die phantastischen Formen des Schlosses auf der Luft ab, indem sie sich zugleich in dem die Mauer umgebenden Wasser spiegelten. Der junge Mann blieb wieder in stiller Betrachtung stehen. Alles schien ihm so groß und seltsamlich, wie dies denn gewöhnlich der Fall ist, wenn zur nächtlichen Zeit unbekannte Gegenstände in unbestimmten Umrissen vor uns auftauchen. Der Bau und die Bäume wuchsen ihm ins Ungeheuerliche empor.

War aber bisjetzt sein Auge wunderbar überrascht gewesen, so sollte dies bei seinem Ohr noch mehr der Fall sein; denn plötzlich tönte aus dem dunkeln Gebäude, in dem er kein Licht mehr erblicken konnte, ein fürchterlicher, schrecklicher Ruf: Au, au! rief eine wilde, weibliche Stimme.

Ein unbestimmtes Gewirr von Tönen folgte. Er sah nach allen Seiten hin, ohne etwas gewahren zu können. Nur zuweilen tönte derselbe Ruf.

Da stürzte plötzlich aus einem der Seitenthürme auf die Galerie, welche balconartig längs dem ersten Stock zu dem andern Seitenthurme führte, eine weiße Gestalt mit fliegendem Haar, die allem Anschein nach schon in den mittlern Jahren stand; sie trug eine Fackel in der

vorgehaltenen Rechten und schrie aufs neue: Au, au! Ich muß Feuer sehen! Feuer! Feuer!

Hinter ihr drein wirrte sich ein Knäuel von einigen Menschen, der sie zu verfolgen schien.

Haltet sie fest, rief der eine.

Sie wird das Schloß anstecken, folgte der andere.

Weh, daß sie los ist, die Wahnsinnige! ließ sich ein dritter hören.

Au, au! schrie die weiße Gestalt, sich umkehrend. Wagt es nicht, zu nahen. Ich verbrenne euch bei lebendigem Leibe. Ich muß Feuer sehen! Feuer! Feuer!

In der That fegte sie jetzt mit der Fackel in die Verfolger, die vor der weißen Frau auseinander stoben.

Wo mag Irinyi sein? rief nun einer. Irinyi allein kann sie bändigen.

Alle aber stimmten in denselben Ruf ein: Irinyi! Irinyi!

Da schlüpfte aus dem Gebüsch an dem Fremden vorbei eine lange, schwarze Gestalt und eilte dem Schlosse zu. Der junge Mann mußte unwillkürlich an den Jäger, den er oben am Felsen gesehen hatte, denken, ohne daß er im Stande war, die Figur zu mustern. Diese eilte dem Gebäude zu, warf dort etwas zu Boden, das wie Holz und Metall klang. Es tönte eine donnernde Stimme, die wieder an den Jäger erinnerte: Halt, Luciane! Dann lief es über die Brücke und schwand im Portale.

Die weiße Frau, die allem Anschein nach eben im Begriff gewesen war, die Fackel durch ein offenes Fenster in das Schloß zu schleudern, stand plötzlich wie eine

Marmorsäule an die Stelle gebannt. Man hätte sie für ein Bildwerk, das einen großen Raum mit einem Feuerbrand zu erleuchten bestimmt ist, halten können. Es dauerte nicht lange, so nahte sich ihr auf der Galerie der schon erwähnte Mann mit festem Schritt: Luciane! rief er ihr zu, tolles Weib! willst du Ruhe geben! Dann nahm er sie bei der Hand und schleuderte sie dem Thurme zu, aus dem sie gekommen war. Sie ließ sich alles von ihm gefallen. Als sie wieder still stand, trat er vor sie, streckte den Arm nach hinten und flüsterte: Mir nach! Sie folgte ihm Schritt für Schritt, als würde sie durch eine magnetische Kraft nachgezogen. So verschwanden beide im Thurme.

Dann wurde es plötzlich so still wie vorher. Dem jungen Mann, der dieser unverstandenen Scene zugesehen hatte, grauste es bis in die tiefste Seele. Er fühlte die Haut am Körper starr und kalt. Das Flüstern in den Bäumen und das Rauschen des Springbrunnens ängstigte ihn. Er fürchtete, die Marmorbilder möchten sich beleben. So schlich er in möglichster Eile an dem geheimnißvollen Schlosse hin; dort, wo die Gestalt zuerst den Ruf: Halt, Luciane! erschallen ließ, sah er eine Büchse am Boden liegen, deren fremde Form sich ihm seltsam einprägte, denn sie hatte einen fast weiß mit Elfenbein eingelegten Kolben. Er eilte dann nach der Gegend, wo er dachte, daß das Städtchen liege. Glücklicherweise täuschte er sich nicht. In kurzer Zeit war er am Ende der Gärten und nahte sich den ersten Häusern des Orts, aus deren Fenstern ihm die abendlichen Lichter gesellig entgegenstrahlten. Bald fand er

auch Leute, die ihm auf seine Frage den Gasthof Zur Post zeigten, der sich, wie es schien, in der Mitte des augenblicklich sehr belebten Städtchens angesiedelt hatte. Wenigstens sah er ringsum viele Menschengruppen.

Auf der Treppe des Hauses traf er den Postillon, der ihm berichtete, daß alles bestens besorgt sei, und der dann sein Trinkgeld erhielt. Ein Kellner kam ihm mit Licht entgegen und führte ihn auf das bestellte Zimmer, wo er sein Gepäck in bester Ordnung aufgestellt sah. Auf die Frage, ob er auf der Stube oder unten im Wirthshause speisen wolle, antwortete der Fremde, er würde sich im Gastzimmer einfinden. Wirklich war es ihm oben zu einsam. Die seltsamen Vorfälle der letzten Stunden hatten ihn unheimlich und schauerlich berührt. Er fühlte die Nothwendigkeit, sich wieder unter Menschen zu befinden.

Zweites Kapitel.

Die Post in Wildenau war der beste Gasthof auf viele Meilen in der Runde. Da das Städtchen überdies sowol in dem Flußthale wie in der weiten Waldgegend den Mittelpunkt bildete, so fehlte es ihm selten an zahlreichem Besuch. Die Fremden liebten aber auch die Station, weil der Wirth für eine treffliche Tafel sorgte, auf welcher das schmackhafte Wild der umliegenden Forste und die köstlichen Fische des Stromes niemals ausgingen. Man war hier sicher, wie es die Zeit brachte, stets Reb-, Hasel- und Birkhühner, Reh und Wildschwein sowie Hecht, Forellen und Lachs zu finden. An guten Weinen fehlte es gleichfalls nicht. Freilich war das Mobiliar nicht so kostbar, wie man es sonst in der neuesten Zeit in den großen Gasthöfen, in welchen die elegante Welt absteigt, anzutreffen pflegt. Betten, Sofas, Tische und Stühle hatten noch einen stark patriarchalischen Zuschnitt. Und so entbehrte auch die große Gaststube jeden feinern Luxus. Die Geräthe waren von derbem Eichenholz, die Gardinen einfach und die Spiegel klein. Auch die Lampenbeleuchtung hätte

heller sein können, aber wo das Licht hinfiel, da strahlte es auf saubere Leinwand und reines Geschirr. Es war nämlich an diesem Abend schon alles für die Nachtgäste hergerichtet, als der junge Mann von seinem Schlafzimmer in den Speisesaal trat.

Dennoch fand er nicht jene erwartete Behaglichkeit, die er vermuthet hatte. Nur hin und wieder saß ein einsamer Gast am Tische vor seinem Schoppen. In einigen Fensternischen standen einzelne Gruppen von Männern, die geheimnißvoll miteinander sprachen. Die Thür ging häufig auf und zu. Bald trat einer ein, um gleich wieder zu verschwinden, bald steckten sich einzelne neugierige Köpfe herein. Ueberall schien Unruhe. Der Fremde trat für eine Weile an das Fenster. Auch dort sah er unheimliches Hin- und Herrennen. Bald bildete sich hier, bald dort ein Kreis. Es schienen Laute der Verwunderung, des Mitleids und Abscheus zu ertönen.

Endlich setzte der junge Mann sich an den Tisch. Jetzt kam der Wirth, der ein sehr aufmerksamer Mann war, in die Stube und begrüßte den Fremden, indem er sich zugleich nach seinen Wünschen erkundigte.

Sie werden entschuldigen, sprach er, wenn Sie heute nicht die gewohnte Ordnung finden. Es ist eine allgemeine Verwirrung in die Köpfe gekommen.

Mir scheint allerdings große Unruhe hier zu herrschen! erwiderte der Gast. Ich hoffe nicht, daß die Bewohner dieser friedlichen Waldstadt eine Revolution machen wollen!

Ach, nein, sprach der Wirth und Posthalter, es ist

ein entsetzliches Unglück geschehen, an dem die ganze Bewohnerschaft den tiefsten Antheil nimmt.

Und was gibt es denn? forschte der Fremde.

Da Sie mit der Extrapost, die im Hofe steht, angekommen sind, haben Sie vielleicht oben am Rande des Berges, an dem Ihr Weg Sie hinführte, das Försterhaus bemerkt, welches auf der entgegengesetzten Seite aus den Eichen ragt. Der Oberförster Vehling, welcher es bewohnte und hier in der Gegend als einer der bravsten und trefflichsten Männer geschätzt wurde, ist heute von verruchter Hand im Walde erschossen worden.

Ist die That in der Nähe seines Hauses geschehen? fragte der Gast.

Nein, war die Antwort des Posthalters. Der Mord ging nicht weit von dem Wege vor sich, den Sie heruntergekommen sind.

So war er nicht allein! rief der Fremde.

Sind Sie ihm vielleicht begegnet? fragte der Wirth.

Das nicht, lautete die Antwort. Aber ich habe einen Schuß gehört, als ich aus dem Wagen stieg, um den Fußpfad einzuschlagen. Der Postillon hörte ihn gleichfalls. Unmittelbar darauf folgte der helle Aufschrei einer Frauenstimme.

In der That, erklärte jetzt der andere, der alte Herr wurde von seiner Tochter begleitet. Wer hätte das gedacht! Eine Stunde vorher sah ich die beiden noch an meinem Hause vorüberreiten. Ich stand auf der Treppe, und wir haben freundliche Grüße getauscht, denn wir sind stets gute Nachbarn gewesen. Gestern Abend hat der alte Herr noch hier am Tische seinen Schoppen

getrunken. Und jetzt ist er todt. Leider Gottes wurde der Unfall nicht einmal gleich bemerkt, denn es war kein Mensch in der Nähe.

Hätte ich das ahnen können! rief der Fremde dazwischen. Hätte ich doch nicht auf den Postillon gehört, der meinte, daß ein Frauenzimmer blos über den Knall schreie!

Die arme schöne Hedwig! seufzte der Wirth. Sie mag einen fürchterlichen Schrecken gehabt haben, denn sie ist ohnmächtig vom Pferde gestürzt. Leute, die eine Weile später des Weges kamen, fanden den Alten todt und das Mädchen starr vor Entsetzen.

Und der Thäter? fragte der junge Mann, der an die Erscheinung am Felsen dachte.

Ich hörte soeben, daß man ihn zur Haft gebracht hat. Der schwarze Franz soll es sein, der frechste, kühnste, verwegenste Wildschütz der ganzen Gegend, den der Oberförster schon lange auf das Handwerk paßte und dem er noch jüngst die härtesten Strafen angedroht hat.

In diesem Augenblick traten eine Menge von Herren in das Gastzimmer, unter denen sich die Spitzen der Behörden, welche im Städtchen residirten, befanden. Wenigstens hörte man den einen als Herrn Bürgermeister, den andern als Richter, den dritten als Notar, den vierten als Amtsschreiber und den fünften als Physikus tituliren. Die andern mochten Kaufleute und Gewerbtreibende sein. Jeder schritt nach seiner gewohnten Stelle. Die Pfeifen wurden angebrannt. Die Schoppen standen bald auf dem Tische. Auch die übrigen Gäste nahmen Platz auf entfernten Sitzen. Auf

der Straße schien gleichfalls der Lärm verstummt. In der Gaststube war allmählich jene Ordnung eingetreten, die dort jeden Abend zu herrschen pflegte.

Natürlich drehte sich das Gespräch einzig und allein um die so jäh und unerwartet geschehene Mordthat, von deren Einzelheiten man im ganzen nicht mehr wußte, als der Wirth bereits dem Fremden mitgetheilt hatte. Auch über den Thäter herrschte die eine entschiedene Meinung, das es niemand anders sei als der schwarze Franz. Der Oberförster und der Wildschütz waren so lange heftige und geschworene Feinde; der erstere hatte dem zweiten so oft gedroht, er werde ihn unschädlich machen und für Lebenszeit ins Zuchthaus bringen, und von dem zweiten waren dagegen so häufige Aeußerungen im Wirthshause gefallen, er werde dem Grünrock noch einmal das Lebenslicht ausblasen, wenn er ihn nicht ungeschoren lasse, und diese Vorfälle schienen so allgemein bekannt, daß man nicht den mindesten Zweifel mehr hegte. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Nachdem nämlich die Leiche des Oberförsters aufgefunden war, hatte man gleich durch Landreiter auf den schwarzen Franz gefahndet, indem man seine Hütte, die am Rande des Berges lag, auf dem die That geschehen war, umstellte. Der freche Bursche war nicht zu Hause. Die Häscher hatten sich darauf versteckt. Nach einer Weile schlich der Wilddieb aus den Gebüschen. Man griff ihn und fand in seinen Kleidungsstücken die Bestandtheile eines Gewehrs, das sich nach Umständen rasch zusammensetzen und auseinander nehmen ließ, und das noch von dem losgebrannten Pulver eines frischen

Schusses geschwärzt war. Diese Waffe wurde in Beschlag genommen und der Thäter in das Gefängniß abgeführt. Daß der Bursche Stein und Bein schwor, er wisse nichts von dem Tode des Försters, konnte natürlich nichts entscheiden. So lag er denn jetzt mit den schwersten Ketten im Thurme angeschlossen.

Der Fremde, der diese Unterhaltung aufmerksam verfolgte, war mehreremal im Begriff gewesen, sich hineinzumischen und von jener Begegnung zu reden, die ihn oben an dem Felsen so unheimlich berührte, dann schien ihm aber die Gaststube doch nicht der geeignete Ort zu Enthüllungen und Meinungsäußerungen über eine so ernstliche Angelegenheit. Vielleicht hatte er sich auch über die Person getäuscht. Möglicherweise konnte der Schleicher ganz unschuldig sein. Und die Hauptsache war am Ende doch, daß der eigentliche Mörder, wie alle steif und fest behaupteten, im Gefängniß lag. So hielt er denn seine Gedanken für sich, aber man sah seinem Gesichte an, daß ihn die schauerliche That in der tiefsten Seele packte. Wie fröhlich hatte er noch den Abend in den schönen hohen Wald gesehen, in welchem der Postillon seine lustigen Lieder erklingen ließ! Und wie ernst und düster versunken saß er jetzt in der Stube!

Bald aber nahm die Unterhaltung eine Wendung, die aufs neue seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade in Anspruch nahm.

Ist es denn wahr, fragte einer aus der Gesellschaft, daß der Oberförster seinen Tod vorausgewußt hat?

Allerdings soll er, fuhr ein anderer hinein, in der

letzten Zeit oft von seinem nahen Ende gesprochen haben.

Dummes Zeug! rief der Physikus, er hat nur darüber gescherzt.

Man sagt, der Schäfer Bernhard, sprach jetzt der Amtsschreiber, habe oben auf dem Berge ein Vorgesicht gehabt und den Tod des Oberförsters verkündet.

Wie kann man denn solchen Unsinn glauben und nachschwatzen? tobte der Arzt entrüstet. Vernünftige Menschen sollten sich schämen, solche Ammenmärchen aufzutischen!

Es sind keine Ammenmärchen, Herr Physikus, redete der Notar, ein ernster Mann, der selten und wenig gesprochen hatte, der aber diese Worte mit besonderm Ausdruck sagte, daß alle nach ihm hinschauten.

Allerdings! rief der Arzt. Alteweibergewäsch! Es sei denn, das Sie mir den Beweis vom Gegentheil lieferten, Herr Notar.

Es handelt sich hier nicht um Beweise, sprach der Angeredete ernst und würdig. Solche Dinge sind und bleiben in der letzten Instanz Glaubenssachen. Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als euere Schulweisheit sich träumt. Sie können mir ebenso wenig beweisen, daß das Zweite Gesicht nicht existirt, wie ich, daß es seine Richtigkeit mit demselben habe. Hören Sie nur, was mir begegnet ist mit dem Schäfer Bernhard und dem Oberförster.

Alle sahen ihn mit staunenden Mienen an. Der Doctor, der noch einige Bemerkungen machen wollte,

wurde zur Ruhe verwiesen, und der Notar begann seine Mittheilung.

Es war im vergangenen März, sprach er, als ich eines Geschäfts wegen zum Baron von Eckartsberg ritt. Ich traf daselbst mit dem Oberförster zusammen, und wir verließen später gemeinschaftlich das Haus. Der Oberförster wollte noch in die Reviere, ich gedachte in die Stadt zurückzukehren. Sie wissen, daß der Weg von Haus Eckartsberg zunächst durch die von Wald umgebenen Felder führt. Erst am Busch trennt er sich in die Pfade, von denen der eine in das Gebirge, der andere hier in das Thal führt. Den ersten Weg wollte der Oberförster, den zweiten mußte ich einschlagen. Mein Gefährte ritt aber schon lange, bevor wir an die Scheidestelle kamen, voraus, weil ihn die Uhr belehrt hatte, daß er keine Zeit verlieren dürfe, wenn er noch frühzeitig nach dem Forsthause kommen wolle. Er war ein trefflicher Reiter, während ich nur für das Geschäft auf dem Gaul hange; dabei hatte er ein heißblutiges Thier, während ich meine Gewohnheitsmähre ritt, und so ließ ich ihn denn von dannen ziehen, indem ich langsam meinen Weg verfolgte. Er war eben im Walde verschwunden, als ich mich der Kante näherte und den Schäfer Bernhard gewahrte, der aus dem Gebüsch trat, an dessen Rand seine Heerde weidete. Der Hirt blickte dem Oberförster nach und nahm eine ganz seltsame Stellung an. Indem ich mit meinem Pferde nahe an ihn herankam, sah ich, wie er nach der Richtung hin, die der Förster genommen, seine Arme mit ausgestreckten Händen erhob, sein Auge war stier und starr, und alle

Muskeln seines Gesichts erschienen in krampfhafter Spannung. Von dem blonden, einfachen, gutmüthigen Manne war nichts mehr zu erkennen. Er sah ordentlich gespensterhaft und unheimlich aus. Dann rief er mit gehobener Stimme und im reinsten Deutsch ungefähr folgende Worte: „Wehe dir, du armer, guter, braver Mann! Da gehst du den Weg, auf dem dir einst der Pfeil in das Leben geschleudert wird, auf daß dein Herz aufhört zu pochen und deine Seele fortzieht von dieser Erde. O, daß du dich vor diesem Wege hütetest! Der Gottlose rüstet schon das Werkzeug, mit dem er dich ermordet. Ach, und ich sehe dich in deinem Blute liegen. Der Saft des Herzens färbt dieses grüne Gras. Dein Röcheln verklingt in dem Flüstern des Gezweigs. Wehe dir, du Braver, Guter, in dessen Herzen Gott wohnt!" Doch ich kann die Worte nicht mehr wiedergeben. Ich weiß nur, daß sie seltsam ergreifend waren und daß der Schäfer vor mir stand wie ein Prophet. Gleichwol rief ich ihm zu, aber er hörte mich nicht. Erst langsam kam er zu sich. Seine Arme sanken, er griff nach seinem Stabe und seine Mienen nahmen wieder einen natürlichen Ausdruck an. Als er mich erblickte, wurde er verlegen, wie einer, der aus einem tiefen Schlaf erwacht. Dann grüßte er ehrerbietig. Ich aber fragte, was er geredet habe. Er wußte von nichts, aber er sagte mir, daß die Leute behaupteten, er habe Gesichte, von denen er übrigens nachher selber niemals etwas wisse.

Die Männer sahen sich erstaunt an. Wunderbar,

seltsam, unglaublich! erscholl es rings im Kreise. Nur der Doctor murmelte kleinlaut: Dummes Zeug!

Der Notar fuhr fort: Ich habe diese Thatsachen keinem Menschen mitgetheilt, sondern sie als strenges Geheimniß für mich gehalten, denn ich gehörte bis dahin selbst zu den Ungläubigen des Zweiten Gesichts. Auf keinem Gebiete ist ja auch dem Geschwätz mehr Thür und Thor geöffnet als gerade in diesen unerforschlichen Geschichten aus dem Geisterleben. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.“ Ich wußte lange nicht, was ich mit den Worten des Schäfers machen sollte. Damals dachte ich aber, es könnte doch dem Oberförster eine Gefahr drohen, von welcher der Schäfer wisse und die zu vermeiden wäre. Ich hielt es deshalb für meine Pflicht, unserm seligen Freunde mein Erlebniß mitzutheilen, um ihn möglicherweise zu warnen. Die Folge davon war, daß der alte Herr mich auslachte, was ich ihm aber nicht übel nahm, weil ich in gleichem Falle dasselbe gethan hätte. Wahrscheinlich hat er sogar, an diese Eröffnungen anknüpfend, über seinen baldigen Tod gespottet. Heute wissen wir leider, was wir wissen. Der Oberförster ist auf derselben Stelle erschossen worden, wo der Schäfer ihm damals, wie ich es mit meinen eigenen Ohren gehört habe und worauf ich einen heiligen Schwur thun kann, seinen Tod vorausverkündete.

Ringsum blieb es nach dieser Erzählung ganz still. Selbst der zweifelnde Arzt schien durchschauert zu sein. Keiner aber war in sich aufgeregter und von seltsamern Gedanken durchstürmt wie der junge Fremde. Hatte er nicht heute eine ähnliche Scene erlebt? Wer konnte der

Schäfer Bernhard anders sein als jener Hirt, der auf der Wiese am Berge den Untergang des Schlosses prophezeit hatte! Die Art und Weise, wie der Notar die Bewegungen und die Sprache des Sehers, und wie er den Zustand nach der Exaltation schilderte, stimmte ganz und gar mit dem Bilde überein, das vor ihn getreten war.

Als sich die Unterhaltung wieder zu regen begann, erzählte bald der eine und bald der andere eine Geschichte, welche die Gabe des Zweiten Gesichts bei dem Schäfer Bernhard erhärten sollte. Dieser wußte, wie er einem Postillon, der auf seinem Pferde sitzend ein lustiges Liedlein in den Wald blies, vorausgesagt, daß er in einer Stunde den Hals brechen würde, und wie der Bursche auch alsbald im Schlaf vom Pferde gefallen sei und sein Ende gefunden habe. Jener erzählte, daß der Schäfer aus dem Hause eines Bürgers von Wildenau bei nächtlicher Weile einen Leichenzug ziehen sah, dessen kerngesunder Besitzer alsbald erkrankte und in kurzer Zeit starb. Ein dritter theilte mit, daß er einem auf dem Flusse vorbeifahrenden Flößer, der singend das Wasser hinuntertrieb, gleichfalls ein baldiges Ziel des Lebens verkündet habe, und daß denn in der That die Nachricht gekommen wäre, der besagte Mann sei weiter unterhalb im Flusse ertrunken. Wenn eine Gesellschaft aber einmal ans Erzählen kommt, so geht der Stoff nicht sobald aus. Und so folgten sich denn unverweilt die verschiedenartigsten Geschichten.

Endlich trat eine Pause ein, welche der Fremde dazu benutzte, sich nach der äußern Erscheinung des Schäfers

zu erkundigen. Er knüpfte daran an, daß er allerdings gehört habe, in den nordwestdeutschen Ebenen käme das Zweite Gesicht ebenso vor wie in Schottland. Dagegen aber habe er nie vernommen, daß die Sehergabe in dieser Gegend zu Hause sei. Dann fragte er ferner, ob der besprochene Schäfer auch wol jene körperlichen Eigenschaften an den Tag lege, wie sie bei den westfälischen sogenannten „Spoikenkiekern" beschrieben würden. Auch jetzt nahm der Notar wieder das Wort und beschrieb ihm die Erscheinung des Hirten. Da hörte er denn, daß seine Kleidung gewöhnlich in weißem Leinen und einem breitgekrämpten dreieckigen Hut bestehe. Die Gestalt wurde als hager und knochig, das Haar als lang, flächsen und gelblich und die Augen als blaßblau und mit dichten Brauen überzogen bezeichnet. Uebrigens sei der Schäfer auch in der That nicht im Lande geboren, sondern ein echter Sohn der rothen Erde, von wo sein Herr ihn sich verschrieben habe. Im gewöhnlichen Leben spreche er noch entschieden den Dialekt seiner Heimat. So konnte denn der Fremde nicht mehr über die Identität der Personen zweifeln.

Es war schon ziemlich spät, als die Gesellschaft aufbrach. Der junge Mann forderte sich ein Licht, indem er nicht ohne schauerliche Gefühle der Nacht entgegenging. Der Wirth bemerkte ihm, daß er ihm morgen früh das Fremdenbuch vorlegen würde, weil er heute wol zu müde sei. Dann stieg er die Treppe hinauf und tappte sich auf einem langen, einsamen Gange nach seinem Zimmer, das am Ende des Hauses lag. Gleichzeitig hörte er noch ein Pferd vor der Hausthür auf dem

Pflaster ansprengen. Kräftige Schritte stürmten die Treppe herauf. Er sah sich um. Da tönte fern aus dem Dunkel eine Stimme: Herr Assessor Dietrich!

Das war sein eigener Name. Wer konnte ihn denn hier kennen? Er hatte sich nicht eingeschrieben, auf seinen Koffern stand, weil es gegen sein Princip war, nicht einmal seine Chiffre. Dem Postillon hatte er absichtlich seinen Stand und Namen verschwiegen. Wer mochte also von ihm wissen? Wer konnte ihn sogar suchen? So traf ihn nach all den Ueberraschungen der letzten Stunden eine neue. Er blieb wie festgebannt stehen.

Ein Reitknecht stand vor ihm und sprach: Der Herr Baron von Eckartsberg lassen den Herrn Assessor Dietrich freundlichst ersuchen, morgen nicht eher auszugehen, als bis der Herr Baron bei ihm gewesen sind.

Woher kennt der Herr Baron mich? fragte Dietrich erstaunt.

Das weiß ich nicht, war die Antwort des Reitknechts.

Wie haben Sie mich denn ausfindig gemacht? forschte der junge Mann weiter.

Er sagte mir, ich würde Sie auf dem Zimmer Nummer 15 finden, sprach der Diener. Unten der Kellner bedeutete mich, daß der Herr von Nummer 15 eben hinaufgegangen sei.

Ich werde den Herrn Baron erwarten! erwiderte der Assessor, worauf der Reitknecht sich zurückzog und auf dem harten Pflaster von dannen schoß.

Der junge Mann trat in sein Zimmer. Sein Kopf brannte, seine Adern pochten. So viele seltsame und

unerhörte Dinge hatte er noch nie in dem Zeitlauf weniger Stunden erlebt. Was sollte er aus all den Ereignissen machen, die sich wirr und kraus an ihn herangedrängt hatten? Kaum konnte er sie in die rechte Reihenfolge bringen. Der Schuß, der den Oberförster tödtete, der Schrei, der darauf gellend in sein Ohr traf, klangen ihm wieder. Er sah die blitzenden Tigeraugen des Jägers am Felsen. Dann trat die prophetische Erscheinung des Schäfers vor ihn, der ein Flammenmeer auf das Schloß beschwor. Darauf befand er sich im Park und bebte vor der schreienden weißen Frau, die mit ihrer Fackel über die Galerie wüthete. Nun ging er die Eröffnungen durch, die ihm in der Gaststube gemacht wurden. Schließlich aber schickte ihm, der sich unerkannt wähnte und der auch unerkannt bleiben wollte, ein Mann Botschaften, dessen Namen er niemals vernommen hatte. Das war zu viel für sein Fassungsvermögen. Er ging unruhig die halbe Nacht auf und ab. Die Lichter brannten immer tiefer. Schon dämmerte der helle Tag, als er sie ausblies, ohne das Bett berührt zu haben.

Erst jetzt entkleidete er sich, warf sich auf das Lager und hüllte sich in die Decken. Draußen fing das Gezwitscher der Frühlingsvögel an, die Hähne krähten, die Hühner gackerten. Als es endlich helles Licht war, kam Ruhe vor den Nachtgespenstern über ihn. Er schlief ein, aber es war ein wüster, wirrer Schlaf, in dem alle die Scenen, die er am vorigen Tage erlebt, und alle die Gestalten, die an ihm vorübergegangen, aufs neue in heftigen und unruhigen Träumen auf- und niederwogten.

Bald schrak er auf vor der weißen Frau im Schlosse, bald vor der hagern, prophetischen Gestalt des Schäfers, bald vor den Tigeraugen des Jägers, bald vor dem todten Oberförster, der blutig im Walde lag, und bald klang ihm der schrille Schrei seiner Tochter gellend in das Ohr, die Form eines schönen unbekannten Mädchens schwebte vor ihm mit verweinten, bittenden Augen, als ersuche sie ihn, den Vater zu rächen. Er warf sich von einer Seite auf die andere und sprach, stöhnte und fluchte im Traume.

Drittes Kapitel.

Es war schon hoher Tag, als unser Schläfer durch ein Geräusch in seiner Stube erwachte. Er schlug die Augen auf und erblickte an seinem Bette einen großen, schon ältlichen, aber schönen Mann, dessen ganze Erscheinung und Haltung darauf hindeutete, daß er einst Soldat gewesen war. Unter der breiten Stirn, über welcher sich der haarlose, mächtige Schädel erhob, leuchteten ein paar lebendige, aber ernste und fast melancholische Augen, die Habichtsnase streckte sich gebogen aus dem Gesicht. Der Mund war scharf geschnitten. Der Eindruck, welchen die Mienen machten, erschien ebenso streng wie wohlwollend.

Ich bin der Baron von Eckartsberg, sagte der Eintretende, und irre mich wol nicht, wenn ich in Ihnen den Herrn Assessor Rudolf Dietrich zu finden glaube.

Der junge Mann wollte sich entschuldigen, daß der Fremde ihn noch im Bette finde.

Machen wir keine Umstände, erwiderte der Baron. Sie haben eine große Reise gemacht und sind müde geworden. Die Jugend liebt den Schlaf und hat ihn

nöthig. Ich kenne das aus meinen frühern Jahren und aus dem Kriegsleben.

Alle diese Worte wurden so menschlich freundlich geäußert, daß sie dem Assessor gleich eine gute Meinung von dem Redenden beibrachten.

Gehen wir also gleich an die Sache, fuhr Herr von Eckartsberg fort. Die Regierung hat Sie hierher gesandt, um die Forsten der Umgegend zu inspiciren. Ich war bereits von Ihrer Ankunft unterrichtet und wußte Sie auf der Reise. Nun hat sich hier ein großes Unglück zugetragen, von dem Sie vielleicht schon wissen.

Ich habe von dem Morde des Oberförsters gestern im Wirthszimmer gehört, fiel Dietrich ein.

Dann kann ich mir die nähere Erzählung sparen, sprach der Baron. Ich habe infolge dieses traurigen Ereignisses gleich nach der Hauptstadt telegraphirt und Sie als provisorischen Stellvertreter des Oberförsters vorgeschlagen, denn die Stelle ist wichtig und darf nicht unversorgt bleiben. Die Antwort hat nicht auf sich warten lassen. Der Bescheid der Regierung lautete, daß Sie bereits gestern Abend hier eingetroffen sein müßten. Ein vorüberfahrender Postillon, dem ich begegnete und den ich nach seinen Passagieren fragte, gab mir eine Beschreibung von Ihnen, daß ich Sie für den erwarteten Forstassessor halten durfte. Ich habe deshalb noch spät nach Ihnen geschickt, um Sie von meinem heutigen Besuch unterrichten zu lassen.

Er zog darauf ein Papier aus der Tasche, das er dem jungen Mann überreichte. Es war eine telegraphische Depesche, in welcher der Baron den Auftrag

erhielt, dem Assessor Rudolf Dietrich vorläufig die Geschäfte des ermordeten Oberförsters anzuvertrauen.

Als der Beamte das Papier gelesen hatte, sagte ihm der Baron: Sie werden gleich alle Hände voll haben, denn die Verwaltung der Reviere erfordert viel Zeit und Mühe. Zugleich hoffe ich, daß Sie sich mit mir bemühen, den noch durchaus nicht klaren Unfall aufzuhellen. Ueberdies aber werden Sie Gelegenheit finden, der Witwe und Tochter des Verstorbenen, welcher einer der trefflichsten Menschen war, die ich gekannt habe, in einer Weise bei ihrem harten Lose beizustehen, wie es die Pflicht jedes edeln und menschenfreundlichen Mannes ist.

Seien Sie versichert, Herr Baron, rief der junge Mann, daß ich mein Bestes thun werde.

Das ist brav gesprochen, erwiderte der alte Herr und reichte ihm die Hand. Hier die Rechte darauf. Wir wollen einen Bund schließen.

Der Assessor drückte ihm die Hand.

Und nun stehen Sie auf und nehmen Ihr Frühstück ein, sprach der andere. Ich habe noch einige Angelegenheiten im Städtchen zu besorgen. Bis ich wiederkomme, sind Sie fertig. Wir fahren dann zusammen in das Forsthaus.

Damit verabschiedete sich der Freiherr kurz und bündig. Rudolf sprang aus dem Bett und zog sich rasch an, dann klingelte er nach dem Frühstück und hing während desselben seinen Gedanken nach. Die Erscheinung des Barons hatte ihm sehr wohl gethan. Nach den gestrigen Ereignissen war er sich in der Gesellschaft

der Gaststube so fremd und verloren vorgekommen. Hier aber trat ihm plötzlich und unverhofft ein Mann entgegen, der offenbar wußte, was er wollte, was sich namentlich in seiner raschen und entschiedenen Handlungsweise bekundete. Ueberdies bildete er ein Mittelglied zwischen den Behörden, denen er angehörte, und der neuen Stellung, in welche er eintrat. Das bewies ihm die telegraphische Depesche. Schließlich durfte er nach allem in ihm nicht allein einen kräftigen Beistand, sondern auch ein edles und männliches Muster für seine Thätigkeit erwarten, was ihm um so gelegener kam, als er nun zuerst eine Probe seines Talents und seiner Geschicklichkeit ablegen und als er unerwartet eine Stelle selbständig verwalten sollte.

Es dauerte nicht lange, als er den Wagen vor dem Hause anfahren hörte. Ein Kellner meldete ihm, daß der Baron unten halte und den Herrn Assessor erwarte. Rudolf setzte mit einigen Sprüngen die Treppe hinunter und nahm an der Seite des Barons Platz. Sie fuhren in der entgegengesetzten Richtung, welche er gestern gekommen war, das Städtchen hinaus und in die waldumgrünten Berge hinein. Anfangs ging es die Schlangenwindungen der Landstraße hinauf, dann lenkte der Wagen nach links in einen Seitenweg und fuhr unter hohen Eichen und Buchen dahin, bis er am Rande der Hügel vor einem alten steinernen Hause hielt, das seine Giebel hoch in die stille, grüne Waldeinsamkeit streckte. Der Assessor erinnerte sich jetzt, diesen Bau schon gestern von dem Felsen aus gesehen zu haben. Alles war still in der Runde. Die Hunde selbst schienen zu trauern.

Ein Jägerbursche trat ernst und düster in die Thür. Der Baron stieg mit dem jungen Manne aus und führte denselben rechts in die Arbeitsstube des verstorbenen Oberförsters, indem er ihm dessen Bücher und Schreibereien überwies. In dem Zimmer links vom Flur, so bedeutete er ihn, lag die Leiche des Verstorbenen. Dann entfernte er sich und stieg die Treppe hinauf. Bald hörte Rudolf oben im Hause ein lautes Weinen von zwei Frauenstimmen und dazwischen die tröstenden Worte des Barons. Es überkam ihn eine äußerst betrübte Stimmung.

Gleichwol begab er sich an die Arbeit, die immer das beste Mittel gegen die Abschweifungen der Phantasie ist. Die Bücher unterrichteten ihn über die Bestände der Forste, über die Holzschläge, die in der nächsten Zeit vorgenommen, und über die neuen Saaten und Pflanzungen, die eingeleitet werden sollten. Alles war in der besten Ordnung. Nur fiel es ihm auf, daß verhältnißmäßig wenig Correspondenzen zu besorgen waren. Als der Baron nach einiger Zeit eintrat, bemerkte ihm der junge Mann diesen Umstand. Er erhielt die Antwort, daß der Oberförster kein Freund von vielen Schreibereien gewesen wäre und daß er sich am liebsten des lebendigen Wortes und des Zuschauens mit eigenen Augen bedient hätte. Unter diesen Umständen war es allerdings schwer, die laufenden Arbeiten fortzuführen. Herr von Eckartsberg erinnerte sich nun eines kleinen Kalenders, den der Verstorbene stets als Tagebuch mitgeführt habe. Der Jägerbursche wurde gerufen, um

diese Notizen herbeizuschaffen. Dieselben fanden sich auch in dem Rocke, welchen der Ermordete bei seinem Tode getragen hatte. Rudolf sah darin nicht allein die Geschäfte der vergangenen Zeit, sondern auch die Arbeitsplane für den künftigen Monat verzeichnet.

Handeln Sie danach! rief der Baron. Lassen Sie sich ein Pferd satteln, hängen Sie eine Büchse um und ziehen Sie mit dem Burschen in die Reviere. So werden Sie sich in kurzer Zeit die nöthige Uebersicht erwerben.

Dem jungen Manne war dieser Vorschlag äußerst angenehm, denn die Luft des Leichenhauses lastete schwer auf ihm. Nachdem der alte Herr Abschied genommen hatte, zog Rudolf mit dem Forstgehülfen in den Wald.

Am nächsten Morgen holte der Baron den Assessor wieder am Gasthofe ab. Die Fahrt ging aufs neue nach dem Forsthause, wo die gerichtliche Untersuchung der Leiche stattfinden sollte. Die beiden fanden dort den Richter, den Bürgermeister und den Arzt, die Rudolf schon im Gasthofe gesehen hatte. Herr von Eckartsberg führte den jungen Mann zu dem Raume, wo der Ermordete ausgestreckt lag. Er hob das Tuch von dem bleichen Gesichte und zeigte dem Begleiter mit einer Thräne im Auge die reinen, edeln Züge, die das Gepräge eines braven, geraden und strengen Charakters aufwiesen. In diesem Moment stürzten sich zwei Frauen in tiefschwarzer Kleidung weinend und aufschreiend in die Stube.

Ich muß ihn noch einmal sehen! rief die ältere Dame, den lieben, guten Mann!

Laßt mich zu dem treuen, theuern Vater! fiel das Mädchen ein.

Beide warfen sich schluchzend über den blassen Todten, den sie mit allen Klagen und Küssen nicht aufwecken konnten. Es war eine schauerliche Scene, die noch durch die grüne, von dem dichten Walde in der Runde ausgehende Dämmerung erhöht wurde. Rudolf stand zurückgezogen in einer Ecke. Der Baron suchte die Frauen zu beruhigen.

Ach, wie soll ich mich beruhigen! weinte das Mädchen. Wenn Sie mir nur glauben wollten, das Blei war mir zugedacht. Ich ritt vor dem Vater; ja, ich verdeckte ihn. Ein plötzlicher Sprung des Pferdes in dem Augenblicke, wo der Schuß losging, stellte ihn bloß. Die Kugel, die, wie ich es in mir fühlte, auf mich gezielt war, pfiff an meiner Brust vorüber und traf ihn. Gewiß, er hat für mich den Tod erlitten, der treue, gute Vater!

Wie willst du aber so etwas beweisen, liebe Hedwig! sprach der Baron. Was hast du mit Wilddieben zu thun?

O, ich weiß, was ich weiß, klagte das Mädchen. Warum fehlte das Blei? Ich bin doch nichts nütze auf der Welt, und er war so vielen alles.

Das herzzerreißende Weinen erneute sich. Es gelang dem Baron nur mit Mühe, die Frauen nach einem schmerzlichen Abschiede zu entfernen. Er brachte sie nach ihren Zimmern. Der Assessor aber ging mit dem Forstgehülfen in die Wälder.

Darauf begannen die Herren vom Gericht ihr trauriges Geschäft. Die Untersuchung der Leiche ergab, daß

der Schuß die Brust von rechts nach links durchbohrt und das Gewebe der Lunge in einer Weise zerrissen und zerschmettert hatte, daß der Tod schon dadurch erfolgen mußte. Ueberdies fand man die große Kugel in der Wandung des Herzens. Eine solche Verletzung führte naturgemäß den augenblicklichen Tod herbei. Das verhängnißvolle Blei wurde herausgenommen und sorgsam versiegelt, um als Beweismittel zu dienen, denn es entstand hier die entscheidende Frage, ob die Kugel auch in das Rohr, durch welches der Mord vollbracht worden war, paßte. Dann wurde die Leiche gereinigt und in das Todtenhemd gekleidet. Jene Stelle aber, wo die Wunde klaffte, ließ man dem Blicke offen.

Ehe nämlich das Gericht das Todtenzimmer verließ, galt es noch ein ernstes Werk. Der schwarze Franz, den man für den Mörder hielt, sollte vor die Leiche geführt werden, um aus der Art und Weise, wie er sich dort geberdete, auf seine Schuld oder Unschuld schließen zu lassen. Die Herren von der Untersuchungscommission stellten sich auf die Nachricht von der Ankunft des Wildschützen mit ernsten Mienen in die Runde. Dann hörte man vor der Thür die Ketten des Gefesselten erklingen. Einige Landreiter führten einen jungen, schönen Burschen mit dunkelm, lockigem Haar, tiefliegenden schwarzen Augen, brauner Gesichtsfarbe und äußerst kräftigem, gedrungenem Gliederbau in die Stube. Man sah in dem ganzen Wesen des Mannes, in dem wir den schwarzen Franz kennen lernen, zwar Trotz, Waghalsigkeit und kecken Uebermuth, aber auf eigentliche

Bosheit ließen seine Züge nicht schließen. Er trat sogar mit einer gewissen Bewegtheit zu der Bahre.

Der Richter redete ihn feierlich an: Betrachtet Euch diesen ehrwürdigen Todten und sagt mir, ob die Wunde hier an der Brust Euer Werk ist.

Der schwarze Bursche betrachtete die Leiche mit sicherm Blicke. Dann schaute er auf den Richter und hob die mit Ketten belastete breite Hand auf den Todten, indem er zugleich ernst und feierlich sprach: So wahr mir Gott helfe, ich bin unschuldig an dem vergossenen Blute!

Bedenkt, was Ihr sagt! mahnte der Richter. Die Wahrheit kommt endlich an die Sonne. Den Schuldigen trifft die Strafe des Himmels!

Möge sie tausendfach auf mein Haupt fallen, sagte der Wildschütz, wenn ich ein falsches Wort gesprochen habe!

Je härter die Lüge, je strenger das Urtheil! rief der Richter noch einmal.

Herr Richter, sprach Franz, hier will ich es bekennen, daß ich ein schlimmer Wildschütz bin. Ich kann einmal nicht anders. Es liegt mir im Blut. Aber Gott verhüte, daß ich mich an einem Menschen vergreife. Und diesem Manne hätte ich erst recht kein Haar krümmen können. Er war mein Meister im Schießen. Ich strebte ihm nach wie einem Muster. Wehe der gute Oberförster! — In der That trat dem Burschen eine Thräne in das Auge, aber er wischte sie rasch ab und fuhr fort: Bestrafen Sie mich wegen meiner Wilddiebereien. Ich will sie selbst

eingestehen. Aber hier fühle ich mich schuldlos. Ich sehe unbesorgt der strengsten Untersuchung entgegen.

Und dann stand er fest und trotzig da. Der Richter befahl den Landreitern, ihn in das Gefängniß zurückzuführen. Dieser Auftritt hatte auf alle einen eigenthümlichen Eindruck gemacht.

Am nächsten Tage fand das feierliche Begräbniß des Oberförsters statt. Nicht allein die Bewohner des Städtchens, auch die ganze Umgegend nahm den lebendigsten Antheil. Alle Forstleute des Amts hatten sich eingefunden. Acht stämmige Förster trugen abwechselnd den Sarg, während ihnen die hellen Thränen über die gebräunten Wangen liefen. Der Zug, der sich anschloß, um dem Todten das letzte Geleite zu geben, wollte kein Ende nehmen. So ging es zu dem Friedhof, der die alte gothische Kirche des Orts umgab. Der Pfarrer hielt eine rührende Rede über die trefflichen Eigenschaften des Verstorbenen, in welcher kein Wort übertrieben war, denn man konnte die schlichten Tugenden des Todten nicht übertreiben. Als der Sarg sich in die Erde senkte, und als die dunkeln Schollen dumpf darüberrollten, war kein Auge trocken. Dann zerstreute sich die Menge still und lautlos.

Der Baron fuhr darauf mit Rudolf Dietrich nach dem Forsthaus und stellte den jungen Mann der Witwe und ihrer Tochter als den Nachfolger des Oberförsters vor, indem er zugleich seine Meinung aussprach, es sei am besten, daß der Assessor sein

Quartier im Forsthause nehme, weil er dort sein Bureau habe und überdies den Damen als Schützer dienen könne. Schon gegen Abend zog Rudolf mit seinen Sachen aus dem Gasthofe in das Haus im Walde.

Viertes Kapitel.

Rudolf Dietrich hatte sich bald in seiner neuen Wohnung zurecht gefunden und begann sich behaglich zu fühlen. Freilich konnte er nicht gleich die düstere Stimmung vergessen, unter welcher das Haus stand, als er es zum ersten mal betrat. Aber seine Zimmer, die in dem Bureau, einer hinter diesem gelegenen Wohn- und der daran sich reihenden Schlafstube, die sonst für den Fremdenbesuch diente, bestanden, lachten in der That so freundlich, dehnten sich so hell gegen den lichten Sonnenschein des Morgens und waren so durchklungen von Vogelsang, daß er die durch den Flur getrennten Räume, in welchen die Leiche des Försters gelegen hatte, bald darüber vergaß. War er auch am ersten Tage mit unheimlichen Gedanken eingeschlafen, so erwachte er doch mit einem versöhnten Gefühle, weil der Morgen ihn so gar schön und frisch begrüßte. Auch die begonnenen Arbeiten, die er in vollster Selbständigkeit besorgte, machten ihm Vergnügen. Zunächst saß er einige Zeit am Schreibtische, dann ging er in die Wälder, die

in dieser Gegend wirklich von unvergleichlicher Schönheit waren.

Mit den Hinterlassenen des Oberförsters kam er vorläufig wenig zusammen. Zunächst meinte er, daß der Schmerz heilig sei, daß er die Einsamkeit liebe und vor der Berührung mit der Außenwelt zurückbebe. Dann aber war er die meiste Zeit aus dem Hause. Unter diesen Umständen nahm er auch sein Mittagsmahl meistens in benachbarten Dörfern oder auch im Gasthofe des Städtchens, wo er gleichfalls oft nach ermüdenden Dienstfahrten des Abends einkehrte, um sich zu stärken. Größtentheils beruhte nun diese Zurückhaltung auf einem gewissen Zartgefühle, was Frau Behling, denn so hieß die Oberförsterin, auch zu empfinden schien, denn sie machte ihm gelegentlich allerlei Anerbietungen in Betreff des Mittags- und Abendtisches. Er lehnte dieselben aber mit dem Bedeuten ab, daß er augenblicklich noch zu viel draußen zu thun habe, daß er aber ihre Güte in Anspruch nehmen werde, sobald er die Forsten und Beamten gehörig kenne. Und so kam es nur selten vor, daß er sich einen kleinen Imbiß forderte.

Befand er sich aber des Abends in seiner Stube, so geschah es zuweilen, daß der Baron, der alle Tage das Forsthaus besuchte, zu ihm eintrat und die dienstlichen Angelegenheiten mit ihm beredete, wobei er nicht allein mannichfache Kenntnisse von dem Forstfache an den Tag legte, sondern dem jungen Beamten auch manchen guten Rath ertheilen konnte. Zum Schlusse aber lud er ihn jedesmal ein, ihn zu den Damen auf dem

ersten Stocke zu begleiten, wo alsdann gemeinschaftlich der Thee eingenommen wurde. Im Beginn dieser Besuche fiel die Unterhaltung meistens noch auf den Mord des Oberförsters. Allmählich aber kam die Rede auch auf andere Gegenstände, indem man die Verhältnisse und Persönlichkeiten der Umgegend erörterte. Das Gespräch wurde besonders von dem Baron und der Frau des Oberförsters geführt. Hedwig, welche gewöhnlich zu schweigen pflegte, widmete ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich kleinen häuslichen Angelegenheiten, die sie mit einer seltenen Ordnungsliebe und Pünktlichkeit in der geräuschlosesten Weise versah. Der Assessor aber hatte noch nicht genug von Land und Leuten gesehen, um sich entscheidende Urtheile zu erlauben. Er that nur gelegentlich kurze Fragen, auf welche lange Antworten gegeben wurden. So begann er denn allmählich die Gegend und ihre Bewohner kennen zu lernen. Nur in Beziehung auf das Schloß Wildenau konnte er nicht zur Klarheit kommen. Er forschte am Theetisch einigemal nach den dortigen Verhältnissen, aber der Baron gab dann immer dem Gespräch eine neue Wendung. Auch außer dem Forsthause waren seine Fragen gleichfalls niemals klar beantwortet worden. Man bedeutete ihn bei diesen Gelegenheiten mit zweifelhaftem und fast ironischem Ausdruck, er sei ja mit dem Herrn von Eckartsberg bekannt und könne von demselben die beste Aufklärung erhalten. Dann hatte er auch wieder von dem Baron als einem Sohne dieses alten Geschlechts reden hören. Und doch hieß er nicht Wildenau, wie die dortigen Bewohner. Sollte dahinter nicht auch ein

Geheimniß stecken? Außerdem war ihm der Baron in manchen andern Beziehungen eine räthselhafte Person. Dahin gehörte, daß er nie von sich selbst sprach. Schließlich schien dem jungen Manne die Freundschaft in dem Hause des Oberförsters nicht recht erklärlich.

Als der alte Herr eines Tags mit Hedwig auf einem längern Spaziergange begriffen war, wie dies häufig zu geschehen pflegte, nahm Rudolf die Gelegenheit wahr und machte der Frau Oberförsterin einen Besuch. Nach den ersten einleitenden Worten trat er gleich offen und klar auf, indem er ihr mittheilte, daß er bei dem Baron in Betreff des Schlosses Wildenau vielleicht ungeschickte Fragen gethan habe, und sie um Auskunft bat, ob in dieser Beziehung vielleicht Geheimnisse obwalteten, sodaß er den Namen des Schlosses nicht in den Mund nehmen dürfe. Freilich habe er auch an andern Seiten Aufklärungen gesucht, er sei aber bei dieser Gelegenheit mit mistrauischen Blicken an den Baron verwiesen worden.

Es ist gut, erwiderte die Dame, daß Sie selbst dieses Gespräch suchen. Ich wartete nur auf die Gelegenheit, Sie einmal allein zu sehen, um mit Ihnen über diese Dinge zu reden; denn ich habe es deutlich bemerkt, daß Sie von den Verhältnissen zu Wildenau, die allerdings für den Baron peinlich sind, nichts wissen. Uebrigens ist die Geschichte des Schlosses durchaus kein Geheimniß. Jedermann hier im Lande kennt sie, ja, sie wird vielfach übertrieben dargestellt. Wenn man vor Ihnen geschwiegen hat, so ist es wahrscheinlich

aus dem Grunde geschehen, weil man Sie oft in der Gesellschaft des Barons sieht und deshalb vielleicht glaubt, Sie suchten die Leute zu bestimmten Zwecken auszuholen.

Beide nahmen Platz, und die Dame erzählte dem jungen Manne folgendermaßen: Die Grafen von Wildenau gehören zu den ältesten Adelsgeschlechtern des Landes. Noch vor einem Jahrhundert wurden sie gleichfalls den reichsten beigezählt, denn sie rühmten sich eines unermeßlichen Grundbesitzes, der ihnen ein so großes Einkommen abwarf, daß sie im Stande waren, jenes reiche und kostbare Schloß zu bauen, welches Sie heute unterhalb des Städtchens aus dem mächtigen Parke aufragen sehen. Als nun in jenen leichtfertigen Tagen, wo die Bourbonen auf dem französischen Throne saßen, eine entfesselte Sittenlosigkeit als höchster Ruhm des Adels galt, trafen die zuchtlosen Ansichten der Zeit in den Sprossen des wildenauer Geschlechts nur auf zu offene Ohren und willige Geister. Der eine ging nach dem andern an die Höfe und verschwendete in Luxus, Spiel, Festen und Lüsternheit das ererbte Vermögen. Schmolzen auf diese Weise die Güter schon bedeutend zusammen, so erhielten sie durch den Urgroßvater des jetzigen letzten Sprossen den erheblichsten Stoß. Dieser Mann lebte fast als Greis zur Zeit der Französischen Revolution. Er verkehrte mit den Flüchtlingen des dortigen Adels, machte Umtriebe und lieh ihnen Geld, bis er selbst in große Noth kam und starb.

Sein Sohn heirathete eine Freiin von Eckartsberg, die ein mäßiges Vermögen besaß, sodaß wenigstens das

Stammgut erhalten werden konnte. Da sie zugleich eine ausgezeichnete und haushälterische Dame war, die ihren Mann auf gute Wege brachte, so hob sich die Familie und genoß bald wieder eines allgemeinen Ansehens im Lande. Diese würdige Frau lebt noch in hohem Greisenalter auf dem Schlosse. Sie ist die Stammmutter des jetzt bestehenden Geschlechts. Die Geschichte des letzten Paars der gräflichen Familie von Wildenau läßt sich in der Geschichte ihrer Nachkommen zusammenfassen. Sie erfreuten sich nämlich dreier Kinder, zweier Knaben und einer Tochter, die alle ganz seltsame Geschicke erlebt haben. Ich werde Ihnen das Nähere in der Kürze mittheilen.

Der älteste Sohn, Edmund, war ein an Geist und Körper schwächlicher Knabe. Seine Jugend verging unter Leiden und Krankheiten der mannichfachsten Art. Nur der unbeschreiblichsten Sorgfalt und Pflege der Mutter, welche die Kinder über alles liebte, gelang es, ihn im Leben zu erhalten. Er wurde, was man früher nie erwartet hatte, einer von jenen schönen, weichlichen Jünglingen, denen es zwar an aller Kraft und Energie fehlt, die aber in der Gesellschaft ein gewisses Interesse für sich rege machen, was hier um so mehr der Fall war, da er als Stammherr eines alten und berühmten Hauses auftrat. Sein Vater, der mit Vergnügen wahrnahm, daß man Gefallen an ihm fand, hatte bald keinen andern Gedanken, als ihm eine reiche Erbin zur Gemahlin zu geben und auf diese Weise den Glanz des Geschlechts herzustellen. Er hörte und sah sich nach allen Seiten um und vernahm nun die Kunde von

einer Erbtochter des Grafen von Grimberg. Das junge Mädchen, welches Luciane hieß, mußte ohne Zweifel in den Besitz eines unermeßlichen Vermögens kommen. Graf Wildenau machte eine Reise nach den entfernten Gütern ihrer Aeltern, bei denen er sich als Standesgenosse leicht einzuführen wußte, und fand in der Tochter mehr, als er erwarten konnte. Das Mädchen zeigte nämlich in seinem Aeußern eine entschiedene Schönheit, die indessen einen eigenthümlich wilden Charakter hatte. Sie war hoch und stolz gewachsen, das blonde, dicke Haar wogte in einer kaum zu bewältigenden Fülle, das Gesicht hatte einen ernsten und leidenschaftlichen Ausdruck und in den Augen glühte ein unheimliches Feuer. So sehr sich nun auch ihre Erscheinung empfahl, so gingen doch über ihren Geist die seltsamsten Gerüchte um. Sie stand nicht allein in dem Rufe einer ungebändigten Starrsinnigkeit, man erzählte auch, sie sei eine Nachtwandlerin und fühle zu Zeiten eine unwiderstehliche Lust, Feuer zu sehen. Ja, es wurden sogar einige Feuersbrünste in der Nähe ihres väterlichen Schlosses, deren Grund und Ursache man verheimlicht hatte, mit diesem Triebe des Mädchens in Verbindung gesetzt. Graf Wildenau mochte wie die meisten Adelichen, von denen manche ihre Söhne sogar von dem sonst imponirenden Erbfräulein zurückhielten, gerade nicht erbaut über diese Gerüchte sein, aber seine Begier, den frühern Reichthum des Hauses wieder aufzurichten, war doch größer als seine Bedenken. Ohne seiner Frau, die gewiß unter den obwaltenden Umständen von einer Verbindung ihres geliebten Edmund mit einem unheimlichen

Geschöpfe zurückgeschreckt wäre, die geringste Mittheilung zu machen, knüpfte er Unterhandlungen mit dem Grafen Grimberg an, der eine Bewerbung von seiten Wildenau's, dessen Adel viel älter als der seinige war, mit Vergnügen annahm. Die jungen Leute wurden zusammengebracht. Der kraftlose Edmund hatte keinen Willen, während Luciane sich danach sehnte, ihre eigene Herrin zu werden. So stand der Verlobung nichts entgegen. Drei Wochen später fand die Hochzeit statt, und hier sah die Mutter des jungen Mannes zuerst ihre Schwiegertochter, von deren verdächtigem Seelenzustande ihr Mann klüglich geschwiegen hatte.

Das junge Paar zog nach Wildenau, und hier zeigte sich, daß die Gerüchte nicht auf Unwahrheit beruhten. Die junge Frau legte nicht allein einen unbezwinglichn Starrsinn an den Tag, sie war auch mondsüchtig, sie hatte den Feuertrieb und befand sich bei diesen Gelegenheiten in einem fast wahnsinnigen Zustande. Sie können sich denken, daß es nicht an gräßlichen Scenen fehlte. Man vermochte das wilde Wesen nicht genug zu hüten. Die alte brave Gräfin hatte unsägliche Leiden, denn sie sah ihren Sohn dahinschwinden. Zu dieser Zeit kam ein Jäger in das Schloß, der aus den ungarischen oder slawischen Ländern der Donau entsprossen war und sich nicht allein durch eine riesenhafte Stärke, sondern auch durch einen wahren Basiliskenblick auszeichnete. Man nahm ihn in Dienst, um als Hüter über Luciane zu wachen, die fast niemand mehr zu bändigen wußte und welche schon zu verschiedenen Zeiten Versuche gemacht hatte, das Schloß in

Brand zu stecken. Irinyi, so hieß der Jäger, that bald Wunder. Sobald er seine Stimme ertönen ließ und sie mit seinen fascinirenden Blicken verfolgte, wagte sie sich nicht mehr zu rühren. Seltsamerweise wurde Luciane, obschon sie bereits seit Jahren verheirathet war, ohne daß sich Nachkommenschaft eingestellt hatte, guter Hoffnung, während ihr Mann, der täglich mehr und mehr hinschwindende Edmund, einer zehrenden Krankheit unterlag. Einige Monate nach seinem Tode brachte sie einen Sohn zur Welt, dem der Name Edmund gegeben wurde. Daß es unter diesen Umständen nicht an den mislichsten Gerüchten fehlte, lag auf der Hand.

Das zweite Kind des alten gräflichen Paares war eine Tochter, auf deren Namen ich mich augenblicklich nicht besinne. Auch an Edmund's Schwester erlebten die Aeltern keine Freude. Sie wuchs gerade zur Jungfrau heran, als die Wirren, welche die Ehe des Stammherrn herbeiführte, auf ihrer Höhe standen. Ihre einzige Zerstreuung waren die Bedrängnisse und Verdrießlichkeiten des Hauses, weshalb denn von einer glücklichen Jugend keine Rede sein konnte. Dabei mag es ihr an der gehörigen Aufsicht gefehlt haben. Auch hat sie wol eine tiefe Sehnsucht, den Qualen ihrer Heimat zu entgehen, ergriffen. Kurz, sie machte die Bekanntschaft eines jungen Forstbeamten, der als Oberförster in diesem Hause wohnte, — wie er hieß, weiß ich nicht. Es entstand eine jähe, schwärmerische Liebe. Der junge Mann suchte eine Versetzung nach und entführte plötzlich die unbewachte Gräfin, die er zu seinem Weibe gemacht haben soll. Auf dem Schlosse wurde nicht mehr von dem

entarteten Kinde gesprochen. Aber sie war doch der Liebling des alten Grafen gewesen, dem ihre Flucht so heftig zusetzte, daß er erkrankte und starb.

Alfred, das dritte Kind, wurde dem Heerdienst gewidmet. Als nachgeborener Sohn mußte er sich selbst seinen Weg suchen. Er war ein kräftiger, energischer junger Mann, der sich mit Muth und Geschick in sein Los fügte, und den der frühe Anblick all des Unglücks in seinem älterlichen Hause zu einer andern Anschauung der menschlichen Verhältnisse gebracht hatte. Seine Ansichten waren nichts weniger als aristokratisch. Und so faßte der junge Offizier auch eine heftige Neigung zu einem Mädchen bürgerlichen Standes. Zu seinem Unglück war aber dieses Mädchen bereits mit einem andern verlobt. Er konnte diesen Gedanken nicht ertragen. Er wollte mit der Geliebten nicht dieselbe Luft einathmen. So nahm er seinen Abschied und trat in englische Dienste, die ihn nach Indien führten. Zum Lohn seiner Tapferkeit und seines Talents erhielt er bald Aemter und Reichthümer. Nach langen Jahren trieb ihn die Sehnsucht in die Heimat, nachdem er in der Fremde Gelegenheit gehabt hatte, eine Menge der einflußreichsten Bekanntschaften zu machen. In der Hauptstadt von England angelangt, hörte er auf der Gesandtschaft seines Landes, daß ein vor kurzem verstorbener Oheim ihn zum Erben beträchtlicher Güter eingesetzt hatte mit der Bedingung, daß er auch dessen Namen annehme. Was lag ihm an seinem eigenen Namen, auf dem in der letzten Zeit so mancher Flecken haftete? Er eilte in die Heimat. Arm war er geschieden,

er kam reich zurück. Auf seinem Erbe angelangt, bekleidet er kein Amt, aber er ist ein Mann, der überall gute Thaten säet, der den Edelsinn unterstützt und das Verbrechen verfolgt. Mit einem Wort, der frühere Graf Alfred von Wildenau ist der jetzige Baron von Eckartsberg, den Sie kennen und lieben müssen.

Der Assessor horchte hoch auf. Also der Baron! rief er. Jetzt fange ich an, seinen Widerwillen gegen die Erwähnung von Wildenau zu begreifen.

Nachdem ich Ihnen die Geschichte dieser Generation mitgetheilt habe, fuhr die Dame fort, bleibt mir noch übrig, von dem Sohne Lucianens zu reden. Der junge Graf Edmund, der Erbe — —

In diesem Augenblicke trat der Baron mit Hedwig, die von ihrem Spaziergange zurückkehrten, in das Zimmer. So wurden denn die Mittheilungen der Oberförsterin unterbrochen, die sie ohnehin wol in der Gegenwart der Tochter nicht wieder aufgenommen hätte. Das Gespräch wandte sich bald andern Dingen zu. Rudolf blieb zerstreut und nachdenklich. Er faßte sich erst wieder zusammen, als der Baron die Damen und ihn für den nächsten Tag zum Mittagessen zu kommen bat. Diese Einladung wurde angenommen. Und so schieden die Mitglieder des kleinen Kreises.

Fünftes Kapitel.

Haus Eckartsberg, die Besitzung des Barons, welche rechts von jener Straße, die Rudolf in das Städtchen herabkam, im tiefen Walde lag, gehörte keineswegs zu den alten Stätten feudaler Herrlichkeit. Von grauen bemoosten Thürmen, Zinnen und Erkern war hier nicht die Rede. Sowol das Wohnhaus wie die umgebenden Gärten deuteten auf eine neuere Zeit. Allerdings hatte hier vor zwanzig Jahren noch ein altes Burghaus gestanden, von dem aber nichts als der Name übrig geblieben war. Als der Oheim des Barons eingesehen hatte, daß er das morsche Gebäude nicht erhalten könne, ohne jährlich den Maurer und Zimmermann zu beschäftigen, faßte er den kühnen Entschluß, das Schloß seiner Väter niederzuwerfen und sich eine neue, bequemere Wohnung im Geiste des neunzehnten Jahrhunderts zu bauen. Dem raschen Beschluß folgte die rasche That. Als ein Mann von Geschmack, der sich tüchtig in der Welt umgesehen hatte, verschmähte er, architektonische Experimente zu machen, zumal da er wußte, daß seine Zeit noch weit

davon entfernt war, einen sichern Weg zu irgendeinem maßgebenden Baustil zu gehen. Er wählte sich deshalb den Plan eines alten italienischen Meisters und folgte ihm getreu beim Bau seines Landhauses, das er nicht mit weichlichem Luxus, aber mit männlichem Ernste und Geschmack auszierte. Der alte Herr von Eckartsberg hatte sich aber zugleich als ein tüchtiger Landwirth hervorgethan, dem es nicht um sogenannte Standesinteressen, sondern um ein gesundes, tüchtiges und arbeitsames Leben zu thun war. In diesen Grundsätzen zum Manne gereift, suchte er keine aristokratischen Cirkel auf, über deren Narreteien und Schrullen er lachte, sondern trieb den Feldbau als die erste, edelste und schönste Beschäftigung, welche die Erde bietet. Und so deuteten denn auch die Höfe, Scheunen, Ställe, sowie die gedehnten Gärten, Obstalleen und Felder auf diese praktische Thätigkeit. Von dem Oheim war der Besitz aber in gute Hände gekommen. Der Neffe theilte ganz und gar die Lebensanschauungen, die der alte Herr hier in seinen Werken verfolgt hatte.

In einem der Gesellschaftszimmer des Landhauses saß der Baron, der seine Gäste erwartete, und blätterte in einem Buche, als er einen Wagen vor der Thür rollen hörte. Er stand auf und ging an das Fenster, in dem sichern Glauben, die Damen aus dem Forsthause würden mit dem Assessor ankommen. Aber er hatte sich getäuscht und eilte, so rasch er konnte, an die Thür.

Wie, meine Mutter, du bist es? rief er einer alten ehrwürdigen Dame mit reichen grauen Locken und einem überaus ansprechenden edeln Gesicht zu. Welche Freude!

Gott grüß' dich, Alfred! rief sie ihm freundlich entgegen.

Er half sogleich der gebrechlichen greisen Frau mit der größten Sorgfalt aus dem Wagen und führte sie ins Zimmer, wo er ihr den bequemsten Sessel zurecht machte.

Was verschafft mir denn einen so unerwarteten Besuch? fragte er mit der liebevollsten Theilnahme.

Mein lieber Sohn, antwortete sie, du hast mich schon oft aufgefordert, meine Wohnung bei dir aufzuschlagen. Sieh, ich komme, das Ende meiner Zeit bei dir zu bleiben.

Gott sei Lob und Dank, rief der Baron erfreut, daß du endlich zu deinem einzigen Kinde einziehst! Es ist ja auch fast unnatürlich, daß du unter den Fremden weilst. Und noch lange Zeit wollen wir zusammenbleiben und uns Liebe angedeihen lassen.

Sie reichte ihm schweigend die alte runzelige Hand, die er mit Innigkeit küßte.

Dann fragte er: Es ist doch nicht wieder ein Unheil geschehen? Luciane —?

Sie bedroht uns täglich mit Brand, sprach die alte Dame. Indeß dagegen konnte noch Rath geschafft werden. Irinyi hat uns vor dem Feuer geschützt.

Wie beruhigt es mich, sprach der Sohn, daß du jetzt endlich in ein sicheres Haus eingehst.

Und doch hat es mir schwere Kämpfe gekostet, seufzte die Gräfin. Ich war die einzige Person, die rechtmäßig auf Wildenau saß. Die Unrechtmäßigen sind dort zurückgeblieben. Der Unrechtmäßigste aber wird erst einziehen.

Wie, Edmund? rief der Baron.

Edmund hat geschrieben, daß er noch heute mit seiner Gemahlin eintrifft, erzählte jetzt die Dame. Er bringt den Prinzen Adolf als Gast mit. Sie wollen hier in den Wäldern jagen, weshalb sie von einem großen Gefolge begleitet werden. Ueber alle Zimmer des Schlosses ist verfügt. Man wollte mich in eine Mansarde verweisen. Soll ich, die ich die einzige rechte Besitzerin bin, mir das gefallen lassen? Nein! Soll ich in meinen alten Tagen einen Streit beginnen? Abermals nein! Mögen sie thun, was sie wollen. Ich rette mich aus der Fremde in meine Heimat. Es ist mir schwer geworden, einen Ort zu verlassen, wo die Geschichte meines Lebens liegt; aber es wird mir leicht, seit ich weiß, daß ich hier auf ein friedliches Ende harren kann.

Der Baron küßte die alte Frau ernst und doch freundlich auf die Stirn. Du hast wohl gethan, sprach er; ich danke dir von Herzen. Gott fügt alles zum Besten.

Vor der Thür hielt jetzt der Wagen des Hauses, der die erwarteten Gäste abgeholt hatte. Die Oberförsterin und ihre Tochter traten in tiefer Trauerkleidung ein und wurden von der alten Gräfin auf das herzlichste begrüßt. Dieselbe entschuldigte sich, daß sie nicht selber in das Forsthaus gekommen sei, um der Witwe und ihrer Tochter ihre Beileidsbezeigungen zu überbringen; ihr Herz habe sie wol dazu gedrängt, aber leider hemme das Alter ihre Glieder, sodaß sie solche Ausflüge nur selten machen könne. Die ankommenden Damen dankten ihr mit jener Wehmuth, die man stets bei gefühlvollen Menschen gewahrt, welche einen schweren Verlust erlitten

haben. Dann ward auch Rudolf als der Forstassessor und provisorische Nachfolger des Oberförsters der alten Gräfin vorgestellt. Seltsamerweise nannte der Baron bei dieser Gelegenheit nicht seinen Familiennamen Dietrich, sondern den Vornamen Rudolf. Da er dies aber vielleicht aus einer gewissen Zerstreutheit auch zum öftern im Gespräch that, so fiel es dem jungen Manne nicht auf.

Daß die greise Gräfin das Interesse des jungen Mannes in ganz ungewohnter Weise in Anspruch nahm, konnte um so weniger auffallen, als ihm erst gestern die verwirrten Geschicke ihres schmerzreichen Lebens mitgetheilt worden waren. Welche Prüfungen hatte sie durchgemacht! Welche Schläge hatte ihr das Schicksal bereitet! Wie mußte der Kummer an ihrem Dasein genagt haben! In der That spiegelten sich die ernsten Lose, die so viele trübe Jahre lang auf ihr lasteten, in ihren ernsten, gramgefurchten Zügen. Dennoch blickte aus ihren schönen großen und klaren Augen ein festes Gottvertrauen. Und so nahm sie sich denn in ihrem Kleide von schwerem schwarzen Atlas, dem saubern Spitzenkragen am Halse und der feinen Haube, aus welcher die greisen Locken in mächtiger Fülle hervorquollen, wie eine echte adeliche Stammmutter aus.

Je mehr der junge Mann sie betrachtete, desto mehr nahm ihr Bild ihm die Gedanken ein. Es war ihm, als kenne er die Züge. Diese Stirn und dieser Mund kamen ihm so befreundet vor. In solche Augen meinte er schon früher gesehen zu haben. Selbst die Bewegungen waren ihm nicht fremd. Unwillkürlich mußte er

an den Abend denken, wo er jüngst in diese Gegend kam und das Schloß Wildenau erblickte. Jetzt glaubte er auf die richtige Fährte zu kommen. Hatte er nicht unter den Miniaturbildern jenes sorgsam verschlossenen Schubfaches seiner Mutter ein weibliches Porträt erblickt, das dieser alten Frau glich? Nein, er konnte sich doch nicht so genau darauf erinnern wie auf die Abbildung des Schlosses. Er sah sich an den Wänden des Zimmers um, in dem sich die Gesellschaft befand. Dort gewahrte er auch das große in Oel gemalte Bildniß der Gräfin. Ihr gegenüber hing ein Mann, der, wie er hörte, ihr Gemahl gewesen war. Hatte er nicht auch diese Gestalt im Abbilde gesehen? Fast glaubte er es. Aber schließlich wirrten sich die alten Eindrücke mit den neuen durcheinander. Er vermochte es nicht, mit seinen Erinnerungen ins Reine zu gelangen.

Bei Tisch verlangte die alte Dame zwischen Rudolf und Hedwig zu sitzen. Sofort wandte sie sich mit milden Worten an den jungen Mann und fragte ihn nach seinen Familienverhältnissen. Rudolf erzählte ihr von dem Vater, der in frühen Jahren als Forstrath gestorben und seine Mutter und ihn, einen unmündigen Knaben, in den traurigsten Verhältnissen zurückgelassen habe. Sie seien dann in eine große Stadt des deutschen Ostens gezogen, wo er auf dem Gymnasium und auf der Universität seine Studien vollendete. Die theilnehmenden Mienen der Gräfin lösten ihm die Seele in einer Weise, daß er sich mit der größten Innigkeit und Liebe über seine gute und treue Mutter aussprach, welche um seinetwillen alle Entbehrungen ertrug und stets zu den

höchsten Opfern bereit war, um für die Zukunft einen tüchtigen und nützlichen Mann im Staat und in der menschlichen Gesellschaft aus ihm zu bilden. Und wie hell und rein drückte er die Freude aus, daß er jetzt endlich so weit sei, um ihr die endlosen Sorgen zu vergelten und sie aus einem Leben voll Mangel und Elend in ein behagliches Dasein hinüberzuführen, denn seiner Aussage gemäß hatte er die Absicht, die Mutter in der kürzesten Zeit, sobald nämlich seine öffentliche Stellung fixirt sei, zu sich zu holen und mit ihr einen kleinen Hausstand zu beginnen.

Sie sind ein braver Sohn, sprach die Gräfin mit weichem Tone und reichte ihm die Hand, während ihr die hellen Thränen in den Augen standen.

Auch jetzt wurde es ihm wieder seltsam zu Muthe. Woran erinnerte ihn denn diese Stimme, die wie ein fernes Echo herauftönte?

Während er sich eine Weile in diesen Gedanken versenkte, begann die alte Dame ein Gespräch mit Hedwig, aus welchem er entnahm, daß das junge Mädchen sich vor dem Tode seines Vaters vielfach damit beschäftigt hatte, einige Kinder der ihrem Vater untergebeuen Forstleute zu unterrichten. Die Försterstochter erwiderte, sie sei von dem schmerzlichen Erlebniß so tief ergriffen gewesen, daß sie die Unfähigkeit gefühlt habe, sich aus ihren trüben Gedanken zu reißen und mit andern Dingen zu beschäftigen. Es war nun aber eine Freude zu hören, wie die alte Gräfin das arme Kind mit dem freundlichsten Zuspruch aufzurichten und zu den früher geübten Thätigkeiten zurückzuführen suchte, indem sie aus eigener

Erfahrung darthat, daß es kein besseres Mittel gegen die Versunkenheit des Gemüths gebe als solche Arbeit, und daß namentlich der Umgang mit unschuldigen kindlichen Geschöpfen dem Herzen einen unendlichen Trost gewähre. Sie ließ sich sogar von Hedwig das Versprechen geben, je eher je lieber den abgebrochenen Unterricht wieder aufzunehmen.

Hatte Rudolf sich schon früher von dem echt menschlichen Verhalten des Barons in erhebendster Weise angezogen gefühlt, so geschah es jetzt nicht minder durch die feine Weiblichkeit seiner Mutter. Er empfand ein schönes und reines Behagen in diesen edeln Umgebungen.

In der Folge kam auch die Rede auf den Schäfer Bernhard, und das Gesicht, welches er von dem Tode des Oberförsters gehabt haben sollte, wurde besprochen. Jeder äußerte seine Meinung über die Sehergabe. Man schwankte zwischen Glauben und Unglauben. Der Baron wußte nicht, wie er sich die Sache erklären sollte, aber er konnte sie auch nicht in Abrede stellen. Rudolf war mehreremal im Begriff gewesen, seine Begegnung mit dem Schäfer am Felsen zu erzählen. Schließlich hielt er sie aber doch zurück. Wozu sollte er in den reizbaren Gemüthern der Damen eine neue Spannung erregen? Gelangte der Bericht seines Erlebnisses in weitere Kreise, so konnten überdies die Bewohner im Schlosse in einen heftigen Schrecken gerathen. Vielleicht hätte ihn der Baron auch wegen seines Aberglaubens verspottet. Er hielt es demgemäß für besser, den Weg des Notars zu gehen und zu schweigen. Auf seine Frage, wie Herr von Eckartsberg an diesen Dienstmann gekommen

sei, hörte er, daß er einen Freund in Norddeutschland, der bekannt und berühmt wegen der Zucht seiner Heerden sei, um einen verläßlichen Schäfer gebeten habe, worauf ihm dieser Bernhard zugeschickt worden wäre. Der Baron schilderte den blonden Westfalen als einen überaus einfachen, harmlosen, frommen und kindlichen Charakter, der wenig spreche, viel in der Bibel lese, die Kirche regelmäßig besuche, sonst aber nur für die ihm obliegenden Geschäfte besorgt sei und von allen Leuten in seinen Diensten geliebt werde.

Der junge Mann äußerte nun, daß er allerdings den Schäfer schon gesehen, ja, daß er sich einmal durch denselben habe zurecht weisen lassen, daß er aber den Wunsch hege, denselben näher kennen zu lernen. Dabei stellte er die Meinung auf, daß die Damen sich aber wol hüten würden, einer so unheimlichen Persönlichkeit gegenüberzutreten, weil es doch immer möglich wäre, daß er während einer Unterhaltung in einen prophetischen Paroxysmus verfallen könne. Das letztere wurde indeß allgemein bestritten. Der Seher hatte nie eine Unterhaltung unterbrochen, im Gegentheil, er war stets mit regen Sinnen bei der Hand gewesen. Seine Gesichte kamen ihm nur in der Einsamkeit. Man hatte sie nur belauschen, aber nie hervorrufen können. Die Oberförsterin bot sich sogar an, Rudolf im Laufe des Nachmittags zu dem Schäfer zu bringen, was derselbe mit Dank annahm.

Während der Baron mit Hedwig der alten Gräfin Gesellschaft leistete, suchten die beiden in der That den seltsamen Schäfer auf. Rudolf hatte auf dem Wege

volle Gelegenheit, sich von dem trefflichen Zustande der Wirthschaft seines Gönners zu überzeugen. In den Höfen, um welche sich die Pächterwohnungen mit den Ställen und Scheunen legten, herrschte die musterhafteste Ordnung. Die Felder, welche, rings von Wald umgeben, die Gebäulichkeit in weitem Kreise umschlossen, standen in der üppigsten Fülle. Man konnte keine reichern Korn-, Weizen-, Samen- und Kleefelder sehen. An allen Wegen, welche das Besitzthum kreuzten, standen die kräftigsten und gesundesten Fruchtbäume aller Art, die eine vielversprechende Ernte angesetzt hatten. Den Schäfer fanden die beiden am Rande des Waldes. Während der Hund die Heerde in Ordnung hielt, lag er in das Kraut gestreckt und las in seiner Bibel. Er begrüßte die Oberförsterin wie eine alte Freundin. An Rudolf, der ihn einst am Abhange nach dem Wege gefragt hatte, erinnerte er sich auf der Stelle. Bald war ein unbefangenes Gespräch angeknüpft, in dem der Seher eine seltene gutmüthige Heiterkeit entwickelte. An dem eigenthümlichen Manne war nichts seltsam als sein Aussehen, das entschieden an die Beschreibung alter Schriftsteller von den sächsischen Urstämmen erinnerte. Er sprach über sein Geschäft, seine Heerde, seinen Hund und die ihn stets umgebende Natur mit Klarheit und Liebe. Rudolf's unheimliche Ansichten von dem Geisterseher wurden bedeutend herabgestimmt. Beim Abschied reichte der Schäfer der Oberförsterin und dem neuen Bekannten seine riesenhafte breite und schwielige Hand.

Auf dem Rückwege erinnerte der Assessor die alte

Dame an den Schluß ihrer Erzählung, den sie ihm noch schuldig geblieben war.

Es unterliegt wol keinem Zweifel, hob Frau Behling an, daß der junge Graf Edmund, der, wie wir gehört haben, heute auf dem Schlosse erwartet wird und den Sie wol in diesen Tagen zu sehen Gelegenheit haben werden, kein echter Sohn des Geschlechts ist. Die kinderlos gebliebene Ehe sowie der Umstand, daß sein angeblicher Vater, der schwächliche und kraftlose Graf Edmund von Wildenau, schon im höchsten Grade an der Schwindsucht litt, als Luciane in andere Umstände kam, erregten schon an und für sich heftige Zweifel über seine reine Abstammung. Die Volksstimme bezeichnete bereits vor seiner Geburt den Jäger Irinyi, mit dem die Gräfin stets zusammen war, als den Vater des künftigen Sprößlings. Noch zweifelloser aber trat dieser Verdacht auf, als der Knabe wirklich das Licht des Tags erblickte und bei seinem Wachsthum sowol äußerlich wie innerlich ein seltsames Gemisch seiner wahrhaftigen Aeltern an den Tag legte. Das Kind kam groß und kräftig auf die Welt, aber die Natur hatte ihm zwei böse Zeichen mit auf den Lebensweg gegeben. Er hatte nämlich brandrothes Haar, in dem sich das Blond und Schwarz von Vater und Mutter mengte, und einen Klumpfuß. Sie wissen, daß das Volk ein Sprichwort besitzt, welches heißt: „Hütet euch vor den Gezeichneten!“ Und in der That hatte man sich bald vor dem Gezeichneten zu hüten. Als der Knabe wuchs, zeigte sich, wie seine scharfen Gesichtszüge und seine dunkeln, lauernden Augen andeuteten, eine Härte, Tücke und Bösartigkeit im Gemüth, die leider

auf keine Milderung hoffen ließen. Die Gegenstände, die ihm zum Spiel gegeben wurden, die Thiere, in deren Nähe er kam, die Kinder, die man ihm zur Unterhaltung holte, mußten die Wildheit und Starrsinnigkeit des Knaben erfahren. Alles ging ihm aus dem Wege, der Jäger Irinyi nur vermochte ihn, wie seine Mutter, zu bändigen. Er erzog ihn zu einem Schützen, zu einem Reiter, zu einem Schwimmer, obgleich der Knabe nie eigentlichen Muth bewies. Er wurde in diesen Dingen geschickt, aber er trieb sie nicht wie der Löwe, sondern wie die Katze. Kühnheit und Offenheit zeichneten ihn nicht aus, wol aber List, Verschlagenheit, Tücke. Er wuchs zu einem Menschen auf, der nur die augenblickliche Herrschaft der Sinne anerkennt. Von einer tüchtigen Bildung konnte gar keine Rede sein. Als er die erste Jugend hinter sich hatte, vertrieb er sich die Zeit auch noch mit Spiel und Buhlerei, zu denen ihn seine ungezügelte Leidenschaft hintrieb.

Luciane und der Jäger waren die einzigen, die ihre Freude an dem Knaben, Jüngling und jungen Manne hatten. Der Instinct, nicht die Einsicht leitete sie. Sie sahen in dem Wildfang alle diejenigen Anlagen aufs neue hervortreten, welche in ihnen selber ruhten. Sie freuten sich an ihm, wie die Raubthiere sich an ihren Jungen freuen. Aber welche Qualen schuf der junge Wüstling der alten Gräfin mit seiner unbezähmbaren Gierigkeit und mit seinen unverzeihlichen Streichen! Sie konnte nicht einmal etwas ändern. Dabei war er nicht ihr Enkelsohn, für den er in Zukunft gelten sollte. Allerdings tauchte damals der Gedanke in ihr auf, an die

Gerichte zu gehen, um die Unechtheit des Burschen nachzuweisen und ihr Haus von der zugefügten Schande zu befreien. Aber die alte Frau stand ganz allein. Ihr Sohn, der einzige, der ihr mit Rath und That beistehen konnte, war in der Ferne. Und überdies, welchen Skandal mußte ein solches Verfahren herbeiführen? Wie würde sich der Vater Lucianens geberden? Welche Gegenmine war er im Stande springen zu lassen? Die Gräfin gerieth in ein Schwanken, das sie jahrelang nicht mehr verließ.

Als Edmund erwachsen war, starb sein Großvater, der Graf von Grimberg. Die reiche Erbschaft sollte auf den Enkel übergehen. Nun aber wurde Luciane von den eigenen Verwandten bedroht. Eine Schwester ihres verstorbenen Vaters, welcher die Gerüchte von der unechten Geburt Edmund's längst zu Ohren gekommen waren, begann gegen den Bastard einen Proceß, mit dessen Beginn blos gewartet worden war, bis der alte Grimberg die Augen geschlossen hatte. Was die würdige Gräfin von Wildenau zu vermeiden strebte, obgleich der unechte Enkel sie eigentlich gar nichts anging, das unternahm nun dessen Großtante. Es wurden Rechtsgelehrte consultirt, diese fanden indeß den Ausgang eines richterlichen Verfahrens durchaus zweifelhaft, weil es überaus schwer sein werde, den Beweis in einer so unklaren Sache beizubringen. Zugleich hatte man auch wol von beiden Seiten die unangenehme Aufregung im Auge, welche einem solchen skandalösen Proceß folgen würde. Man sprach sogar davon, daß der Fürst, der ein entschiedener Feind aller Unsittlichkeit des

Adels ist, eine scharfe Mahnung an die streitenden Parteien gelangen ließ, in welcher er sie mit seinem gerechten Zorn bedrohte. Darauf hin fingen die beiden Familien an, sich zu nähern. Es wurden Unterhändler hin- und hergeschickt, um die garstige Angelegenheit auf dem einen oder dem andern Wege zum Austrag zu bringen. Und so ist denn schließlich ein Auskunftsmittel gefunden worden. Der sogenannte Graf Edmund von Wildenau hat eine Enkelin seiner Großtante, welche ihm anfangs die Erbschaft streitig machen wollte, geheirathet. Auf diese Weise wurde der Streit geschlichtet.

Welche Verderbtheit! rief Rudolf entrüstet. O, welche Abgründe gibt es in dieser so gleißend und glänzend aussehenden großen Gesellschaft! Aber wie steht es denn mit dieser nicht entstandenen, sondern gemachten Ehe?

Darüber hat bisjetzt so gut wie gar nichts verlautet, sprach die Dame. Die Familie Grimberg wohnt im äußersten Osten des Landes. Dort ist auch die Hochzeit gefeiert worden. Dort wohnt das neue Paar. Die junge Frau soll eine ausgezeichnete Schönheit sein.

Heißt sie auch Grimberg? forschte Rudolf.

Ich weiß den Namen nicht, lautete die Antwort. Aber wir werden ja alles bald näher erfahren, da die jungen Leute schon heute eintreffen. Wer weiß! vielleicht haben die neuen Verhältnisse dem Charakter des jungen Mannes eine bessere und glücklichere Wendung gegeben.

Rudolf ging lange in Gedanken versenkt neben der

Oberförsterin. Nur dann und wann entschlüpfte ihm eine Bemerkung. Wie bedauernswerth, sprach er, ist eigentlich der Stand, der sich so gern den ersten in der menschlichen Gesellschaft nennt und nennen hört! Die Hauptsache alles Lebens fehlt ihm, nämlich die Freiheit. Das Individuum ist hier allerwärts beengt durch die Fesseln, welche die Kaste als ihre Regeln angenommen hat, oder es kommt mit der Kaste in unlösbare Conflicte! Jeder andere Mensch ist freier als der Adeliche.

Sie kamen unterdeß an das Landhaus zurück. Durch die offenen Fenster klang, von einer tiefen Altstimme in ergreifendster Weise und mit künstlerischer Vollendung gesungen und von den Tönen eines trefflichen Flügels begleitet, folgendes Lied:

Ach, wenn du durch die fremden Scharen gehst,
Wie traurig ist's, daß du alleine stehst!
Du fühlst, die Jugendwunder sind vergangen.
Die treuen Augen, die dich einst beglückt,
Die süßen Stimmen all, die dich entzückt,
Sie sind dir fern, das Grab hält sie umfangen.

Ziehn schönere Gestalten auch vorbei,
Du kennst sie nicht, dir ist es einerlei,
Ihr sonnig Lächeln macht dein Herz nicht pochen;
Ihr sprühnder Blick brennt andre Seelen wund,
Zu andern Ohren singt ihr blühnder Mund,
Du aber fühlest doppelt dich gebrochen.

Und wenn auch einer freundlich zu dir spricht,
Die alten guten Herzen sind es nicht,
Die einst du sahst mit dir ins Leben steigen.
Oft klingt ein Seufzer klagend aus der Brust.
Du fragst: Wo sind sie, Freunde, Jugend, Lust?
All deine Antwort ist ein dumpfes Schweigen.

Und zaubert Bilder selbst die Phantasie,
Der Jugend Leichen, ach! belebt sie nie.
Du starrst auf todte Lippen, Augen, Wangen,
Kein Segenspruch ertönt dir, wie du flehst!
Wie traurig ist's, daß du alleine stehst!
Du fühlst, die Jugendwunder sind vergangen!

Als das Lied zu Ende war, stand dem jungen Manne, der wie angezaubert gestarrt hatte, eine Thräne in dem Auge. Er zitterte und bebte. Nur mit Mühe fand er das Wort: Wie, Fräulein Hedwig ist eine Sängerin? Ich höre sie zum ersten mal. Und welch ein Vortrag, welch ein Lied!

Sie traten ein. Der Baron und die Damen führten die weitere Unterhaltung. Rudolf blieb still. Nach einer Weile fuhr der Wagen vor, der die Gäste in das Forsthaus bringen sollte. Der junge Mann bat sich die Erlaubniß aus, zu Fuße nach Hause zu gehen, weil der Abend so schön sei. So nahm man Abschied. Die Damen flogen im Wagen über den Fahrweg. Rudolf schlug sich in die Wälder.

Sechstes Kapitel.

Für den jungen Forstmann, der entschieden zu den scheuen und zurückhaltenden Naturen gehörte, war die Zeit seiner Anwesenheit in der Gegend von Wildenau so ereignißreich wie möglich gewesen. In keiner Periode des Lebens hatten sich so viele verschiedene Erlebnisse und so viele verschiedene Persönlichkeiten an ihn herangedrängt. Aber alles, was er sah und hörte, lag gewissermaßen außer ihm. Es waren fremde Geschicke, Leiden und Freuden, die ihn berührten, es waren ihm neue Menschen, für welche er sich interessiren mußte. Heute verhielt es sich anders. Seine eigene Seele wurde plötzlich in ihren tiefsten Tiefen aufgestürmt. Die Mittheilung der Oberförsterin hatte ihn an sich selbst gemahnt. Und da flatterten denn lauter wirre Erinnerungen in ihm auf, mit denen er weder auf seinen Streifereien im Walde noch nach der Heimkehr in seiner stillen Stube fertig werden konnte. Sie verfolgten ihn bis in die Träume der Nacht. Sie standen am andern Morgen mit ihm auf.

Und was hatte denn diesen Sturm so mächtig in

seiner Seele aufgeregt? Die Verkuppelung des Grafen Edmund mit einem Mädchen, das derselbe vielleicht früher nie gesehen und das den jungen Wüstling unmöglich lieben konnte, erinnerte ihn an seine erste und einzige Liebe, denn er hatte auch die Auserkorene seines Herzens durch den harten Zwang und Machtspruch der Aeltern, die das schöne Geschöpf einem reichen Manne gaben, verloren. Und diese Liebe war so hell und reich gewesen! Sie war der einzige Lichtpunkt in einem jungen, ernsten und arbeitsvollen Leben. Sie hatte ihm das mühevolle Dasein, das sich sonst in trüber Einsamkeit dahinzog, einzig und allein erhellt und bestrahlt. So traurig auch das kurze Glück endete, so war es doch ein Glück gewesen, das er heilig gehalten hatte. Mochte ihm auch nachher auf seinem Wege manche Freude lockend entgegengetreten sein, er versagte sich ihren Genuß, denn er dachte in seinem verschlossenen Sinne, es wäre doch unmöglich, daß jener poetische Zauber, welcher seine junge Herzensgeschichte umflossen hatte, noch einmal die Erde streifen könnte. So verschmähte er es, jemals in ein schönes Auge zu sehen. Er empfand lange Zeit jene Stimmung, die Hedwig's Lied ausgedrückt hatte:

> Ziehn schönere Gestalten auch vorbei,
> Du kennst sie nicht, dir ist es einerlei.

In seiner Einsamkeit rief er oft aus:

> Du fühlst, die Jugendwunder sind vergangen!

Und dabei tauchten die Jugendwunder so recht lebendig in seinem Gedächtniß auf. Er träumte sich wieder

in die alte Stadt, wo seine Mutter, die Forsträthin Dietrich, nach dem Tode ihres Mannes den Wohnsitz aufschlug, weil dort die Schule gerühmt wurde und weil die Universität daselbst eine unmittelbare Fortsetzung der Studien möglich machte. Die Lage, in welcher sie sich damals befanden, war äußerst eng und beschränkt, denn der Forstrath, der als ausgezeichneter Beamter gepriesen wurde, hatte nichts hinterlassen. Ihre Wohnung bestand aus einem kleinen Quartier, und ihr Hausstand wurde durch ein geringes Witwengehalt mühselig und kümmerlich bestritten, denn der Staat hat für die Hinterbliebenen seiner treuen Diener nur mäßige Unterstützungen. Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß Frau Dietrich den jungen Rudolf täglich zu angestrengtem Fleiß ermahnte, damit er seine Studien sobald wie möglich vollende und für sich und die Mutter eine festere Stellung im Leben erobere. Und sie predigte auch keinen tauben Ohren. Der Knabe war still und ernst und dabei thätig und lernbegierig, sodaß ihn seine Lehrer zu ihren besten Schülern zählten. Er stieg regelmäßig von Klasse zu Klasse, hatte von jedem Jahre die trefflichsten Zeugnisse aufzuweisen und ging nun der Prüfung entgegen, welche über seine Befähigung zur Universität entscheiden sollte.

Da die rastlosen Anstrengungen seine Gesichtsfarbe bleich und blaß gemacht hatten, so bat ihn die sorgsame Mutter, doch häufiger Spaziergänge zu unternehmen und sich in der freien Luft zu erfrischen. Er folgte diesen liebevollen Vorschlägen und wählte die vor dem Thore gelegenen Anlagen zu seinen Ausflügen, auf denen

er sich aber stets von einem Buche begleiten ließ, aus dem er das eine oder andere repetiren wollte. Indessen wurde seine Aufmerksamkeit bald in anderer Weise in Anspruch genommen. Als er einst mit seinem kleinen Horaz auf einer Bank saß und in die Lectüre des alten trefflichen Lateiners vertieft war, nahmen zwei Damen neben ihm Platz. Sie sprachen französisch. Er blickte auf und gewahrte ein wunderschönes Mädchen, das von einer Französin, die seine Gouvernante zu sein schien, begleitet wurde. Das junge Ding war keck und freundlich und sah ihm lustig mit großen Augen ins Gesicht. Dieser Blick traf ihn bis in die tiefste Seele. Geschah es, weil er hier eigentlich das erste mal ein so lebendig reizendes Geschöpf in der Nähe sah, oder hatte ihr Wesen wirklich so anziehende Seiten? Diese Stunde aber war entscheidend für seine nächste Zukunft. Sein Geist wurde verwirrt. Er sah, hörte und dachte nichts mehr als das schöne Kind und war von nun an täglich in den Anlagen, wo er auch fast nie vergebens auf eine Begegnung hoffte. Trotz seiner Scheuheit und Blödigkeit verfolgte er die beiden Damen sogar bis an ihre Wohnung, die in der Nähe des Thores lag und in einem großen herrschaftlichen Hause bestand. In der Folge sah er das Mädchen dort stets an einem bestimmten Fenster, wenn er seine Schritte vorbeilenkte. Zumal des Abends war dies der Fall, wo die Sonne gerade dem Hause gegenüber niederging und ihre Strahlen um das schöne, braune Lockenköpfchen flocht; denn das Mädchen hatte auch den hübschen Jüngling bemerkt und folgte ihm mit hellen, neugierigen Augen.

Es war ein Glück für Rudolf, daß die Prüfungen schon in den ersten Tagen nach diesen Begegnungen stattfanden. Wer weiß, wie kraus es in seinem Haupte ausgesehen hätte, wäre die junge Leidenschaft schon früher zur Blüte gekommen! So war er wenigstens im Stande, ein gutes Examen zu machen und ein rühmliches Zeugniß heimzubringen. Nun aber hatte er auch plötzlich den Homer und Horaz, den Sophokles und Virgil, den Plato und Cicero, den Thucydides und Tacitus vergessen und trieb sich nur draußen herum. Seine Mutter meinte, er pflege der Gesundheit, aber die Spaziergänge galten nur den ersten aufbrausenden Gefühlen eines bis dahin eingeengten und verschlossenen Herzens. Und deshalb erholte er sich auch nicht, im Gegentheil, er wurde täglich bläßer. Hatte er doch auch sogar des Nachts keine Ruhe, denn er saß alsdann an seinem Schreibtische bei der dunkeln Lampe und schmiedete Sonette an die Geliebte, deren Namen er nicht einmal wußte. Durch diese Versuche gelang es ihm endlich, ein Bündel Lieder zusammenzubringen, die er sauber abschrieb und in seinen Horaz legte, mit der bestimmten Absicht, diese Ergüsse in die Hände des reizenden Mädchens zu bringen. Die Gelegenheit ließ nicht auf sich warten. Am nächsten Tage wandelte er durch einen Gang in den Gebüschen; die Geliebte mit der Gouvernante folgte. Da öffnete er den Horaz, den er in der Hand trug, die Verse fielen nieder, er ging seines Wegs. Aber wie pochte ihm das Herz, als er sich bei der nächsten Wendung des Pfades um-

kehrte und seine Gedichte in den Händen des jungen Mädchens sah, das fröhlich lachte und hüpfte!

Er kam in eine so gewaltige Aufregung und fühlte Haupt und Wange so glühend brennen, daß er sich vorläufig nicht entschließen konnte, nach Hause zu gehen, denn er fürchtete alles Ernstes, seine Mutter würde ihm sein Wagniß auf der Stirn lesen. So stieg der Abend herauf, ehe er heimkam. Und noch jetzt war ihm alles Blut aufgestürmt. Aber seine Mutter hatte anderes zu thun, als zu schmählen. Sie sagte ihm, daß der Director der Schule nach ihm geschickt habe und daß er sich schleunig dahin begeben möge, denn die Angelegenheit eile. In seiner noch nicht verlorenen Schülerangst glaubte er fast, der Lehrer wisse bereits um seine Streiche und wolle ihm den Text lesen. Gleichwol ging er hin. Aber auch dort handelte es sich um andere Dinge. Der Director theilte ihm nämlich mit, daß der Baron von Braunitz einen jungen Mann suche, der seinem kleinen Sohne während der Ferien in einigen Fächern, die der Junge vernachlässigt habe, nachhelfe. Dann fragte er Rudolf, ob er wol dieses Geschäft übernehmen wolle, und versicherte ihm, daß er gut honorirt werden würde. Auch setzte er noch hinzu, daß die Familie im Begriff stehe, auf ein Landgut zu gehen, das in der schönsten Gegend der Provinz liege, und daß er sie dahin begleiten müsse. In der Voraussetzung, der junge Mann werde die Stelle annehmen, hatte der Director bereits einen Brief geschrieben, der ihn als den Empfohlenen vorstellen sollte. Unter andern Umständen hätte Rudolf gewiß zugegriffen. Jetzt

aber fesselte ihn das angeknüpfte Abenteuer, und er meinte, daß er erst mit seiner Mutter Rücksprache nehmen müsse. Natürlich war der Schulmann damit einverstanden, er schlug ihm aber vor, das Schreiben beizustecken und gleich morgen in der Frühe Gebrauch davon zu machen. Eine Antwort wünschte er nur für den Fall, daß seine Mutter eine entgegengesetzte Bestimmung treffe.

Zu Hause wurde die Angelegenheit von Mutter und Sohn berathen. Die erstere rieth ihm entschieden zur Annahme, zumal da sie für ihr Kind freie Bewegung in frischer Luft wünschte. Der letztere konnte sich nicht recht entschließen und hatte allerlei Einwendungen gegen das untergeordnete Amt eines Hauslehrers. Zuletzt kamen sie überein, Rudolf solle sich die Familie ansehen und erst dann einen Entschluß fassen. Und so machte er sich des andern Morgens auf den Weg, um die Wohnung des Barons von Braunitz aufzusuchen. Er sah sich nach der Adresse, der Straße und der Hausnummer um. Wie seltsam berührte es ihn, als es dieselbe Straße war, in welcher das unbekannte Mädchen wohnte! Und wie stieg erst sein Erstaunen, als er die Häuser entlang suchte und mit seiner Nummer plötzlich vor dem Hause stand, an dem er oft in bestimmter Absicht vorbeigegangen war! Er hatte die Klingel noch nicht in der Hand, als sein Beschluß, mit dieser Familie aufs Land zu gehen, feststand. In der nächsten Viertelstunde hatte er den Baron kennen gelernt, der Vertrag wurde gemacht, sein künftiger Schüler herbeigeholt, und den andern Morgen fuhren einige

Reisewagen durch das Thor, in welchen sich auch Rudolf befand.

Und draußen auf dem Schlosse des Barons kamen nun die schönsten Tage, die Rudolf erlebt hatte. Wenn er sich seit Jahren in Lust und Wehmuth versenken wollte, so rief er sich die Bilder aus jenem lieblichen Thale ins Gedächtniß zurück. Aber er erinnerte sich dabei nicht des dicken Schloßherrn, der die Tafelfreuden so harmlos liebte, auch nicht der langen, hagern Schloßfrau, welche den ganzen Tag Romane las und sich für ein Muster der Weltweisheit ausgab, aber nicht im mindesten auf ihre Kinder achtete, und die ihre leichtsinnige Gouvernante für ein Beispiel von Sittsamkeit hielt, obgleich dieselbe ein fast offenes Verhältniß mit dem Förster hatte, dem zu Liebe sie auch allerlei Ausflüge in die Gegend einzurichten wußte; ja, er erinnerte sich nicht einmal seines frühern Schülers, dem er so manche Stunde den Cornelius Nepos, die griechischen Zeitwörter und den Pythagoräischen Lehrsatz vergeblich beizubringen gesucht hatte; er erinnerte sich dann einzig und allein an die schöne, reizende, neckische Leonie.

Welche Seligkeit gibt eine solche erste aufdämmernde Liebe! Als er ihr zuerst auf dem Schlosse nahte, hatte er nicht den Muth, mit ihr zu reden. Nachmittags spielten sie im Garten Blindekuh. Da ließ er sich von ihr fangen, und sie ließ sich von ihm greifen. Am Abend wurde ein Tanz versucht, da drückte er ihr die Hand, und sie erwiderte den Druck. Dann schwebten sie wild im Takt der rauschenden Töne dahin. Am

andern Tage machten die jungen Leute einen Spaziergang nach einem Berggipfel, der eine weite Aussicht bot. Oben auf der Fläche lagerten sie sich. Rudolf war in der Nähe Leoniens, und es dauerte nicht lange, so fanden sich ihre Hände unter dem hohen Heidekraute ineinander. Den dritten Tag wurde eine Spazierfahrt unternommen. Man kam erst im Dunkel zurück. Da trennten sich die Hände der Kinder schon gar nicht mehr. Später ritt das schöne Mädchen einmal mit hinaus. Rudolf führte ihr das Pferd. Sie glitt von dem Rücken des Thieres herab, doch sie that keinen Schrei, denn sie war sicher, in die Arme des jungen Mannes zu fallen. Er hielt sie plötzlich umschlungen. Ihr weiches, braunes Haar hatte sich dabei gelöst. Sie sah aus wie eine Fee in den grüngoldenen Lichtern des Waldes. Und einmal, als sie sich in dem Rittersaale des Schlosses vor den Bildern der Ahnherren des Geschlechts gesucht und ungesucht fanden, da warfen sie sich Brust an Brust, da brannten die Lippen im ersten Kuß zusammen. Was gab es aber erst ferner ein Küssen und Kosen! Sie suchten sich im Garten, sie fuhren auf die Teiche hinaus, sie fanden sich in den Galerien. Endlich ging die schöne Zeit vorüber. Wie wurde da in der Frühe, als noch alles im Schlosse schlief, geweint und geklagt! Rudolf gab Leonie, Leonie gab Rudolf eine letzte Rose des Herbstes. Wie schön war dieses Leben in der Gegenwart gewesen! Wie poetisch dämmerten die Bilder erst in der rosigen Erinnerung! Rudolf ging in sein neunzehntes, Leonie in ihr sechzehntes Jahr.

Gegen das Landleben stach das Stadtleben grau und düster ab. Dort herrschte Freiheit, hier war alles Gebundenheit. Die Stunden hörten auf. Rudolf machte zwar Besuche in dem Hause des Barons, aber er wurde meist abgewiesen. Leonie sah er nur von weitem. An eine Unterhaltung war nicht mehr zu denken. Endlich verschwand sie ganz und gar. Sie befand sich, wie er hörte, in einer entfernten Erziehungsanstalt, in welcher sie einige Jahre bleiben sollte. Nun fing für Rudolf wieder eine Zeit der angestrengtesten Studien an. Er widmete sich dem Forstfache und that Wunder des Fleißes. Nicht allein auf der Universität, sondern auch in den Collegien und bei der praktischen Wirksamkeit in den Wäldern zeichnete er sich in einer Weise aus, daß er alle seine Genossen überflügelte und bald der jüngste Forstassessor war. Und das geschah alles, weil er nur Ein Bild im Haupte hatte, nämlich das Bild der geliebten Leonie, und weil er nur Einen Gedanken verfolgte, nämlich sich durch eigene Tüchtigkeit des Mädchens würdig zu machen. So kehrte er nach seinen letzten Arbeiten in den Forsten zur Stadt zurück. Es war Winter. Er hoffte nun als gemachter Mann dem Mädchen zu begegnen. Aber er fand das Haus des Barons verschlossen. Er wanderte täglich vorbei, aber er sah niemals die Thüren und Fenster geöffnet. Endlich zog er Erkundigungen ein. Es hieß, Herr von Braunitz bleibe dieses Jahr auf seinem Schlosse, weil er seine Tochter Leonie verlobt habe und in kurzem verheirathen werde. Rudolf glaubte sich von einem Keulenschlage getroffen.

Was war zu thun? Nichts. Sie hatten sich wie Kinder geliebt. Er vermochte noch nicht wie ein Mann zu handeln. Er hatte nur von seinen süßen Bildern geträumt, und er blieb auch in diesem Traum befangen. Es war ihm genug, daß Leonie einen reichen Adelichen zum Manne erhielt, nach dessen Namen er sich nicht einmal erkundigte. Wie konnte er, der arme Bürgerliche, mit einem Grafen in die Schranken treten? Liebte das Mädchen ihn noch? Er suchte nicht nach Klarheit. Er gefiel sich in einem träumerischen, schmerzlichen Hinbrüten, wenn er seine Geschäfte, die er übrigens ausgezeichnet versah, beseitigt hatte. Ueber diese Kinderliebe konnte er nicht hinaus. Er nahm die frühern Bilder, die er heilig hielt, mit sich. Auch nach Wildenau hatten sie ihn begleitet. Und darum war er durch Hedwig's Lied so tief ergriffen worden und wiederholte wie oft den Vers:

Und zaubert Bilder selbst die Phantasie,
Der Jugend Leichen, ach! belebt sie nie,
Du starrst auf todte Lippen, Augen, Wangen.
Kein Segenspruch ertönt dir, wie du flehst!
Wie traurig ist's, daß du alleine stehst!
Du fühlst, die Jugendwunder sind vergangen!

Eine ganze Nacht und einen ganzen Tag hatte er sich einmal wieder mit diesen Gedanken herumgetragen. Ja, sie hatten ihn lange nicht mehr so innerlich durchbebt. Und doch zuckte mitunter ein anderer Blitz dazwischen; in diesem Blitze aber sah er das Bild der Sängerin, deren Lied sich so wunderbar in sein Herz

geschmeichelt hatte. Wie kam er denn nur dazu, an die schlanke, schöne Gestalt mit dem edeln, ruhigen Gesichte und den tiefen Augen zu denken, die den seltsamsten Gegensatz zu der neckischen, lebendigen Leonie machte! Er gab auf sich selbst Acht. Er fing an, sich zu beunruhigen.

Als er gegen Abend aus dem Walde in das Forsthaus zurückgekehrt war, hörte er durch das offene Fenster seines Zimmers vom Garten her eine Menge von freundlichen Kinderstimmen. Er sah hinaus und erblickte Hedwig inmitten einer ansehnlichen Schar kleiner Mädchen in zwar ärmlichen, aber saubern Kleidern, welche sie eben ihre Handarbeiten zusammenpacken ließ. Die Kinder drängten sich in anmuthiger Gruppe um die reizende Försterstochter, die ihm mit ihrem hell lächelnden Antlitz niemals so anmuthig vorgekommen war, und wollten alle eine Patschhand und die Erlaubniß haben, bald wieder auf das Forsthaus zu kommen, was sie ihnen auch mit der wohlwollendsten Stimme gestattete. Dann stellte sie die Kleinen in Reihen und ließ sie ein Kinderlied anstimmen, unter dessen Tönen sie alsdann alle den Garten verließen und in das Städtchen zurückkehrten.

Als der Gesang im fernen Wald verklungen war, versuchte auch Hedwig ihre Stimme in einigen hellen Läufen, die weit in das grüne Revier klangen. Es schien, daß sie sich aufs neue der vergessenen Musik zuwandte, denn plötzlich tönte durch das offene Fenster, an dem der junge Mann, hinter dem Laubwerk ver-

borgen stand, in mächtigen, muthigen und gesunden Tönen folgendes Lied:

Und wird dir falsch ein liebes Herz,
Will dir ein Freund entsagen,
Ach, blut'ge Thränen weint der Schmerz,
Doch darfst du nicht verzagen!
Du mußt im Leben süße Lust
Und freud'gen Segen sehen.
Laß Muth und Hoffnung nie der Brust
Verwehen, ja, verwehen.
Der Geist erschafft
Voll Kraft, voll Kraft
Ein neues Auferstehen.

Und mit einmal floß es wie goldene Sonnenstrahlen um ihn. Er fühlte, daß er ein Traumleben geführt hatte. Das Dasein war für ihn noch nicht geschlossen, es sollte sich erst öffnen. Er mußte erst zum Manne reifen.

Plötzlich ließ sich vor seinem Fenster Pferdegestampf hören. Ein junger Mann mit rothen Haaren, scharfen Zügen und wilden Augen, der ebenso alt wie er selber sein mochte, ritt heran und steckte, ohne den Hut zu ziehen, den Kopf fast in das Zimmer.

Ah, Oberförster, rief er in übermüthigem Tone, gut, daß ich Euch finde!

Die Art und Weise war für Rudolf so verletzend, daß er aufsprang und ebenso kurz angebunden antwortete: Ich bin der Forstassessor Herr Rudolf Dietrich! Das „Herr" betonte er besonders.

Nun denn, Herr Forstassessor Rudolf Dietrich, accentuirte der Fremde ironisch, wir wollen in den nächsten Tagen in den fürstlichen Forsten jagen!

Ich habe keine Anweisung erhalten, antwortete Rudolf bestimmt, irgendjemand dort die Jagd zu gestatten.

Ich bin der Graf von Wildenau, sagte der andere mit imponirender Miene.

Und ich erhalte meine Befehle von der Regierung, erwiderte Rudolf.

So sollen Ihnen dieselben morgen durch den Prinzen Adolf zukommen, der mein Gast sein wird, rief der junge Mann, welcher auf solche Antworten nicht gefaßt schien und ihm wüthende Blicke zuschoß.

Fürstliche Befehle werden pünktlich ausgeführt, sprach der Assessor.

Die Entschiedenheit Rudolf's imponirte dem Grafen offenbar. Um seine Verlegenheit zu verbergen, kniff er ein Glas in die Augen, schaute sich um und sah die Oberförsterin mit ihrer Tochter in der Laube.

Charmant, rief er, charmant! Ei, die kleine Hedwig! Sie ist zum Küssen! — Seine Augen durchzuckte ein wildes Feuer.

Hedwig verließ ihren Sitz bei diesen unpassenden Worten und eilte ins Haus.

Rudolf wollte eben dem Grafen seine Unschicklichkeit verweisen, als dieser hinter sich sah und ausrief: Leonie, hast du das hübsche Gänschen gesehen?

Der junge Mann war überrascht von dem Namen. Er schaute nach der Richtung hin. Dort hielt eine

Dame mit ihrem Pferde. Leonie war es selbst, an die er heute so viel gedacht hatte! Es wurde ihm schwindelig vor den Augen. Was sie ferner sagten, hörte er nicht. Er sah nur die Gräfin von Wildenau mit ihrem Gemahl von dannen reiten.

Siebentes Kapitel.

Am andern Tage erhielt Rudolf in der That von seiner vorgesetzten Behörde die amtliche Anzeige, daß der Prinz Adolf in dem ihm anvertrauten Reviere einige Jagden abhalten wolle. Zugleich wurde er angewiesen, diesem Verwandten des Fürsten jeglichen Vorschub zu leisten und sich seinem Dienste zu widmen. Daß der Prinz auf dem Schlosse Wildenau bei dem Grafen sein Absteigequartier nehmen würde, war gleichfalls vermerkt. Da es sich hier um die Ausführung einer dienstlichen Maßregel handelte, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als seine Unterbeamten in Kenntniß zu setzen, daß sie sich noch denselben Abend bei ihm einfinden sollten, um die nöthigen Anordnungen in Empfang zu nehmen.

Nachdem er auch auf dem Schlosse nähere Erkundigungen eingezogen und vernommen hatte, der Prinz sei bereits eingetroffen, begab er sich zu dem Wohnsitze des Grafen, um sich bei dessen Gaste melden zu lassen und seine Wünsche zu hören. Der Prinz ließ ihm sagen, daß er bereits für den künftigen Tag eine Hirschjagd zu unternehmen gedenke. Rudolf erblickte im Schlosse nur

Diener, aber kein einziges Mitglied der Herrschaft. Nach der Gräfin Leonie sah er sich vergebens um. So begab er sich denn in das Forsthaus, um seinen Leuten, die sich unterdeß versammelt hatten, die betreffenden Verhaltungsmaßregeln zu ertheilen.

Vor dem Schlosse tummelte sich am andern Morgen ein bewegtes und lebendiges Treiben. Rudolf, der zu Pferde saß, war mit seinen Förstern zeitig zur Stelle. Ringsum wimmelten die Bauern, welche als Treiber dienen sollten. Die Hunde bellten in die frische Morgenluft. Für den Prinzen, den Grafen und einige geladene Edelleute der Nachbarschaft standen muthige Rosse bereit. Ein schöner Schimmel war für eine Dame gesattelt. Die vornehmen Herren traten allmählich aus dem Hause und setzten sich zu Pferde. Der junge Forstbeamte stellte sich dem Prinzen vor und theilte ihm den Plan der Jagd mit. Unterdeß war auch der Schimmel in Beschlag genommen. Als Rudolf seine Unterhaltung mit dem Fürsten beendet und sich umwandte, gewahrte er, daß die Dame ihn mit prüfendem Blick betrachtet hatte. Aber sie wandte ihr Haupt in dem Augenblick mit einer kecken Bewegung um. Es war Leonie. Sie schien an den Tag zu legen, daß sie ihn nicht kennen wolle.

So ging denn der Zug in den schönen, grünen Wald. Man hatte ein gutes Stück Weges zu reiten, ehe man in das Revier, welches bejagt werden sollte, gelangte. Rudolf ritt den hohen Herrschaften voraus, wobei sich hinlänglich Gelegenheit bot, ihre Art und Weise zu beobachten, ihren Gesprächen zu lauschen und ihre Denkungsart

zu erkunden. In der That fand er bei den sämmtlichen Herren nichts weniger als jene edeln Gesinnungen, welche erst den rechten Adel verleihen. Der Prinz, der im ganzen Lande nicht des besten Rufs genoß, entsprach ganz und gar den Gerüchten, die man über ihn ausgestreut hatte. Seine Reden waren durchaus nicht fein, seine Späße derb, seine Witze schlüpfrig. Daß es ihm unter den Edelleuten nicht an Lachern fehlte, dafür bürgte seine hohe Stellung. Manche dieser Gesellen erschienen wahrhaft widerwärtig und ekelhaft. Aber sie wurden doch alle überboten von dem Grafen Wildenau, der in seinen Gesprächen eine Keckheit an den Tag legte, die an Unverschämtheit grenzte, und der sich dabei in so anstößigem Gebaren erging, daß es alles Maß überschritt.

Rudolf, den diese Leute wirklich anwiderten, achtete während des Zugs hauptsächlich auf Leonie. Wie hatte sie sich geändert! Wie scharf und hervorstechend waren ihre sonst so jugendlichen und vollen Züge geworden! Ihr munterer Frohsinn hatte sich in einen sichern Trotz, ihre Naivetät in kokettirendes Bewußtsein verwandelt. An der Kälte, mit der sie die Reden der Gesellschaft aufnahm, bemerkte er, daß sie diese Leute verachtete. Dennoch ließ sie sich allem Anschein nach gern von ihnen den Hof machen. Die Huldigungen des Prinzen thaten ihr sogar offenbar wohl. Nur für ihren Gemahl schien sie eine unsägliche Geringschätzung zu haben. Denn sobald er sprach, zeigte sich um ihren Mund ein Zug von lauter Spott und Hohn. Der junge Forstmann hörte sogar einmal, wie der Graf ihr wüthend zuflüsterte, sie solle ihr Betragen ändern, worauf sie ihm aber lächelnd

zur Antwort gab: er sei ein alberner Narr! Es schnitt ihm in die tiefste Seele. So unglücklich war das Wesen geworden, dem er seine erste Liebe gewidmet hatte!

Man war allmählich an die Stelle gelangt, wo den Jägern ihre Plätze angewiesen wurden. Da rief der Prinz: Herr Assessor, die beste Stelle für die Gräfin! Sie selber sollen ihr zur Seite stehen.

Rudolf verbeugte sich und sagte, daß er zu Seiner Hoheit Befehl sei. Er bat die Dame, ihm zu folgen. Während ein Unterbeamter die andern Jäger anstellte, führte er sie an einen stillen Waldplatz.

So brachte der Zufall zwei Menschen zusammen, die sich einst unendlich nahe gestanden und zwischen denen sich jetzt eine unendliche Kluft aufgethan hatte. Der junge Forstmann fühlte sich tief bewegt, denn es war ihm klar geworden, daß sie grenzenlos unglücklich sein müßte. Die Gräfin aber würdigte ihn keines Blickes. Sie sah hierhin und dorthin in den Wald. Ihre Züge erschienen hochfahrender als je. Aber war das nicht Verstellung? Kämpfte sie nicht innerlich einen harten Kampf! Kostete es ihr nicht unsägliche Mühe, diese Fassung zu bewahren? Arme Leonie!

Das waren Rudolf's Gedanken. Er konnte nicht mehr an sich halten: Leonie! rief er aus, wollen Sie mich nicht mehr kennen?

Wer wagt, mich Leonie zu nennen! lautete ihre scharfe Antwort. Ich bin für jeden andern als meinen Mann die Gräfin von Wildenau.

So sehen Sie. mich doch an! rief Rudolf.

Sie betrachtete ihn mit festem Blick und sprach: Ich kenne Sie nicht.

Sie kennen Rudolf Dietrich nicht mehr? fragte er.

Rudolf Dietrich? sprach sie lächelnd, wie nach Erinnerungen suchend; ach, der junge Mann, der einst meinen Bruder unterrichtet hat!

Und den Sie für werth hielten ... fiel Rudolf ein.

Um kindische Spiele und lustigen Zeitvertreib mit ihm anzustellen, fuhr sie fort. Dann lachte sie laut auf: Ja, jetzt erinnere ich mich halb und halb. Es waren närrische Zeiten. Ich zählte fünfzehn Jahre.

Sie sollten nicht spotten! rief der junge Mann mit ernstem Ausdruck, Frau Gräfin, Sie sind nicht glücklich.

Ich nicht glücklich? Wer sagt Ihnen das? entgegnete sie scharf. Dann fuhr sie düster fort: Und wenn ich auch nicht glücklich wäre, wer gibt Ihnen das Recht, sich in meine Angelegenheiten zu mischen? Gehören Sie vielleicht zu einer idealisirenden Rettungs- und Weltverbesserungsgesellschaft?

Ich beschwöre Sie! sprach jetzt Rudolf, nehmen Sie die Sache nicht so leicht. Was zwischen damals und jetzt liegt, ist vergessen. Bedürfen Sie der Hülfe eines festen Mannes, so wenden Sie sich an mich.

Sie sind ein Thor! rief jetzt das Weib, das sich wirklich erzürnte. Wenn ich einen Ritter nöthig habe, so stehen mir hundert zu Gebote, und zwar echte Edelleute, keine armseligen — —

Da hatte Rudolf genug. Er schwieg. Sie saß wieder kalt wie ein Marmorbild auf dem Schimmel. Die Jagd kam näher, und sie stand wirklich an der besten

Stelle. Ein Hirsch näherte sich gerade dem Platze. Sie hob ihre leichte Büchse, zielte und schoß. Da brach das edle Thier plötzlich zusammen. Dann rief sie Rudolf höhnend zu: Habe ich einen Ritter nöthig?

Die Jagdhörner klangen. Die Jäger eilten der Stelle zu, wo die Gräfin das Thier erlegt hatte. Die Edelleute sagten ihr die schmeichelhaftesten Dinge. Sie aber rief dem Prinzen zu: Hoheit, das nächste mal nehme ich Sie an meine Seite, dann werden Sie eher zu Schuß kommen. Ich habe Glück!

Rudolf verstand den Wink. Sie wollte ihn nicht länger als Jagdgefährten.

Ja, dich laufen die Hirsche an! sagte Graf Wildenau.

Um sich die Hörner abzustoßen! höhnte sie, ihren Mann und Rudolf fixirend.

Man rede nicht von Hörnern! lachte der Fürst, das ist immer bedenklich.

Die Jagd nahm ihren Fortgang. Bei dem nächsten Treiben vermied Rudolf die Gräfin, denn er war fertig mit ihr. Wie hatte er sich getäuscht! Er handelte nach menschlichen, sie nach ständischen Principien. Das waren Gegensätze, die sich nicht versöhnen ließen. Daß sie ihn so hochfahrend aristokratisch behandelt hatte, darüber wäre er unter andern Umständen noch fortgekommen, aber wie höhnisch hatte sie auch über eine Jugendliebe weggesprochen, die von ihm wie ein Heiligthum angesehen worden war! Wie frevelhaft faßte sie eine reine Vergangenheit auf, die wie eine fromme Hymne in seiner Seele nachgeklungen hatte! Er zweifelte noch immer

nicht, daß sie tief unglücklich war. Dafür zeugte ihre Bitterkeit, ihr Hohn, ihr Spott, die offenbar aus dem Gefühle der Hohlheit und Leerheit ihrer Seele hervorbrachen. Aber sie war auch leichtfertig, sie war entsittlicht, sie war verächtlich. Denn wie konnte ein wahres Weib sich in diesen Verhältnissen und Umgebungen gefallen? Warum flüchtete sie nicht ihr Frauenthum in reinere Regionen? Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Er hatte sich nicht in seiner ersten Liebe, aber in dem Gegenstande derselben geirrt. Seine Seele schüttelte sich, sie schüttelte einen jahrelangen Irrthum von sich. Und es kam jetzt nicht etwa ein weiches, sondern ein starkes, kräftiges, männliches Gefühl über ihn. Es war ihm, als wäre erst jetzt der Mann in ihm gewonnen. Ja, er war fertig mit Leonie.

Als er sich nach dem Ende der Jagd bei dem Prinzen beurlaubt hatte und mit seinem Pferde auf einsamen Wegen durch den hohen, prächtigen Forst der Heimat zustürmte, schien er in der That ein ganz anderer Mensch zu sein. So frei und männlich hatte er niemals in seiner Seele gefühlt. Das neuerlangte Bewußtsein innerer Sicherheit verlieh ihm auch äußerlich eine entschiedenere Haltung. Noch nie hatte es ihm so vieles Vergnügen gemacht, das Roß in scharfem Zügel und mit festem Druck der Schenkel zu meistern. Auch das Thier schien sich des Reiters zu freuen, denn es eilte in zierlichen Sprüngen dahin. Es war in der That ein schönes Bild, den Jäger durch die grüne Wildniß, in welcher die goldenen Strahlen der Nachmittagssonne zitterten, dahinfahren zu sehen. Wie rasch auch die Flucht an den

schlanken Buchen und moosigen Eichen vorüberging, so zeigte sein schönes Antlitz doch die vollkommenste Ruhe und sein Auge strahlte in heller Klarheit. Man konnte ihm fast ansehen, daß er einen Sieg über das Leben errungen hatte.

In raschem Galop kam er vor das Forsthaus. Dort hätte er schier ein Unglück angerichtet, denn er ritt noch ganz in Gedanken versunken in einen Schwarm von kleinen Mädchen hinein, welche mit ängstlichem Geschrei dem Hause zueilten. Kaum aber hörte er Rufen und Lärmen, als er mit kräftiger Hand das Pferd im strengsten Laufe zum Stehen brachte.

Herr Assessor, wie unvorsichtig! rief ihm plötzlich Hedwig zu, die bei seinem raschen Heransprengen das kleinste Mädchen auf ihren Arm genommen hatte, während die andern sich hinter ihr, als sei es ihre Schutzheilige, verkrochen.

Entschuldigen Sie mich, mein Fräulein, erwiderte der junge Mann herzlich bittend. Wie konnte ich auch an diesem sonst so stillen Orte all die kleinen Wesen vermuthen!

Dann sprang er vom Pferde, das er an den nächsten Baum band, und näherte sich dem schönen Mädchen.

Wie reizend sah sie aus! Wie schlank und edel erschien ihre Gestalt in dem einfachen schwarzen Hauskleide! Wie glühte das schöne, reine Antlitz in süßer Scham, denn das kleine Kind auf ihren Armen hielt mit seinen Händchen ihren Hals umschlungen und verbarg das Köpfchen an ihrem Busen, als wäre es die Mutter, die hier Schutz und Schirm biete. Und wie anmuthig ge=

staltete sich die Gruppe, denn auch die andern Kinder drängten sich alle an die freundliche Försterstochter heran. Nie hatte er eine lieblichere und lichtere Scene häuslichen Lebens gesehen. Er dachte an Leonie. Wie durfte er sie nur mit Hedwig vergleichen!

Aber wie kommen Sie denn zu dieser kleinen Gesellschaft? fragte er das Mädchen.

Es sind die Kinder der Forstleute, war die Antwort. Wenn die Väter auf den großen Jagden im Walde sind, halte ich hier meine Jagd mit den Kindern, die doch auch ihr Vergnügen haben müssen. Ich spiele noch so gern die Spiele der Kindheit.

Und wollen Sie mir nicht erlauben, theilzunehmen? sprach Rudolf.

Sie werden zu müde sein, erwiderte Hedwig.

Nicht im mindesten.

Auch fürchte ich, daß die Kinder Angst vor Ihnen haben?

Warum nicht gar, rief der Assessor, ich werde ihnen schon die Furcht zu nehmen wissen, denn ich bin ja kein Barbar.

Er wandte sich rasch zu dem Pferde, das er in den Stall brachte, entledigte sich dann im Hause seines Jagdapparats und trat unter die Jugend, mit welcher Hedwig sich in lustiger Munterkeit umhertrieb.

Es zeigte sich bald, daß Rudolf durchaus kein ungefüges Glied des Kreises war. Er wußte trefflich auf die Vergnügungen einzugehen und die Sprache der Kinder zu reden, die, wenn sie auch im Anfange noch einiges Befremden gegen den erwachsenen Genossen

hegten, doch bald Vertrauen zu ihm faßten und ihm unbefangen an den Kleidern zupften und Schläge austheilten. In der That war es ihm auch lange nicht so wohl geworden. Beim Nachlaufen, Verstecken und Blindekuhspiel fühlte er sich fast wieder wie ein Kind und jauchzte und hüpfte in fröhlichster Jugendlust. Daß er aber mit der anmuthigen Försterstochter gemeinsam die heitern Spiele trieb, trug sicherlich nicht am wenigsten zu seiner behaglichen Stimmung bei.

Als die Kinder gegen Abend das Forsthaus verließen, begab er sich mit Hedwig in das Wohnzimmer der Mutter, die bereits den Thee zubereitet hatte, zu dem sich nun auch der Baron einfand. Seltsamerweise herrschte heute mit einem mal ein anderer Geist in dem kleinen Kreise, den offenbar Rudolf's freieres und unbefangenes Wesen hervorrief. Während er sich früher immer leidend verhalten hatte, bemächtigte er sich jetzt der Unterhaltung. Er erzählte von der Jagd, von den Personen, welche sie mitgemacht, von der Art und Weise, wie sie Scherz und Ernst getrieben, und machte manche treffliche, gesunde und theilweise beißende Bemerkung, welche eine allgemeine Munterkeit hervorriefen. Je mehr es ihm gelang, Leben zu verbreiten, desto mehr Mühe gab er sich. Seine Freunde fingen an, ihn mit ganz andern Augen zu betrachten. Auch Hedwig nahm den lebendigsten Antheil an der Unterhaltung. Wie vorher bei dem Spiel mit den Kindern, so blitzten auch jetzt die Funken eines in sich zur Fröhlichkeit angelegten Charakters aus der bis vor kurzem in Traurigkeit befangenen Seele des Mädchens. Aber hatten sich die jungen Leute nicht auch

gegenseitig angeregt? Wenn man Kinderspiele miteinander treibt, so tritt man sich wunderbar nahe.

So verging der Abend in der behaglichsten Weise. Als der Baron das Forsthaus verließ, reichte er Rudolf, der ihn an den Wagen begleitete, die Hand und sprach: Gehen Sie oft zur Jagd, es thut Ihnen gut!

Freilich, antwortete der Assessor: das Weidwerk reift den Mann.

Dann ging er in seine Stube, wo ihn zwei Frauengestalten noch lange beschäftigten: Leonie und Hedwig! Wer trug wol den Sieg davon?

Achtes Kapitel.

Als der junge Mann am andern Morgen aufwachte, mußte er sich sagen, daß er lange nicht so gut geschlafen habe. Er pfiff und sang durch seine Stuben. Zwischenher lugte er durch die Fenster, um die Damen zu erblicken, und als er sie sah, begrüßte er sie frisch und heiter. Es wurden freundliche Worte gewechselt. Dann ging er an die Arbeit, die in diesen Tagen nicht gering war; denn neben den gewöhnlichen Geschäften machten ihm auch die Jagden mit dem Prinzen viel zu schaffen. Gegen Abend aber wanderte er auf das Schloß, wohin er beschieden worden war, um mit dem hohen Herrn die Plane zum nächsten Weidmannsvergnügen zu entwerfen.

Es war in der Dämmerung, als er dort anlangte und sich anmelden ließ. Ein Diener führte ihn auf den ersten Stock, hieß ihn in ein großes Zimmer treten und bat ihn, zu warten, denn die Herrschaften seien noch an der Tafel. Zuerst langweilte er sich eine Zeit lang, auf einem hohen gepolsterten Stuhle sitzend, dann machte er einige Gänge durch das Zimmer und schaute nach den Schildereien, die in die alte Tapete gewebt waren und

deren Darstellungen er zu enträthseln suchte. Als es immer dunkler in dem weiten, öden Gemache wurde, trat er an die Fenster, um Luft zu schöpfen. Er öffnete einen Flügel und bemerkte, daß es eine Thür war, die auf jene Galerie hinausführte, welche am ganzen Schlosse vorbeileitete und auf der er damals die weiße Frau mit der Fackel umherfegen sah, bis sie durch die dunkle Gestalt gebändigt wurde. Da hier Licht und Luft war, so trat er hinaus, schritt ein wenig auf und ab und lehnte sich an die steinerne Brüstung, indeß seine Augen in den wunderbar schönen Partien des dichten, prächtigen Gartens umherschweiften.

Als er eine Weile gestanden hatte, hörte er in seiner Nähe Stimmen. Nicht fern von dem Orte, wo er weilte, schimmerte ein Licht durch die herabgelassenen Vorhänge. Was wunder, daß ihn der Gedanke des Lauschens überkam! Wenn er auch unter andern Umständen jeden Versuch dieser Art mit Verachtung abgewiesen hätte, so waren ihm doch gerade hier so räthselhafte Dinge erschienen, daß seine Neugierde Verzeihung verdiente. Ueberdies ertönten die Worte aus einem der nächsten Räume. Er schlich an den Pfosten des Fensters, dessen Flügel geöffnet waren. Aber die Vorhänge hinderten ihn, die Personen zu sehen. Gleichwol blieb er nicht lange zweifelhaft über die Redenden. In dem einen erkannte er wenigstens mit Bestimmtheit die laut schallende Stimme des jungen Grafen. Der andere schien in der fremden Mundart und mit jenem scharfen Accent zu sprechen, deren er sich von dem unheimlichen Jäger am Felsen und dem Bändiger der weißen Frau erinnerte.

War schon dieser Umstand ganz und gar geeignet, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, so geschah dies bald noch in einem höhern Grade durch das Gespräch selbst.

Ich sage dir, rief der Graf, ich muß das Mädchen besitzen, es koste, was es wolle!

Was wird deine Frau dazu sagen? fragte der andere spöttisch lachend.

Was geht mich meine Frau an? sprach Edmund. Glaubst du, ich hätte mich verheirathet, um jedem andern Genuß zu entsagen? Wäre ich ein echter Graf, so hätte ich die scharfe, bissige Leonie wahrhaftig nicht genommen. Eine Gans wäre mir lieber gewesen. Leider war ich in die Nothwendigkeit versetzt.

Jeder hat sein Päckchen zu tragen, lautete die Antwort.

Genug davon, fiel der Graf ein. Sage mir lieber, ob du mir das Mädchen nicht in die Hände liefern kannst?

Ich? wo denkst du hin! erwiderte die andere Stimme. Wer sollte dann deine tolle Mutter behüten, daß sie uns das Schloß nicht über dem Kopfe ansteckt? Ha, ha, ha! Es ist übrigens eine wahnsinnige Idee, daß du mich, deinen Vater, zu deinem Kuppler bestellen willst.

Ich sage dir, knirschte der Graf, ich brenne im ganzen Blut. Es stecken tausend Teufel in mir. Ich stehle sie der Mutter aus dem Hause.

Dann rathe ich dir aber, mahnte jetzt der Mann, der sich den Vater des Grafen nannte, daß du dich vor deinem gestrengen Herrn Onkel, dem Baron von Eckarts=

berg, in Acht nimmst. Er weiß das Vöglein zu hüten. Auch wohnt jetzt der Assessor im Hause, der nicht spaßen soll. Wie weit es aber mit deinem Heldenmuth geht, das wissen wir.

Den lauschenden Rudolf überzog ein kalter Frost. Es war also hier von Hedwig die Rede.

Schade, lachte jetzt mit heiserer Stimme der Jäger, daß die Kugel fehl gegangen ist. Beinahe wäre dir deine Gier gespart worden.

Welche Kugel? fragte der Graf.

Die ich für das Försterskind bestimmt hatte, tönte die grimmige Antwort.

Was, eine Kugel für das Försterskind? rief Edmund.

Ha, du weißt es noch nicht, erwiderte der andere, daß der saubere Eckartsberg, dein Oheim, der sogar seinen alten Namen Wildenau abgelegt hat, dich, seinen Neffen, enterben und dem Mädchen sein Vermögen hinterlassen will.

Woher weißt du das? forschte der Graf hastig.

Er hat diesen Plan hier im Schlosse mit der alten Gräfin besprochen, lautete die Antwort. Ich stand indeß auf der Galerie und habe sie belauscht. Fast glaube ich, daß Hedwig sein Kind ist.

Unsinn, Unsinn! rief Edmund.

Gleichviel, mich faßte mächtige Wuth, daß dir die Erbschaft entgehen soll, und ich lauerte ihr im Walde bei Eckartsberg auf, den sie mit ihrem Vater durchritt. Sie kamen auch wirklich des Wegs. Ich stand sicher geborgen, ich zielte so scharf wie nie. Aber

in demselben Augenblick, wo ich losdrückte, zuckte das Pferd des Mädchens. Die Kugel ging an ihrem Herzen vorbei und traf die Brust des Alten. Ich hatte die unrechte Person kalt gemacht.

Und die rechte ist in des Satans Namen warm für mich geblieben, lachte der Graf. Vorläufig ist's gut, daß sie lebt.

Du siehst, wie dein Alter für dich sorgt, lachte die andere rauhe Stimme.

Die Haare sträubten sich Rudolf empor. In diesem Moment meldete ein Bedienter den Prinzen. Es tönten Schritte. Der Vater des Grafen schien sich zu entfernen.

Gleich darauf konnte der Assessor der Unterhaltung des Prinzen und Edmund's lauschen.

Auf Ehre, rief der Prinz, lieber Wildenau, Ihre Gemahlin ist bezaubernd, superbe, unwiderstehlich! Wie sie zu Pferde sitzt! Wie sie im schärfsten Ritte dahinfliegt, sodaß ihr unsere kühnsten Cavaliere und Offiziere nicht nachfolgen können! Eine fabelhafte Geschicklichkeit! Und wie sie mit der Büchse umzugehen weiß! Der Hirsch war doch ganz regelrecht auf das Blatt getroffen. Eine unerhörte Geschicklichkeit! Und welche Conversation, das blitzt und funkelt nach allen Seiten hin von Witz und esprit. Haben Sie nicht bemerkt, daß eine Menge Ihrer Gäste ganz stumm geworden sind. Ich bin wahrhaftig ganz bezaubert. Was wäre das für eine Eroberung!

Warum erobern Eure Hoheit nicht? lachte der Graf, ich habe nichts dagegen.

Ach, die Feste ist unnahbar, seufzte der Fürst. Was gäbe ich für einen solchen Sieg!

Was wollen Sie denn geben? fragte Edmund.

Alles, was Sie wollen! sprach die Hoheit.

Nun, Hoheit, wir wollen einen Handel machen! sagte der Graf nach einigem Nachdenken. Sie helfen mir zu dem Besitze der Försterstochter, von der ich Ihnen gesagt habe. Ich helfe Ihnen bei der Belagerung die Festung gewinnen, über die ich Herr und Meister bin.

Vortrefflich ausgedrückt! rief der Prinz.

Vorausgesetzt, fuhr der Graf fort, daß Eure Hoheit Folgendes thun.

Alles, alles will ich thun, erwiderte die Hoheit.

Also, sprach der Graf weiter, Sie bitten die Witwe des Oberförsters mit ihrer Tochter zu sich, um ihr — nun ja — um ihr im Namen des Fürsten das Beileid über den Tod ihres Mannes auszudrücken, wobei Sie vielleicht etwas von einem Witwengehalt einfließen lassen können. Die Damen müssen erscheinen. Sie werden hier im Mittelzimmer des Schloßflügels empfangen. Ihr Diener wird beauftragt, nur die Mutter zu Ihnen in die Gemächer nach rechts zu führen. Ist die Tochter allein, so lasse ich dieselbe in die Gemächer nach links führen. Und für das Uebrige will ich sorgen.

Wenn es weiter nichts ist, rief der leichtfertige Prinz Adolf, das ist ja eine wahre Kleinigkeit. Hier haben Sie die Hand darauf.

Der Graf rief: Abgemacht!

Rudolf kochte vor Wuth. Er ballte die Faust und

rief in sich: Warte nur, du teuflischer Bösewicht! Ich will dir das Handwerk legen!

Es tönten neue Worte. Er lauschte wieder. Der Fürst äußerte, daß ihm eben einfalle, der Assessor sei noch da, um wegen der morgenden Jagd zu reden. Rudolf sprang rasch an die offene Thür des Balcons zurück und schlüpfte in den Saal. Einen Augenblick nachher trat der Prinz aus den Zimmern des Grafen, um sich in seine an der andern Seite des Vorsaals gelegenen Gemächer zu begeben. Rudolf ging ihm entgegen. Die Jagdangelegenheit war mit wenigen Worten erledigt. Die Hoheit verlor sich durch die Seitenthür. Der Forstmann blieb noch eine Weile in dem Vorsaal stehen, der unterdeß erleuchtet worden war, um sich die Lokalitäten genau anzusehen. Ein Bedienter, der vor der Thür stand und der ihm auf seine harmlos scheinenden Fragen offen und unbefangen antwortete, bestätigte ihm die Ansichten, die er sich über die Wohnung des Grafen und seines hohen Gastes gebildet hatte.

Dann ging er nach Hause. Welche dunkeln, schwarzen Dinge hatte er gehört! Die Wucht der Geheimnisse lastete centnerschwer auf seinem Geiste. Was er von dem Morde des Oberförsters denken und wie er sich gegen den Mörder verhalten sollte, wußte er vorläufig noch nicht. Ja, er dachte nicht einmal recht auf eine rasche Entscheidung. Die That war ja auch geschehen und konnte nicht rückgängig gemacht werden. Aber die Unbill, die ein frecher Bube der Tochter des Todten zudachte, stand erst bevor. Sie sollte und mußte verhindert werden. Es grauste ihm in der tiefsten Seele,

wenn er sich die Gefahr vergegenwärtigte, die jenem schönen, reinen und unschuldigen Mädchen von einem gewissenlosen Schurken angedroht wurde. Und je häßlicher sich das Bild des Grafen vor seinen geistigen Augen schwärzte, desto lichter, heller und reiner strahlte ihm Hedwig's reizende Gestalt durch die aufgeregte Seele. In dieser dunkeln Nacht wurde es ihm klar: er liebte Hedwig, er war bereit, für sie zu leben und zu sterben, drum mußte er sie retten. Dieser Gedanke ließ ihn nicht mehr los.

Neuntes Kapitel.

Während der großen Jagd des folgenden Tags hatte Rudolf hinlänglich Zeit und Gelegenheit, über seine letzten Erlebnisse nachzudenken und die nothwendigen Plane zu rüsten. Er fragte sich zunächst, ob es nicht zweckmäßig sei, dem Baron von Eckartsberg seine Geheimnisse mitzutheilen und sich von ihm bei den nöthigen Schritten unterstützen zu lassen. Dabei kam ihm aber das Bedenken, daß der Baron mit ihm nie ein Wort über die Verhältnisse zu Wildenau gesprochen, daß er im Gegentheil jedesmal bei vorkommender Gelegenheit die Unterhaltung abgebrochen habe. Es mochte also vielleicht gar nicht einmal rathsam sein, ihm von diesen Angelegenheiten zu reden, weil er sich möglicherweise jede Einmengung in die Verhältnisse des jungen Grafen verbitten konnte. Auch war es ihm ja völlig unklar geblieben, in welchem Verhältniß der Baron eigentlich zu der Förstersfamilie stand. Dagegen empfand er mit entschiedenem Bewußtsein, daß er Hedwig liebe und daß er deshalb das Recht habe, als ihr Schützer aufzutreten. Vor allen Dingen aber lockte ihn der Wunsch, diesmal seinen eigenen Weg zu gehen und

selbständig zu denken und zu handeln. Er fühlte sich erst zu kurz als Mann, um schon gleich wieder seine Zuflucht zu andern zu nehmen. Endlich aber trieb ihn das Gefühl, daß er jetzt mit Einem Schlage alles gewinnen könne.

Als er am nächsten Morgen noch nichts von einer Einladung der Damen in das Schloß vernahm, wollte er es nicht unterlassen, nähere Forschungen in Betreff des Mordes zu beginnen. Es war ihm aber nachträglich eingefallen, daß der Jäger, der sich den Vater des Grafen nannte, sich doch möglicherweise seinem Sohne gegenüber mit falschen Federn geschmückt haben könne, indem er sich als den Mörder des Oberförsters darstellte. Rudolf hatte so viel Lüge und Falschheit bei diesen Leuten gesehen, daß auch dieser Erzählung vielleicht eine falsche Eitelkeit und Ruhmsucht zu Grunde lag. Der Jäger, der doch immer abhängig vom Grafen war, in welchen Verhältnissen sie auch sonst stehen mochten, beabsichtigte vielleicht, sich durch seine Mittheilungen noch mehr einzuschmeicheln, um den einen oder andern Vortheil zu erringen. Ueberdies aber war Rudolf über die Person nicht ins Klare gekommen, denn er hatte die Sprechenden nicht zu erblicken vermocht, soviel Mühe er auch darauf verwandte. Wäre er sicher gewesen, daß der Jäger mit dem Tigerblick am Felsen und der Erzähler eine und dieselbe Person gewesen, so würde sein Zweifel bedeutend abgenommen haben. Jetzt aber hielt man noch einen berüchtigten Wilddieb für den Mörder des Oberförsters. Soviel er wußte, war dieser Verdacht noch keineswegs erschüttert oder gar ver-

nichtet. Er hatte also Gründe genug, in dieser Sache vorsichtig zu handeln.

In der ersten freien Stunde begab er sich in das Städtchen zum Richter, theilte demselben seine Begegnung mit dem Jäger am Felsen mit und bat ihn um Zutritt zu dem Gefängniß des schwarzen Franz, weil sein Zeugniß vielleicht bei den bevorstehenden Verhandlungen ein Gewicht in die Wagschale legen könne, wenn er in dem Gefangenen die verdächtige Person, die er selber nach der That gesehen hatte, wiedererkenne. Der Richter, dem es sehr darum zu thun war, womöglich neue Anhaltspunkte zu erspüren, fand sich gleich bereit, den Assessor zu begleiten. Auf dem Wege aber erzählte er ihm, daß die Beweise, welche gegen den schwarzen Franz geltend gemacht würden, auf sehr schwachen Füßen ständen. Die Untersuchung habe festgestellt, daß die Kugel, die man in der Leiche des Oberförsters gefunden habe, viel zu groß sei, um in die Flinte des Wilddiebes zu passen. Ueberdies seien Köhler aus dem Walde erschienen, welche unaufgefordert und freiwillig das Zeugniß abgelegt hätten, der schwarze Franz habe sich zur Zeit des Schusses auf den Oberförster, den sie selbst gehört haben wollten, in ihrer Hütte befunden. Schließlich aber hatte sich der angebliche Verbrecher steif und fest bei seiner Aussage gehalten, daß er unschuldig an dem Morde wäre.

Unter diesen Reden erreichten sie den alten Thurm, in dem der schwarze Franz saß. Der Schließer öffnete mehrere dicke Thüren mit schweren Schlössern. Endlich traten sie in ein düsteres Gelaß, wo der schöne, schwarze

Bursche, der bleich und mager geworden war, in schweren Ketten saß. Als der Richter ihm zusprach, er solle bekennen, tobte er wild, man möge ihn doch endlich einmal in Ruhe lassen und ihn vor ein ordentliches Gericht stellen, damit seine Unschuld, die Gott im Himmel sehe, an das Licht komme, und damit er, der an den grünen Wald und die freie Luft gewöhnt sei, nicht in diesem feuchten, düstern Loche dahinsterbe. Und aufs neue rief er mit fürchterlichen Worten die Strafe des Himmels auf sein Haupt, wenn er der Mörder eines Menschen, den Gott geschaffen habe, sei. Rudolf war überrascht von der Wahrhaftigkeit, die in jedem Worte dieses geketteten Mannes lag.

Als die beiden Männer den Thurm verließen, fragte der Richter: Nun, ist es der Mann, den Sie gesehen haben?

Er ist es nicht, rief Rudolf. Es war ein anderer.

Und wer kann es sein? fragte der Richter.

Lassen Sie mich danach forschen, antwortete der Forstmann.

Die beiden nahmen auf der Straße Abschied. Rudolf hatte jetzt fast die sichere Ueberzeugung, daß er den Mörder kenne. Aber bevor er mit einer Anklage auftrat, wollte er sich von der Identität der Person überzeugen. Die Büchse und ihre Kugeln konnten alsdann die nähern Beweise liefern. Indeß wie war es möglich, den Jäger Irinyi zu sehen? Wie konnte es ihm gelingen, den Fuchs, der sich selten oder gar nicht am hellen Tage blicken ließ, aus seinem Bau zu treiben! Denn es war bekannt, daß ihn seit Jahren außer den

Bewohnern des Schlosses kein Mensch zu Gesicht bekommen hatte.

Als er voll von diesen Gedanken an das Forsthaus trat, stand ein gräflicher Bedienter vor der Thür. Die Frau Oberförsterin kam in demselben Augenblick die Treppe herunter. Rudolf hörte nun, wie sie eine Einladung erhielt, sich mit ihrer Tochter gegen Abend im Schlosse bei Seiner Hoheit dem Prinzen Adolf einzufinden, der ihr die beruhigendsten Nachrichten vom Fürsten zu bringen hätte.

Die Frau war in Verlegenheit und fragte den Assessor, den sie beiseite nahm, was sie antworten solle. Dieser meinte, daß sie wol nach dem Wortlaut der Nachricht nicht anders als diesem Rufe folgen könne. Zugleich erbot er sich, die Damen zu begleiten. Offenbar hätte Frau Behling auch gern den Baron in dieser Angelegenheit um Rath gefragt. Derselbe kam aber erst gegen Abend, und es war schicklich, einen raschen Bescheid zu geben. Sie nahm also das Anerbieten des Assessors an und sagte dem Bedienten, daß sie mit ihrer Tochter der gütigen Einladung Seiner Hoheit Folge leisten würde.

Als die Sonne sich zum Untergang neigte, verließen Mutter und Tochter in tiefen Trauerkleidern mit dem Assessor das Forsthaus und wandelten durch das Städtchen dem Schlosse zu. Auf ihre Anmeldung hin wurden sie sämmtlich in das Gemach geführt, das Rudolf kannte. Das Herz hatte ihm bis dahin heftig gepocht. Wären sie in ein anderes Zimmer geführt worden, so würde er die Mutter noch im letzten Augenblicke ge-

warnt haben, die Tochter nicht von der Seite zu lassen. Nachdem er auch bei einer nähern Prüfung, von welcher die Damen nichts merkten, die Balconthür offen gefunden hatte, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Hedwig stand unter seinem treuen Schutze.

Es wurde bald klar, daß man die Damen erwartet habe, denn es kam ein Diener, welcher der Oberförsterin meldete, daß der Prinz sie zunächst allein zu sprechen wünsche. Sie folgte ihm in die Gemächer nach rechts. Dann kehrte derselbe Bursche, der vortrefflich angeleitet war, zurück und bat Hedwig, in ein Zimmer zur Linken zu treten, wo er sie abholen würde, wenn Seine Hoheit es beföhlen. Das harmlose Mädchen kam der Aufforderung nach. Sie war aber kaum verschwunden, als Rudolf die Balconthür öffnete, auf die Galerie schlüpfte und jenen Platz einnahm, auf dem er schon einmal gestanden hatte. Er sah wieder Licht in der Stube, der Vorhang war heruntergelassen, das Fenster erschien angelehnt. Er war schon zur Stelle, als sie die Thür des Zimmers öffnete. Da er wieder nichts sehen konnte, so strebte er, desto schärfer zu lauschen.

Er hörte den Grafen aufspringen, ihr hinkend entgegengehen und rufen: Wie, Fräulein Hedwig, Sie machen mir einen Besuch? Das ist ja schön von Ihnen.

Verzeihen Sie, Herr Graf, sprach das Mädchen ängstlich, es beruht wol nur auf einem Irrthum. Ich bin falsch geführt worden.

Falsch geführt! scherzte Edmund, nein, recht geführt sind Sie, mein Schatz.

Ich sollte zum Prinzen, stotterte Hedwig.

Und Sie gerathen nur zu einem Grafen, lachte der freche Wüstling. Was thut das? Wir sind alle Menschen und fühlen für die Kinder des Menschen, besonders wenn sie so hübsch sind wie du, kleine Hedwig.

Der Hinkende schien sich ihr zu nähern.

Herr Graf! rief sie entrüstet.

Wer wird sich denn zieren, antwortete er, wenn man ein wenig in die Wange gekniffen wird! Nimm diesmal mit einem Grafen fürlieb. Komm her, einen Kuß!

Sie schien zu fliehen und rief voller Angst: Lassen Sie mich, sonst rufe ich Hülfe!

Hülfe? spottete der Graf, Hülfe wollen alle Mädchen rufen, ehe sie sich ergeben. Uebrigens kann nur ich dir hier in diesem Bereich helfen, mein Täubchen, mein Engel!

Zum letzten mal, Herr Graf, sagte sie außer Athem, lassen Sie mich in Ruhe!

Wer wird sich denn so gegen die Süßigkeiten der Liebe wehren! An meine Brust!

Da that sie einen hellen Schrei, der schrillend in die Ferne klang. Und dieser helle Schrei hieß: Rudolf!

Rudolf überrieselte es, aber es jauchzte auch in ihm, daß sie in ihrer Noth seinen Namen ausstieß. Er that einen mächtigen Schlag gegen die Fensterflügel, sprang auf die Brüstung, schob den Vorhang zurück und stand mit Einem Satze im Zimmer. Der Geier war über die Taube hergefallen. Sie konnte sich kaum mehr wehren.

Halt ein, Schurke! rief Rudolf donnernd.

Der Graf ließ seine Beute fahren und wandte sich erschreckt und zitternd um. Hedwig war frei. Sie sprang auf und suchte Schutz hinter Rudolf.

Wer wagt es, sich in mein Eigenthum zu drängen? rief der Graf zornsprühend, indeß sein rothes Gesicht und sein rothes Haar sich in ihrer verschiedenen Glut seltsam ausnahmen.

Ich halte es für meine Pflicht, die Unschuld überall zu schützen, wo man sie antastet, entgegnete Rudolf. Den Ehrenräuber sucht man auch in seiner Höhle zu ertappen.

Der Graf lief hinkend nach der Wand und riß an einer Klingel. Zugleich bewaffnete er sich mit einem Degen, der in der Ecke stand, und brüllte: Zu Hülfe! Räuber! Mörder!

Dann stürzte er, so rasch es sein lahmer Fuß erlaubte, mit der Spitze des Degens auf Rudolf an. Dieser aber zog ein Pistol aus der Brusttasche und hielt es dem Wüthenden entgegen.

Elender Bube! rief er, wage noch einen Schritt und meine Kugel verspritzt dein Hirn an die Wände dieses Schlosses!

Edmund stand plötzlich erstarrt wie eine Bildsäule. Sein rothes Haar sträubte sich wild empor. Die Augen waren starr vor Schrecken.

So harrten die Gegner eine Weile gegenüber. Da ertönte Lärm im Vorzimmer. Die Thür wurde geöffnet, und eine Schar von Leuten stürmte herein. Es waren Bediente, Jäger und Knechte, die sich bewaffnet

hatten. Zuletzt erschien der Prinz mit der Oberförsterin, welche das Schreien und Toben aus den gegenüberliegenden Zimmern herbeiführte.

Hedwig war in Ohnmacht gesunken. Die Mutter sah ihr Kind auf der Stelle in diesem Zustande und warf sich weinend über sie.

Was ist geschehen? fragte der Prinz, der den Vorgang errieth und über die Folgen seines Leichtsinns erschreckt war.

Ein Mörder ist hier eingedrungen, tobte der Graf, der in der Mitte der ihn umgebenden Leute bald seine Unverschämtheit wiedergewann.

Hoheit, sprach Rudolf ernst und würdig, gegen den Prinzen gewandt, Sie werden nicht glauben, daß ein fürstlicher Beamter ein Mörder ist. Ich gebe mich in Ihre Hand. Lassen Sie mich verhaften, denn ich sehe ein, daß der Schein gegen mich spricht. Ich werde meine Unschuld vor dem Gerichtshofe, dessen Urtheil ich hiermit verlange, an den Tag legen. Aber ich fordere zugleich im Namen des Fürsten, daß Sie diese Damen schützen.

Er übergab sein Pistol einem Adjutanten des Prinzen.

Der Prinz, der sich offenbar in der größten Verlegenheit befand, wurde durch die Aufforderung des Assessors noch bestürzter. Wären nicht so viele Zeugen bei dieser Scene zugegen gewesen, dann hätte er sicher versucht, den Streit in milderer Art beizulegen. Aber er wurde hier in Gegenwart seiner Begleitung und der ganzen Dienerschaft des Grafen als Verwandter des regierenden Herrn angeredet. Man mahnte ihn als

einen Vertreter des Staatsoberhaupts an Recht und Gesetz. So konnte er sich unmöglich dieser Aufforderung entziehen. Ohnehin stand er mit dem Fürsten, einem durchaus rechtlichen Manne, der bei seinen Angehörigen am allerwenigsten den Leichtsinn und die Liederlichkeit vertragen konnte, weil sie Thron und Krone nur besudeln, nicht auf dem besten Fuße. Er mußte deshalb zu den vielen frühern Zurechtweisungen auch neue tadelnde Vorwürfe fürchten. Um so mehr galt es jetzt, den Aufforderungen des Assessors, die ganz und gar der Billigkeit entsprachen, nachzukommen. Auch wußte er ganz gut, daß seine Adjutanten gerade in der Absicht gewählt worden waren, um ihn zu überwachen.

Er übergab deshalb dem einen seiner Begleiter den Gefangenen mit der Weisung, ihn dem Richter des Städtchens zuzuführen und denselben zu veranlassen, daß der Assessor Dietrich in Gewahrsam gebracht werde, bis die Untersuchung sein Schicksal näher bestimme.

So zog Rudolf ab. Er wandte einen letzten Blick auf Hedwig, die eben ihre Augen aufschlug, ihn dankbar ansah und dann in ein lautes Weinen an der Brust ihrer Mutter ausbrach. Es durchbebte ihn, es beruhigte ihn. Im Corridor zuckte er zusammen. Er sah dort die Gestalt, die er am Felsen gesehen hatte; es war dasselbe grimmige Gesicht, es waren dieselben Tigeraugen, es schien ihm dasselbe braune Kleid. Er murmelte in sich: Das ist der Mörder des Oberförsters!

Der Prinz übertrug die Sorge für die Damen dem andern Adjutanten. Der Offizier, welcher dieselben mit

der zartesten Rücksicht behandelte, ließ, nachdem sie sich einigermaßen erholt hatten, einen Wagen anspannen und geleitete sie nebst einigen Leuten des Prinzen zurück in das Forsthaus.

Als Graf Edmund allein war, nahm er einen Schlüssel, den er sorgsam einwickelte und nebst einem Billet sorgsam versiegelt an den Prinzen schickte. Dann flog er auf den obersten Stock und ging durch einen langen Corridor, aus dessen Grunde ihm ein lautes Au, au! entgegentönte. In dem Thurmgemach am Ende des Schlosses war seine Mutter eingeschlossen. Sie hatte gerade ihre schlimme Zeit, denn es war junges Licht am Himmel, das ihr stets die fürchterlichen Brandgedanken weckte. Irinyi saß im Dunkel bei ihr, um sie zu bewachen.

Ich bin geprellt, Irinyi, flüsterte Edmund ihm zu. Für mich braucht das Mädchen nicht mehr zu leben.

Der Jäger lachte höhnisch. Also jetzt wünschest du das rothe Gold der Erbschaft mehr als das rosige Fleisch der Erbin.

Dann saßen sie lange flüsternd zusammen; dazwischen tönte das langgezogene grausige: Au, au! der Gräfin Luciane, an das sie beide gewöhnt schienen. Nach einer Weile schlich der Alte sich durch die Thür. Der Sohn aber blieb als Hüter bei der Mutter, denn außer Irinyi war er der einzige Mensch, der sie mit seinem Blick und seinem Wort bändigen konnte.

Zehntes Kapitel.

Als die Oberförsterin mit Hedwig in das Forsthaus zurückkehrte, ging der Baron von Eckartsberg unruhig vor dem Hause auf und nieder. Die Nachricht, daß die Damen auf das Schloß zum Prinzen gegangen wären, hatte ihn nicht wenig erschreckt. Seine Bestürzung ließ auch nicht nach, als er sie von einem Offizier begleitet zurückkommen sah. Er leistete ihnen mit düsterm, ernstem Gesicht Hülfe beim Aussteigen und führte sie, als der fürstliche Wagen von dannen fuhr, nach ihren Wohnzimmern. Die lüsterne Natur des Prinzen war ihm nur zu gut bekannt, als daß sie ihm nicht in Betreff Hedwig's die ernstesten Besorgnisse eingeflößt hätte.

Um Gottes willen! rief er auf der Treppe aus, wie konnten Sie, ohne mich um Rath zu fragen, einen solchen Schritt thun?

Die Oberförsterin erklärte ihm die schleunige Einladung und die schleunige Antwort, die sie mit dem Assessor berathen habe.

Was weiß der Assessor von solchen Dingen! sprach

der Baron. Er ist noch ein Kind. Mein Gott! rief er dann, indem er Hedwig betrachtete, das Mädchen ist ja ganz blaß. Bist du krank, mein Kind? Was ist geschehen?

Sie nahmen Platz. Frau Behling begann die Erzählung ihrer Erlebnisse in dem Schlosse. Mit jedem Worte wurde das Gesicht des Barons blässer, bewegter und düsterer. Nur mitunter zuckte es um seine Lippen. Aus seinen Augen blitzten die Funken des Zorns. Aber das Gewitter kam nicht zur Erscheinung, es grollte, tobte und brauste nur in seiner Seele. Endlich konnte er nicht mehr an sich halten. Das ist die Ernte der giftigen Saat! rief er aus. So wuchert aus einem Korn hundertfaches Verderben. Aus faulen Dingen wächst nur Fäulniß. O über diese falsche Schonung in sich verdorbener unsittlicher Verhältnisse! Warum wurde dieser Bastard nicht gleich so behandelt, wie er behandelt werden mußte? Warum hat man ihn nicht in Welt, Wind und Wetter hinausgejagt, woher sein Vater stammte? Warum wurde die Mutter, die dem Wahnsinn verfallen ist, nicht ins Irrenhaus geschickt? In gesunden bürgerlichen Verhältnissen wäre zum Rechten gesehen worden. Hier hat man sich selbst belogen und betrogen, hier hat man geschminkt und gefärbt, hier hat man verschoben und hingezogen, bis das Unglück Schlag auf Schlag fällt und mit jedem Moment größer wird. Und leider muß ich mich selber anklagen. Auch ich habe stets geschwiegen über dieses verruchte Schloß Wildenau. Auch ich war zu feig, das rechte Wort zu sprechen. Warum habe ich Rudolf nicht in alles eingeweiht? Er

hätte das Unglück verhütet! Aber, gottlob! er hat es auch so verhütet, der brave Junge! Nun aber ist das Maß voll! Kein Gedanke von falscher Schonung mehr! Warte nur! rief er, die Hand nach der Gegend des Schlosses ausstreckend, du giftige Brut, ich will dich zertreten!

Als der Sturm sich allmählich legte, fiel sein Auge auf Hedwig, welche in einer Ecke des Sofas saß und mit einem Tuche die hellen Thränen aus ihren schönen Augen wischte.

Warum weinst du, mein Kind? fragte der Baron das Mädchen.

Es ist ja alles noch gut gegangen, tröstete die Mutter, du mußt dich zu beruhigen suchen.

Aber der Assessor! schluchzte die Tochter.

Wir haben jetzt an andere Dinge zu denken, fiel Herr von Eckartsberg ein.

Nein, das haben wir nicht, rief das Mädchen heftig. Von mir wäre es wenigstens die größte Undankbarkeit. Hat er mich nicht aus den Händen des Bösewichts gerettet? Bin ich ihm nicht meine Ehre und mein Leben schuldig? Und nun sitzt er im Kerker und leidet und duldet für mich.

Das wird ja nicht lange dauern, versetzte der Baron. Schon morgen soll er auf freien Füßen sein und wieder ins Forsthaus einziehen.

Aber ich bitte, daß Sie ihn noch heute befreien, bat Hedwig in den innigsten Tönen. Warum soll er um meinetwegen die lange Nacht im Gefängniß zubringen?

Was macht das für einen jungen Mann, antwortete der Baron, zumal wenn er das Gefühl der Unschuld in sich trägt und überdies das schöne Bewußtsein hat, eine edle That vollbracht zu haben. Außerdem ist aber eine Lösung der Haft in diesem Augenblick nicht so leicht. Da er sich einmal in den Händen des Richters befindet, so müßtest du als die Hauptzeugin bei dem Vorfall mit an das Gericht, um Zeugniß abzulegen. Ist es dir recht, noch in nächtiger Stunde das Haus zu verlassen, so will ich dir gern mit meiner Bürgschaft beistehen.

Ich will alles, was der Moment erfordert, rief das Mädchen mit plötzlicher Leidenschaftlichkeit und rüstete sich, mit dem Baron zum Richter zu gehen.

Da krachte ein Schuß. Eine Fensterscheibe klirrte. Die Kugel schlug in das Zimmer ein. Die Damen und der Baron schauten einander bestürzt an. Gottlob! es war keiner getroffen. Herr von Eckartsberg lief nach der Thür und stürzte die Treppe hinunter.

Die Hunde los! rief er dem Jägerburschen zu, der verwundert vor das Haus gelaufen war. Hetzt sie dort in den Wald. Er zeigte nach der Richtung hin, wo der Schuß gefallen war.

Er selber und der Bursche lösten die Thiere von den Ketten. Sie stürzten still und suchend von dannen. Da tönte nicht fern ein heftiges Bellen.

Das ist der Wolfshund! rief der Bursche. Ich kenne die Stimme, der packt sicher.

Fackeln her! befahl der Baron.

Das Gebell des Hundes ging in ein Geheul über. Er schien in einem harten Kampfe begriffen. Endlich

kamen die Fackeln. Der Baron und der Jäger hatten nach Büchsen und Hirschfängern gegriffen und zogen mit den Feuerbränden der Gegend des Waldes zu, wo der Lärm sich hören ließ. Plötzlich verstummte der Hund. Nur noch ein Röcheln tönte. Die Spürthiere halfen auf die Fährte. Man fand den Platz, wo die Dogge in ihrem Blute lag, ein Stich hatte sie durchbohrt, aber in ihrem Maule und in der Runde fanden sich Fetzen braunen Tuchs. Seitwärts stand eine hohe knorrige Eiche, deren Gezweig bis auf den Boden ging. Allem Anschein nach hatte der Schütz seine Kugel aus den Aesten des Baumes abgesandt, dessen Gipfel sich mit Leichtigkeit erklettern ließ. Der Baron ließ die Stücke der Kleidung durch den Burschen sammeln. Dann kehrten sie in das Haus zurück.

Die Damen hatten unterdeß nach dem Ort gesucht, wo das Blei eingeschlagen war. An den Wänden der Stube hing ein in Oel gemaltes, sehr ähnliches Bild Hedwig's in nicht allzu großer Höhe. Dasselbe war von der Lampe beschienen gewesen, als der Schuß fiel, während die Damen und der Baron, von der Wand gedeckt, draußen nicht sichtbar sein konnten. Die Kugel hatte die Stirn des Porträts in der Mitte durchbohrt.

Offenbar galt der Schuß meinem Kinde, rief die entsetzte Oberförsterin, welche an allen Gliedern zitterte und bebte.

Da sehen Sie einen neuen Versuch, der auf mein Leben abgesehen war! fügte Hedwig hinzu, als der Baron den Riß betrachtete. Habe ich es nicht immer gesagt,

daß der Vater statt meiner sich verblutet hat? Die Kugel, die ihn tödtete, hat mir gegolten.

Der Baron schwieg, aber er dachte an die Verfügung über seine Hinterlassenschaft. Sollte Graf Edmund davon gehört haben? War er bei diesem Mordversuch im Spiele? Gleichwol verhüllte er seine Gedanken.

Eine Sache liegt hier außer allem Zweifel, sprach er nach einer Weile. In diesem Hause ist keine Sicherheit für dich und deine Mutter. Rüstet die nothwendigen Kleidungsstücke. Ich bringe euch noch diesen Abend nach Eckartsberg.

Aber Rudolf? gemahnte Hedwig, die eine merkwürdige Ruhe an den Tag legte, aufs neue.

Er muß sich bis morgen gedulden, erwiderte Herr von Eckartsberg. Wer weiß, welche Ereignisse hier noch drohen. Vor allem muß ich dich und deine Mutter in gutem Schirm und Schutz wissen.

Aber ich bitte Sie! flehte das Mädchen.

Der Baron besann sich eine Weile. Dann sprach er: Alles, was ich in diesem Augenblicke thun kann, ist, daß ich noch mit dem Richter rede. Ich werde ihn ersuchen, zu mir zu kommen. Gebt mir Schreibzeug.

Er setzte sich an den Tisch und schrieb zwei Billete, das eine war an den Richter, das andere an den Notar gerichtet. Als sie gesiegelt und mit Adressen versehen waren, händigte er sie dem Jägerburschen ein, um sie ins Städtchen zu tragen.

Alle weitern Widersprüche und Einwendungen der Damen, die in der größten Eile einige Kleider und

Wäsche zusammenraffen mußten, halfen nichts. Dann geleitete der Baron die Oberförsterin und Hedwig zu seinem Wagen und rollte mit ihnen in der größten Schnelligkeit durch die dunkle Nacht nach seiner Besitzung, wo er sie seiner Mutter, welche die Ankommenden mit der größten Freundlichkeit empfing, zur sorgsamsten Pflege übergab.

Was ist nur geschehen? fragte die alte Gräfin ihren Sohn, als die beiden Gäste sich nach den für sie in Bereitschaft gesetzten Gemächern begeben hatten.

Der Baron erzählte ihr in der Eile die Ereignisse des Abends und schloß: Das Maß des entarteten Bastards ist jetzt voll. Die Zeit, wo der Schlange das Haupt zertreten werden muß, ist gekommen. Ich darf nicht länger säumen, damit nicht ein neues Unglück geschehe.

Die alte Dame schickte einen Blick zum Himmel und seufzte: Gott möge alles zum Besten wenden.

Nun ließen sich der Richter und der Notar melden, die auch sofort vorgelassen wurden.

Den Richter bat der Baron unter Mittheilung der vorgefallenen Thatsachen um eine freundliche Behandlung für Rudolf, für dessen Leben und Sicherheit er ihn zugleich bei dem gewaltthätigen Charakter des Grafen Edmund verantwortlich machte.

Mit dem Notar schloß er sich eine Weile ein, um denselben seinen Letzten Willen nach den Forderungen des Gesetzes aufsetzen zu lassen. Es kann mir bei diesen Mordversuchen, die ich um mich her erfahre, gleichfalls etwas Menschliches geschehen, rief er aus. Da soll denn über meine letzten Bestimmungen kein Zweifel herrschen.

Als er auch dieses Geschäft abgemacht hatte, ließ er die Diener des Hauses und die Knechte der Gehöfte vor sich kommen und empfahl ihnen, sein Gut für die nächsten vierundzwanzig Stunden in gewohnter Treue zu hüten und keinen Einbruch zu dulden, von welcher Seite er auch kommen möge. Er stellte ihnen sogar seine Waffen zur Verfügung und verordnete bis zu seiner Rückkehr Wachen, die sich regelmäßig ablösen sollten.

Unterdessen hatte der Kutscher frische Pferde angespannt und hielt mit dem Wagen an der Hausthür. Der Baron fuhr in der tiefen Nacht von dannen und gelangte noch zeitig zu der nahe gelegenen Station der Eisenbahn, wo er den nächsten Zug nach der Hauptstadt der Provinz benutzte. Dort angelangt, hatte er eine lange Unterredung mit dem Gouverneur, der ein Bruder des regierenden Fürsten war und der alsbald verschiedene Boten mit telegraphischen Depeschen an den Landesherrn sandte.

Elftes Kapitel.

Schon am andern Nachmittage war der Baron nach Eckartsberg heimgekehrt, wo er mit frohem Herzen ver-vernahm, daß die Ordnung nicht gestört worden war. Aber es ließ ihm doch keine Ruhe. Nachdem er einen kleinen Imbiß genommen und sich in seine Uniform geworfen hatte, begab er sich mit dem Wagen, den der Kutscher gar nicht ausspannen durfte, nach dem Städtchen und hielt am Hause des Richters. Es bedurfte nur weniger Worte und der Vorzeigung eines Schreibens, das eine Vollmacht enthielt, um die Befreiung Rudolf's zu erlangen.

Als er den Assessor erblickte, dem im Gerichtshause ein Zimmer angewiesen worden war, umarmte er ihn mit einer Thräne im Auge und rief: Sie sind ein braver Junge.

Beide begaben sich nach dem Forsthause, wo sie eine lange geheime Unterredung miteinander hatten, in welcher Rudolf dem Baron hauptsächlich mittheilte, daß er jetzt den Mörder des Oberförsters zu kennen glaube. Dann traten sie, nachdem auch der Assessor seine Dienstkleidung

angezogen hatte, aus der Thür und setzten sich in den Wagen. Zunächst wurde der Richter requirirt, der Platz bei den beiden Männern nahm, während einige Landreiter zu Pferde folgen mußten. Und so ging es denn in diesem Aufzuge, der sowol im Städtchen wie bei den Schloßbewohnern kein kleines Aufsehen erregte, nach dem alten Sitze der Grafen von Wildenau.

Der Baron fragte, nachdem sie ausgestiegen und in das Schloß getreten waren, und nachdem sich einige Landreiter an den vier Ecken des Gebäudes aufgestellt hatten, nach dem jungen Grafen Edmund.

Die Diener antworteten, er sei bei Tische und lasse sich um diese Zeit nicht sprechen.

So meldet ihm, rief der Baron, daß ein Beauftragter der Regierung und das Gericht ihn in diesem Augenblicke sehen wollen!

Darauf hin stürzte der Diener die Treppe hinauf. Der Baron mit seinen Begleitern aber ging hinterdrein und schritt geradeswegs auf den Speisesaal zu, durch dessen Thür sie zu nicht geringer Verwunderung der Gesellschaft, die aus dem Prinzen, dem Grafen Edmund, der Gräfin Leonie und einer Menge von Gästen bestand, ohne weitere Entschuldigung eintraten.

Der Baron trat vor, machte eine ernste Verbeugung und sprach: Ich komme im Auftrage des Gouverneurs der Provinz, um Ihnen, Herr Graf Edmund von Wildenau, zu melden, daß ich diesen jungen Mann, den Assessor Rudolf Dietrich, auf freien Fuß gesetzt habe und daß die Untersuchung in Ihrer Streitigkeit mit demselben alsbald ihren Gang nehmen soll. Dann fordere

ich Sie auf, mir den in Ihren Diensten befindlichen Jäger Irinyi auszuliefern.

Edmund wurde blaß und zitterte am ganzen Leibe. Kaum konnte er sich halten. Ich weiß nicht ... stotterte er.

Sie selber stehen in Gefahr, verhaftet zu werden, rief der Baron, wenn Sie nicht sofort seinen Aufenthalt angeben.

Das Gesicht des Grafen fing an zu zucken. Er stand in einem entsetzlichen Kampfe.

Wollen Sie reden, rief der Baron, oder ...

Er ist — er ist — stammelte Edmund unzusammenhängend, er ist im Thurme, oben den Corridor rechts hinunter.

Man hole ihn! befahl der Baron.

Ein Diener begleitete einige Landreiter, dann herrschte eine lange, schaurige Stille.

Endlich hörte man ein Zischen und Schreien aus dem Thurm herübertönen. Es war das verzweiflungsvolle Rufen eines sich heftig wehrenden Mannes. Allmählich kam es näher. Die Landreiter stießen Irinyi in das Zimmer, der sich wie ein Tiger im Kreise umsah.

Herr Graf, sprach der Baron zu Edmund, wagt dieser Mensch es, sich Ihren Vater zu nennen?

Edmund glotzte und sprach: Daß ich nicht wüßte.

Wie könnte auch der Sohn seinen Vater verrathen! fiel Herr von Eckartsberg mit Entrüstung ein, indem er den Jäger scharf beobachtete.

Diese Bemerkung verfehlte ihre Wirkung nicht.

Was! rief der Jäger wuthschnaubend, Edmund hat mich verrathen?

Der Graf hat Sie in die Hände der Gerechtigkeit geliefert, sprach der Baron.

Dann hat der Sohn seinen Vater verrathen! tobte Irinyi. Schämst du dich nicht, du Feigling? Leider, leider bist du mein Sohn! Was hat der Schurke von mir gesagt?

Nichts anderes, als daß Sie sich oben im Thurme befänden, sprach der Baron.

Der Jäger starrte ihn an. Er glaubte, es hätte sich um andere Dinge gehandelt, er fürchtete, er wäre zu weit in seinem eigenen Geständnisse gegangen.

Jetzt reden Sie, Herr Assessor Dietrich, sprach der Baron.

Rudolf trat vor und nahm das Wort, indem er mit der Rechten auf Irinyi zeigte. Ich halte diesen Mann für den Mörder des Oberförsters, denn ich habe ihn gleich nach der That verdächtigerweise mit Waffen den Wald durchstreifen sehen. Ferner habe ich ihn vor einigen Tagen durch Zufall hier auf der Galerie belauscht. Er sprach in dem Zimmer des Grafen, mit dem er als Sohn verhandelte, und erzählte demselben die That gerade so, wie sie geschehen war. Ich konnte seine Gestalt nicht erschauen, aber ich bin bereit, zu schwören, daß es dieselbe Stimme war, die ich jetzt höre. Ueberdies glaube ich, daß der Schuß, der den Förster tödtete, aus einer Büchse mit einem in Elfenbein eingelegten Kolben geschehen ist; denn ich habe denselben Abend, wo der Mord vor sich ging, in dem Park vor dem Schlosse

einen Mann an mir vorüberhuschen sehen, der ein solches Gewehr trug und der, wie es mir schien, dieser Jäger war.

Auf allen Gesichtern lag eine tiefe Entrüstung. Ueberall herrschte Schweigen.

Jetzt trat der Richter vor und wies ein Stück braunes Tuch auf. Herr Graf! fragte er, ist dieses nicht das Tuch von der Livree Ihres Dieners?

Edmund erkannte das Tuch als solches an.

So ist es wahrscheinlich ein Diener Ihres Hauses gewesen, der gestern Abend eine Kugel auf Fräulein Hedwig Vehling absandte, sprach der Richter. Ich ersuche Sie, die Kleider und die Büchsen des Jägers Irinyi holen zu lassen, damit wir über die Person des Thäters ins Reine kommen. Geschieht es nicht, so muß ich eine allgemeine Haussuchung anstellen.

Der Graf zögerte wieder. Der Richter mahnte aufs neue. Da entsandte Edmund einen Diener nach den verlangten Gegenständen.

Rabensohn! rief nun Irinyi, du stößest also den eigenen Vater in den Tod.

Er wollte mit der Wuth eines Raubthiers auf Edmund eindringen. Nur der vereinigten Kraft der Landreiter und der Diener gelang es, den Rasenden zurückzuhalten. Es blieb nichts anderes übrig, als ihn zu fesseln.

Da rief er mit unaussprechlichem Grimme aus: Nun wohl, ich will gestehen. Ich bin der Mörder des Oberförsters und ich habe auch gestern auf seine Tochter geschossen. Und warum that ich es? Aus purer thierischer

Affenliebe! Dieser Baron von Eckartsberg, dessen Güter der entartete Edmund erben sollte, bestimmte seine Hinterlassenschaft der Tochter des Oberförsters. Ich wollte ihm Gut und Geld retten, darum schoß ich auf das Mädchen, ja, ich schoß zweimal darauf, einmal traf ich den Oberförster, gestern Abend traf ich sie selbst.

Ihr Bildniß! rief der Baron.

Nun, desto besser, tobte der Jäger, denn dieser Feigling von Sohn verdient noch mehr den Galgen als ich selbst.

Als er diese Worte gesprochen hatte, brachten die Diener die Büchse und die Kleidung Irinyi's; die erstere wurde von Rudolf anerkannt. Der Rock aber zeigte Spuren eines Kampfes, denn er war vielfach zerrissen. Die Farbe stimmte genau. Bei der nähern Untersuchung fand man, daß die Fetzen, die der Baron hatte sammeln lassen, in die einzelnen Löcher paßten.

Unter diesen Umständen konnte kein Zweifel mehr obwalten. Der Richter ließ den Gefangenen abführen, der seinem Sohne noch einen fürchterlichen Fluch zuschleuderte. Verderben! Galgen! Vernichtung! Tod! Brand über dich jämmerlichen Burschen! rief er.

Als der Richter mit seinen Leuten und dem Verbrecher verschwunden war, trat die Gräfin Leonie, auf deren Gesicht Entsetzen und Schmerz mit Hohn und Zorn gekämpft hatten, vor und sprach: Ich bin schändlich betrogen worden! Daß ich mit einem Manne, der sich einen falschen Titel anmaßt und der überdies der Sohn eines Mörders ist, nichts zu thun haben kann, bedarf nicht der Erklärung. Hoheit, ich stelle mich unter Ihren

Schutz und bitte, daß Sie mich von diesem Orte fortbringen.

Der Prinz gab ihr den Arm und wollte sie hinausbegleiten.

Euer Hoheit werden erlauben, hielt ihn jetzt der Baron von Eckartsberg fest. Ich bringe Ihnen einen Brief des Gouverneurs, der eine eilige Erledigung nothwendig macht.

Der Prinz hielt ein, nahm, öffnete und las das Schreiben. Er entfärbte sich; denn es wurde ihm bedeutet, daß der Landesherr ihn für einige Jahre in das Ausland verwies.

Wollen Sie mit nach Italien? fragte er die Gräfin mit einem bittern Lächeln.

Wohin Sie wünschen! tönte die Antwort.

Man rüste alles zur Fahrt! herrschte er seinen Dienern zu. Wir reisen noch diesen Abend fort.

Alles stob auseinander. Keiner dachte an einen Abschiedsgruß für Edmund, der mit dem Baron und Rudolf übrig blieb.

Jetzt noch ein Wort mit Ihnen, hob der Baron zu Edmund an. Es liegt am Tage, daß Sie kein echter Sproß des Hauses Wildenau sind. Schon deshalb ist hier kein Bleibens für Sie. Aber noch mehr! Sie stehen in Gefahr, als Mitschuldiger des Jägers Irinyi zur Rechenschaft gezogen zu werden. Ich rathe ihnen deshalb zur eiligen Flucht.

Herr Baron, rief jetzt der Graf, es geht Ihnen darum, mich zu verderben! Sie wollen mich aus meinem Besitzthum treiben!

Junger Mann, sprach der Baron, es handelt sich darum, daß Ihnen ein Weg des Lebens und der Besserung übrig bleibt. Allerdings wünsche ich, daß der Familie ein schmählicher Proceß erspart werde. Und so erkläre ich mich bereit, Ihnen eine Summe auszubezahlen, damit Sie sich andern Pfaden zuwenden können. Auf Wildenau haben Sie kein Anrecht, denn Sie sind kein Wildenau. Was Sie von Ihrer mütterlichen Familie zu hoffen haben, das müssen Sie selbst ermessen. Das Familiengesetz bestimmt dort, daß nur die echten Söhne erben und nicht die Bastarde. Also beschließen Sie, wollen Sie das Geld nehmen und fliehen?

Ich will es! rief Edmund zähneknirschend.

Nun wohl, schloß der Baron. Sie haben Zeit, bis morgen hier zu weilen. Bewachen Sie unterdeß Ihre Mutter, für deren Unterkommen ich am frühen Morgen sorgen werde. Zu gleicher Zeit sende ich Ihnen eine Summe von fünftausend Thalern, mit der Sie am besten über dem Meere den Versuch machen können, ob noch ein ordentlicher Mensch aus Ihnen wird.

Er ging mit Rudolf hinaus. Im Schloßhof war ein überaus lebendiges Leben, denn die Gäste suchten das Weite, als sei die Pest ausgebrochen, und der Prinz und die Gräfin bestiegen dieselbe Carrosse und fuhren von dannen. Der Baron und Rudolf flogen in ihrem Wagen nach dem Städtchen. Als sie an dem Thurm vorbeikamen, entließ der Richter gerade den schwarzen Franz aus dem Kerker. Der schöne Bursche geberdete sich wie ein Toller vor lauter Freude, daß er endlich

wieder Gottes freie Luft athmete. Er begrüßte die Sterne, die Bäume, die Menschen, die an ihm vorübergingen.

Der Baron, der seine Freude an diesem unbändigen Naturkinde hatte, rief ihn heran und fragte ihn: Willst du mein Jäger werden?

Von Herzen gern! tönte die Antwort.

So setze dich gleich hinten auf und gehe mit nach Eckartsberg, daß du dich stärkst und erholst, rief er freundlich.

Der Bursche gehorchte und that einen Schrei vor lauter Vergnügen.

So! scherzte der Baron. Jetzt sind meine Forsten besser geschützt als vorher.

Freilich! rief Franz, ich werde von dieser Stunde an der größte Feind der Wilddiebe.

Nun ging die Fahrt nach Eckartsberg. In dem Wagen saßen trotz der schaurigen Ereignisse, welche vorhergegangen waren, lauter befriedigte Leute. Der Baron war äußerst beruhigt, daß sich die jahrelangen Familienwirren endlich größtentheils gelöst hatten. Was ihm morgen noch übrig blieb, erschien ihm als eine Kleinigkeit. Auch Rudolf empfand ein Gefühl kräftigen Behagens, denn er hatte seine ersten Thaten vollbracht. Wer weiß aber nicht, wie erhebend und stärkend ein solches Bewußtsein ist? Und wie freute sich erst der schwarze Franz! Fast hätte er laute Lieder gesungen, daß seine Unschuld anerkannt war und daß um ihn her der liebe, tiefe, befreundete Wald rauschte.

So kamen sie aus den Bäumen auf das Feld, in

dessen Mitte das Landhaus des Barons lag. Die Herren im Wagen saßen in tiefe Gespräche versunken. Franz aber schaute sich nach allen Seiten um.

Herrgott! rief er plötzlich, das Schloß Wildenau brennt!

Die Männer sprangen auf und wandten den Blick nach hinten. In der That stieg über dem Walde eine dunkle Rauchsäule gegen den Himmel auf, aus welcher die lichterlohen Flammen emporwirbelten. Zu gleicher Zeit ertönten in dem Städtchen die Brandglocken. Aus seinen Gassen klang Schreien und Rufen in die dunkle Nacht.

Wende die Pferde! rief der Baron dem Kutscher zu. So rasch wie möglich nach dem Schlosse zurück!

Der Wagen kehrte und flog durch den Wald und das Städtchen. Dort war alles in der größten Aufregung. Die Bewohner liefen in hellen Scharen hinaus. Die Brandspritzen rasselten über das Pflaster. Unheimliche Rufe ertönten. Zwischendurch dröhnte das Geheul der Glocken, die nun auch von den benachbarten Dörfern vielfache Antwort erhielten.

Je näher man kam, desto entsetzlicher gestaltete sich der grausig schöne Anblick des brennenden Schlosses. Seine alten scharfen Formen standen in lichter Glut. Rings die Baumgruppen waren so hell erleuchtet, daß man jedes Blättchen erkennen konnte. Das Wasser in den Teichen gab die furchtbaren Bilder wieder.

Als der Baron in die Nähe kam, stellte er gleich Nachforschungen an. Glücklicherweise war die Diener-

schaft des Schlosses gerettet. Die armen Leute standen zitternd und zagend auf dem Hofe. Nur die Gräfin Luciane und Edmund waren zurückgeblieben. Und in der That sah man die Wahnsinnige in weißen Kleidern und aufgelöstem Haare mit einer Fackel auf der Galerie herumtanzen, während sie einmal über das andere mal schrie: Au, au, Feuer! Feuer! Hochzeit! Hochzeit! Wie schön das ist! Feuer! Feuer!

In das Schloß wollte kein Mensch. Alles fürchtete sich. Auch ein Versuch, den der Baron mit Rudolf machte, mislang vollständig, denn als sie durch die Thür getreten waren, fanden sie überall ein wildes rothes Meer von Flammen. Man überlegte, ob man die Wahnsinnige nicht erreichen könne, indem man Leitern an die Galerie setzte. Das Wasser, welches das Schloß umgab, war indeß hinderlich. Zuletzt gelang es durch ein mit großer Mühe im Wasser angebrachtes Floß. Der kühne schwarze Franz stieg hinan. Aber Luciane schlug die Fackel dem Ansteigenden entgegen. Er konnte ohne Gefahr, selbst in Brand zu gerathen, nicht heran. Endlich erlosch der Feuerbrand, den die Wahnsinnige hielt. Jetzt schöpfte man Hoffnung, sie zu erreichen. Aber sie sprang, nochmals ihr wildes Au, au — ihr Feuer! rufend, in die brennenden Gluten des Gebäudes. Weiter ward sie nicht mehr gesehen.

Kaum aber war sie verschwunden, als ein neuer schrecklicher Vorgang die Aufmerksamkeit aller Anwesenden in Anspruch nahm. Oben in dem Thurme, wo Luciane in der Regel gehütet wurde und wo die Fenster mit Bretern vernagelt waren, tönte ein lautes Klopfen

und Hämmern. Der Verschlag gab endlich nach und fiel krachend unten in den Weiher. In der Oeffnung aber erschien Edmund, hülferufend, händeringend, schreiend und weinend. Sein Gesicht war kreideweiß, in sein rothes Haar spielte der Schein des grellen Feuers so seltsam, als wären dort Flammen in den Flammen. Es war ein entsetzliches Bild. Doch wer konnte ihm in solcher Höhe Beistand leisten? Er sah selber ein, daß er im Schlosse verbrennen würde, da erstieg er die Brüstung und sprang hinunter. Es gab einen dumpfen Fall ins Wasser. Er verschwand und kam nicht wieder in die Höhe. Man eilte mit einem Kahn an die Stelle, aber der Körper war durch die Höhe des Sturzes und durch die eigene Schwere tief im Schlamme des Grabens versenkt. Es war nicht möglich, ihn herauszuziehen.

Die Trümmer des Schlosses, das nicht zu retten war, fielen allmählich Stück um Stück. Die Menge schaute, nachdem sie manche vergeblichen Löschversuche angestellt hatte, müßig zu. Dem Baron und Rudolf war die Ursache des Brandes auf der Stelle klar geworden. Edmund hatte seine Mutter nicht gehörig bewacht, weil er nur an sich und sein Los dachte. Die Wahnsinnige war aus ihrem Zimmer geschlichen, sie hatte den Sohn eingeschlossen und dann ihrer Feuergier Folge geleistet. So war das Unglück gekommen, das sie selber vernichtete und den Sohn gleichfalls, denn nach langen Bemühungen fischte man die Leiche desselben in der Dämmerung aus dem Schlamme des Weihers.

Erst gegen Morgen entfernten sich die Menschen.

Als der Baron und Rudolf durch das Städtchen gingen, kam ihnen der Richter entgegen, um zu melden, daß Irinyi sich in der Nacht im Thurme aufgehängt hätte. Auch der Verbrecher todt! Es war ein fürchterliches Strafgericht ergangen.

Zwölftes Kapitel.

Trotz diesen schauerlichen Vorgängen, welche in der ganzen Gegend Schrecken und Entsetzen verbreiteten, empfand niemand ein wahres Mitleiden. Ueberall sagte man: Es ist ihnen recht geschehen, sie hatten genug der Schmach auf ihre Häupter geladen, Gott verhängte die verdienten Strafen. Auch in dem Hause des Barons von Eckartsberg fing man an aufzuathmen, sobald man nicht mehr unter dem unmittelbaren Einfluß der Ereignisse stand. Jeder hatte lange vorher das Gewitter, das in der Luft schwebte, empfunden. Jeder hatte sich vor dem Augenblick gefürchtet, wo es losbrechen würde. Aber es war ja ein Wetter, das nicht vorüberziehen konnte, ohne sich zu entladen. Und wer mußte nicht auf fürchterliche Zerstörungen gefaßt sein? Nun hatte es gedonnert und geblitzt, gezündet und gebrannt, zerstört und vernichtet. Und das alles war mit rasender Schnelligkeit geschehen. Dafür hatte sich aber auch die Luft gereinigt und der Himmel erhellt, man durfte wieder auf sonnige Tage hoffen, die in dumpfer Oede und Sorge so lange vermißt worden waren.

Die alte Gräfin und ihr Sohn, der Baron, fingen an frisch aufzuleben. Freilich war ihr Stammschloß niedergebrannt, aber das Feuer, in welchem es unterging, hatte auch die schmachvollen Flecken von der Familie vertilgt. So sah die alte würdige Frau denn doch noch ruhigen Tagen für das Ende ihres Lebens entgegen. Der treffliche Sohn pflegte sie mit der sorgfältigsten Freundlichkeit. Ueberdies trugen die Oberförsterin und Hedwig, die seit jenem verhängnißvollen Abend im Forsthause Eckartsberg nicht verlassen hatten, nicht wenig zur Erfrischung und Erheiterung des Lebens in dem reizenden Landhause bei. Je mehr die Wunde über den Verlust des Mannes und Vaters bei diesen Frauen heilte, desto mehr trat die innere Tüchtigkeit der wackern Frau und die liebenswürdige Munterkeit der schönen Hedwig hervor. Rudolf, der sehr häufig vom Forsthause herüberkam, war allen stets ein willkommener Gast. Mit dem Baron hatten ihn die letzten gemeinsamen Unternehmungen in der engsten Weise verbunden. Die Gräfin betrachtete ihn mit einem besondern Wohlgefallen und zeigte ihm eine fast mütterliche Zärtlichkeit. Die Oberförsterin wußte es ihm aber nie genug zu danken, daß er die Ehre ihres lieben Kindes so stark und männlich gerettet hatte.

Und Hedwig? Man sah sie oft am Fenster stehen, wenn Rudolf kommen sollte. Sie erröthete, wenn er unverhofft eintrat. Sie strahlte auf, wenn er sich recht lange und angelegentlich mit ihr unterhielt. Sie war still und träumerisch, wenn er sich über die Zeit nicht blicken ließ. Aber Rudolf ließ sich fast öfter sehen, als

man es bei seinen Geschäften erwarten konnte. Wäre er wol nur der drei alten Leute wegen so häufig gekommen? Hätte er ihnen seine langen Abende gewidmet? Wer möchte das glauben? Aber es wäre ja auch ein Wunder gewesen, wenn zwei junge Leute, die beide gut, hübsch, liebenswürdig und noch nicht anderwärts an Geist und Herz gefesselt und gebunden waren, sich nicht angezogen hätten, nachdem der eine mit seinem Leben für die Ehre der andern eingetreten. Ja, das war ein mächtiges Band. Sie hatten beide zusammen einen fürchterlichen Moment erlebt. Daraus mußte eine Leidenschaft hervorschießen. Und sie war schon längst hervorgeschossen bei Rudolf, als er in Hedwig den Gegensatz von Leonie sah. Und bei Hedwig? Hatte sie nicht in dem fürchterlichen Momente, wo ihre Ehre bedroht war, den Namen des jungen Mannes ausgerufen?

Trotzdem hatten sie sich kein Wort des Verständnisses gesagt, obgleich sie sich oft genug abgesondert von dem kleinen Kreise zusammenfanden. Bald geschah es in den Zimmern, bald im Garten, bald in Feld und Wald. Und da war kein Hüter, der sie bewachte, kein Aufpasser, der sie hinderte. Dennoch flüsterten sie und sahen sich oft scheu um, als wäre es nicht recht, was sie thaten. So ist eben eine aufkeimende Liebe, die sich noch nicht erklärt hat. Einst saß sie am Klavier und sang. Er trat hinter sie, ohne daß sie es bemerkte, und lauschte. Es war dasselbe Lied, das ihn einst so tief ergriffen hatte. Sie schloß:

Du fühlst, die Jugendwunder sind vergangen.

Das ist ein recht falsches, nichtsnutziges Lied! rief er plötzlich aus, daß sie zusammenschrak.

Sie sprang erröthend auf und fragte: Warum?

Ei, weil dem echten Menschen die Jugendwunder nie vergehen. Ich lasse eine solche Stimmung für den Augenblick gelten, aber längere Zeit taugt das Versenken nicht. Ja, wenn Sie wüßten, was Sie mit diesem Liede angerichtet haben!

Und was ist es? fragte das Mädchen.

Ich war auch ein Mensch voll Flausen und eingebildeten Narreteien, erzählte nun Rudolf. Ich bildete mir in weicher Selbstbespiegelung auch ein, daß die Jugendwunder vergangen wären. Da hörte ich Sie singen. Es war jenes Lied. Zuerst verfiel ich noch tiefer in meine gefühlsselige Duselei, dann habe ich mich erhoben und bin erst recht ein Mann geworden, und zwar durch Sie. Oder irre ich mich?

Sie sind mein Retter, dem ich ewigen Dank widme, sprach Hedwig, indem sie ihm die Hand reichte.

Schenken Sie mir doch statt des Dankes die Liebe, die Sie von mir längst besitzen! rief Rudolf. Er flammte auf. Unvorbereitet hatte er das rechte Wort getroffen.

Das schöne Mädchen senkte von Purpur übergossen den Blick. Sie schwiegen beide lange.

Hedwig! rief er plötzlich.

Sie sah ihn tief, seelenvoll an. Dann stürzte eine Thräne aus ihren Augen.

Er hatte gesiegt, er riß sie an sich, drückte sie stürmisch an das Herz — sie gaben sich den ersten Kuß.

Nun wurde alles gut. Sie waren eins und fanden auch bald den Muth, zu der Mutter zu gehen, um ihr den jungen Bund mitzutheilen. Die kleine Gesellschaft des Landhauses trank im Garten den Thee. Sie zogen hinaus und konnten sich noch nicht entschließen, gerade auf die Laube hinzuwandeln. So wurde ein Umweg eingeschlagen. Sie wollten die Gesellschaft umgehen. Als sie hinter der Laube waren, hörten sie die Stimme des schwarzen Franz, der treuherzig an den Baron herantrat.

Was willst du? fragte dieser den Burschen.

Nehmen Sie nicht ungütig, Herr Baron, sprach der Jäger, aber denken Sie, wie ich eben aus dem Walde trete, da sehe ich den Schäfer Bernhard in Verzückung stehen, und hinten im Felde geht der Herr Assessor Rudolf auf das Haus zu.

Rudolf und Hedwig zuckten zusammen. Sie dachten an die unheimlichen Gesichte des Hirten. Auch die Gräfin und die Oberförsterin schienen durchaus nicht angenehm berührt.

Der Baron rief: Dummes Zeug! Ich will von all den schauerlichen Geschichten und Ahnungen nichts wissen.

Aber, Herr Baron, rief Franz, es ist gar nichts Schreckhaftes, sondern was Lustiges.

So rede! riefen die Frauen.

Freilich kann ich die Worte nicht wiederholen, sagte jetzt der Bursche, denn der Bernhard sprach accurat wie ein Pastor, aber er redete so ungefähr, und zwar zu dem Assessor: Eile dich, eile dich, denn die Braut harret schon. Bald gibt es Kränze und Feste

und Lieder, und was er sonst noch für confuses Zeug redete.

Wol kaum so confus wie du, lachte jetzt der Baron.

Die Damen stimmten in das Gelächter ein.

Da trat Rudolf mit Hedwig um die Hecke. Sie hatten Hand in Hand und glühten vor Scham, Lust und Liebe.

Hier ist das Brautpaar schon zusammen, rief Franz so laut er konnte.

Endlich! rief der Baron. Ich hatte es viel früher erwartet.

Hedwig stürzte in die Arme ihrer Mutter. Auch die Gräfin küßte sie. Der Baron umarmte den jungen Mann nicht anders, als wäre er sein Sohn. Keiner war mit dem Ereigniß unzufrieden. Man brachte den Abend so vergnügt und munter wie möglich zu. Es war allen, als hätte es nicht anders kommen können. Bevor Rudolf nach Hause ging, forderte er sich noch Schreibzeug, um seiner Mutter die Verlobung mitzutheilen. Wie wird sie sich freuen! Könnte sie doch hier sein! Der Baron sagte, er müsse doch morgen in die Hauptstadt und wolle den Brief mitnehmen, um ihn von dort aus in Rudolf's Heimat zu senden.

Und so geschah es. Herr von Eckartsberg reiste ab und blieb länger aus, als man vermuthete. Das junge Brautpaar zählte die Tage seiner Abwesenheit nicht. Was ging sie in ihrer jungen Seligkeit die Zeit an! Dem Glücklichen schlägt keine Stunde. Als aber noch immer keine Antwort von der Mutter des jungen Mannes ankam, wurde er doch unruhig und ging mit dem Ge-

danken um, sich Urlaub zu fordern und zu ihr hinzureisen, zumal da er auch mit ihr die bevorstehende Uebersiedelung berathen wollte.

Da rollte eines Abends ein Wagen vor das Haus. Nicht lange nachher öffneten sich die Thüren. Der Baron von Eckartsberg trat mit einer ältlichen Dame ein. Alle Blicke waren nach der Fremden gerichtet.

Meine Mutter! rief Rudolf.

Meine Tochter! weinte die Gräfin.

Meine Schwester! bedeutete der Baron die Oberförsterin und ihre Tochter.

Es war eine ergreifende Scene. Rudolf's Mutter war jene geborene Gräfin von Wildenau, von der wir bereits wissen, daß sie während ihrer traurigen Jugend die Bekanntschaft des Oberförsters Dietrich gemacht hatte, mit dem sie entfloh, weil sie nie hoffen durfte, die Genehmigung der Aeltern zur Ehe zu erhalten. Ihr Mann war bis zum Forstrath emporgestiegen, aber früh gestorben. Sie hatte darauf mit der treuesten Hingebung die Erziehung ihres Sohnes geleitet, ihre adeliche Abkunft aber stets verheimlicht. Rudolf meinte sogar, sie hieße Wildenow. Jetzt konnte er sich freilich jene Bilder erklären, welche er als Kind in dem verborgenen Schubfach gesehen hatte und die das Schloß ihrer Aeltern sowie seine Großmutter darstellten. Daß sie alle Verbindungen mit ihrer Familie aufgegeben hatte, lag sowol an dieser wie an ihr und ihrem verstorbenen Mann. Der Forstrath wollte sie nun einmal als bürgerliches Weib. Trotzdem hatte sie eines Tages schriftlich ihren Vater, als dieser noch lebte, um Verzeihung gebeten, aber von

dem eingefleischten Adelichen keine Antwort erhalten. Endlich war sie fern im Osten des Landes wohnend ganz außer Verbindung mit den Ihrigen gekommen.

An den jetzt völlig veränderten Verhältnissen aber war der Baron schuld. Das Leben hatte ihn geschult. Er war nicht allein ein adelicher Mann, sondern auch ein edler Mensch. Als er mit reifen Erfahrungen und einem freundlichen Herzen aus der Fremde kam, hatte er die ohnehin zur Milde gestimmte Mutter bald ganz zu Gunsten der verlorenen Tochter gewonnen. Ihr Aufenthalt war durch seine vielfachen Verbindungen bald ermittelt. Er hörte von ihrer Treue, Bravheit, Einfachheit. Er vernahm von ihrem trefflichen Sohne. Auf seine Verwendung bei der Regierung kam Rudolf in die Gegend, wo er sich zu seiner Freude in harten Geschicken zum fertigen Mann bildete. So war also noch mehr Grund dazu vorhanden, ihn zu fördern und zu unterstützen. Die Dinge hatten sich denn endlich gestaltet, wie wir sie kennen. Es fehlte nur noch die Mutter. Die alte Gräfin weinte Freudenthränen, daß sie die Tochter wiedersah. Sie schloß den braven Enkel an das Herz. Sie koste und herzte seine liebliche Braut.

Und der Baron hatte so recht seine Freude an der neuen Gestaltung der Verhältnisse. Wie vergnügt plauderte er mit der Mutter, der Schwester, dem Neffen! Aber nicht minder vergnügt war er mit Hedwig. Und hier bleibt uns noch ein Räthsel zu lösen. Die Mutter des Mädchens, das er wie eine Tochter hielt, war die Geliebte seiner Jugend gewesen, die er nicht heimführen konnte, weil sie schon verlobt war, als sie sein Herz

entflammte, und weil sie trotz des Interesses, das sie für den jungen Mann fühlte, das gegebene Wort heilig hielt. Er verließ darauf das Land. Der Zufall wollte, daß er die Jugendgeliebte als wackere Frau im Forsthause wiederfand. So entspann sich eine treue, echte Freundschaft.

Als die Trauerzeit für die Oberförsterin und Hedwig vorüber war, führte Rudolf seine Braut vor den Altar. Ob an diesem Tage das Glück auf dem Hause lag? Wer zweifelt daran! Der Baron aber legte eine Urkunde in die Hände der jungen Gatten, in denen er sie als die Erben von Eckartsberg bezeichnete.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Müller von Königswinter, Wolfgang,

Vier Burgen deutsche Adelsgeschichten

Bd.: 1

Leipzig (1862)